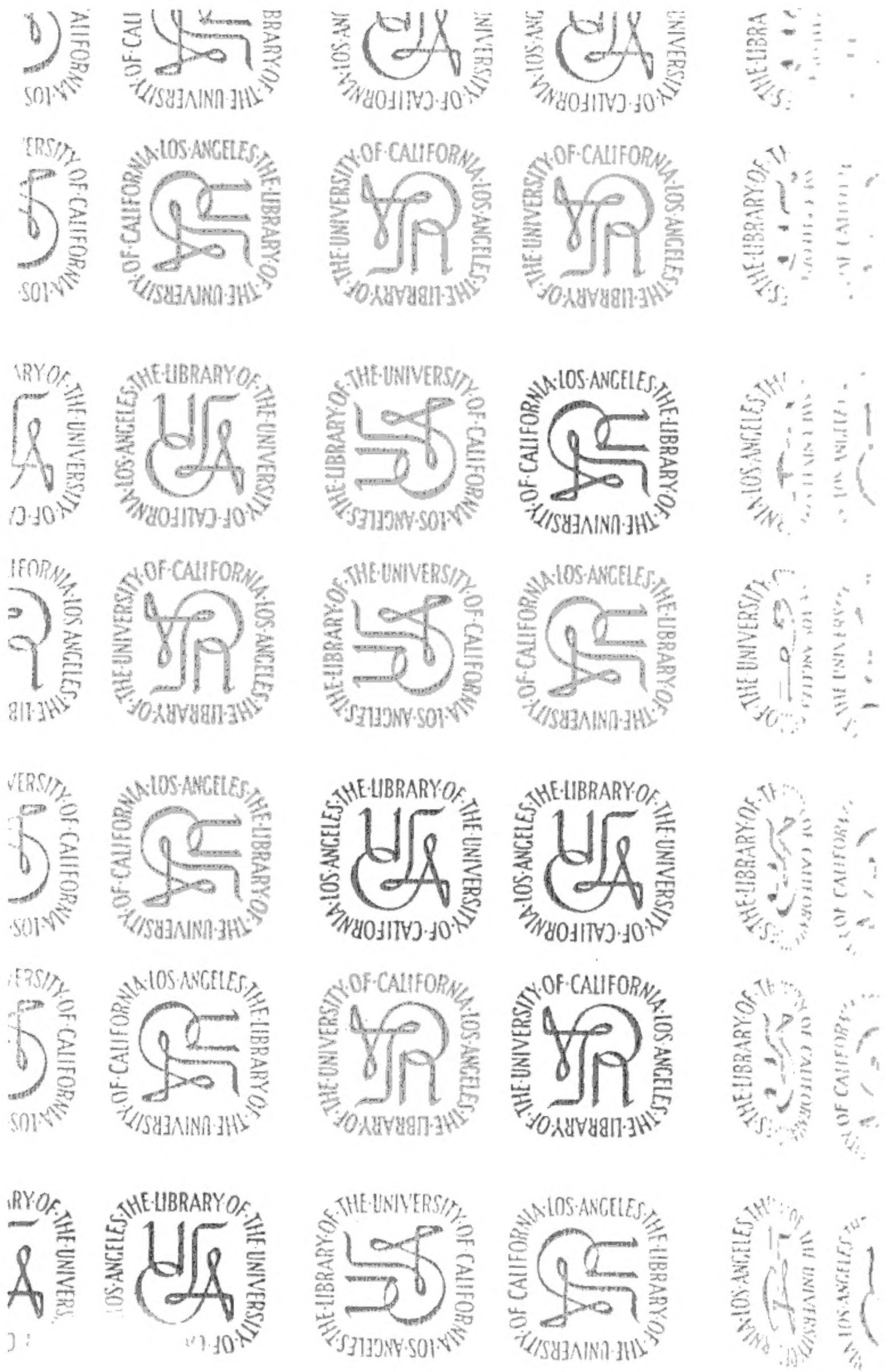


**40 JAHRE
SCHAUSPIELER:
ERINNERUNGEN
AUS MEINEM
LEBEN**

Emil Thomas





ORNA

THE UNIVERSITY

LOS ANGELES





Ernest Thomas

Emil Thomas

40 Jahre Schauspieler.

Erinnerungen

aus meinem Leben.



Berlin.

Verlag von Carl Duncker.

189



Emil Thomas

Emil Thomas

40 Jahre Schauspieler.

Erinnerungen

aus meinem Leben.



Berlin.

Verlag von Carl Duncker.

1895.

Jeder Nachdruck — auch solcher auszugsweise — wird strafgerichtlich
verfolgt.

Uebersetzungsrecht behält sich der Verleger vor.

Meiner geliebten Frau

Betty

zugeeignet.

Ich hab' einen Kameraden,
Einen bessern giebt es nicht!

Berlin, Mai 1895.

1090644

Wanderfahrten.

Ein Berliner Kind, bin ich am 24. November 1836 in einem schlichten Hause am Hackeschen Markt geboren. Die Nummer dieser meiner Geburtsstätte verschweige ich, weil ich mich der Hoffnung hingebe, daß die dankbare Nachwelt dieselbe doch noch ausfindig machen und an dem Gebäude, in dem ich die Weltbühne betrat, eine Gedenktafel anbringen wird.

Als Sohn eines vielbeschäftigten Zahnarztes sah ich in meinem elterlichen Hause so viel saure, verdrossene und verschollene Gesichter, daß in mir in frühester Jugendzeit schon der Gedanke dämmerte, der Beruf, Heiterkeit auf das Antlitz des Menschen zu zaubern, müsse entschieden angenehmer sein, als derjenige eines Zahnarztes.

Mein Vater siedelte ein Jahr nach meiner Geburt nach Breslau über; ich blieb in Berlin. Man brachte mich in eine Pension der Frau Hofpostsekretär Schäffer, geborene v. Maltitz. — Ihr

Vater war Schloßhauptmann des berühmten Fürsten Bückler-Muskau und hatte selbst mit diesem von Jugend auf in freundschaftlichen Beziehungen gestanden; in ihrem Heim gaben sich in Folge dessen Persönlichkeiten Rendezvous, die mir trotz meiner damaligen Jugend unvergeßlich bleiben.

Es verkehrten unter anderen der große Chirurg Dieffenbach, Professor der operativen Medicin an der Universität, die berühmten Geographen Professor Berghaus und dessen Schüler Henry Lange und Petermann, Fürst Bückler-Muskau, sowie der Weltumsegler Heinrich Smidt, dessen See- und Devrient-Novellen eine äußerst gelesene Lieblingslektüre des gebildeten Publikums waren.

Heinrich Smidt mochte mich besonders sehr gern, und in dem kleinen Hause in der Krausenstraße, gegenüber der böhmischen Kirche, verlebte ich zahlreiche und unvergeßliche Stunden. Die damaligen Koryphäen des königlichen Schauspielhauses, Moritz Kott, Döring, Franz, Ferrmann, Grua, Dessoir verkehrten dort, und es war mir vergönnt, ihren anregenden, allerdings noch nicht ganz verständlichen Gesprächen zu lauschen. Aber immer mehr wuchs der Drang zur Bühne in mir, die meine Jugendphantasie mit allen Reizen umkleidete.

Ich besuchte die Königstädtische Realschule, die ich mit einem sehr guten Zeugniß verließ

Aus der Pension kam ich in das Haus meines Großvaters, eines würdigen Patriarchen der Familie. Derselbe, Wollkaufmann, drang in mich, ebenfalls Kaufmann zu werden. — Ihm, dem würdigen, strengen, bürgerlichen, moralisch Denkenden auch nur eine Ahnung meines Vorhabens, zur Bühne zu gehen, mitzutheilen, hatte ich eine zu große Scheu.

Aber Kaufmann werden, um keinen Preis!

Da rückte ich plötzlich den Meinigen mit einer für sie ungeheuren Ueberraschung heraus: „Ich will Buchbinder werden.“

„Buchbinder?“ fragte mein Großvater.

„Zawohl!“ antwortete ich trotzig.

Kopfschüttelnd wandte sich der alte Herr von mir ab.

Und warum wollte ich Buchbinder werden?

Weil ich durch die Hoffnung beeinflusst wurde, als Buchbinderlehrling recht viel und namentlich Theaterstücke lesen zu können.

Im Herbst 1851 kam ich zu L. Fuergens am Alexanderplatz, einem noch heute bestehenden und renommirten Geschäft, in die Lehre. Ich fleisterte wacker drauf los, dabei geistig verschlingend, was mir unter die Finger kam. — Drei Jahre dauerte meine Lehrzeit. Ich machte mein zunftmäßig verordnetes Gesellenstück und wurde im Oktober 1854

in der Gesellenherberge in der Schornsteinfegergasse zum Gesellen geschlagen.

Lange machte ich keinen Gebrauch von dieser meiner neuen Würde, denn in diesem selben Jahre meldete ich mich bei dem Regisseur des Urania-Theaters, der bedeutendsten Liebhaber-Theaterbühne Berlins, aus welcher Größen, wie Pauline Ullrich (königl. sächsische Hofschauspielerin in Dresden) u. a. m. hervorgegangen sind. —

Als ich ihm declamatorische Beweise meines Talents gegeben, antwortete er lakonisch:

„Na, wir können ja mal versuchen; es sind ja so viel zum Theater gegangen, warum sollten Sie es nicht auch probiren. Kommen Sie morgen Abend 8 Uhr in die Kommandantenstraße (dort stand das Urania-Theater), und ich werde Ihnen eine Rolle geben.“ —

. Eine schlaflose Nacht. — Der Morgen brach an. —

Ich konnte den Abend dieses bedeutungsvollen Tages für mich kaum erwarten, und pünktlich um 8 Uhr stellte ich mich in der Urania ein. Dort fand ich bereits alle die Mimen versammelt, welche, meist unentgeltlich dem inneren Drang folgend, ihr Licht leuchten ließen.

Ein kleiner behender Herr, ein großes dickes Buch in der Hand, kam mir entgegen, stellte sich mir vor:
„Mein Name ist Entsch (starb in Berlin als

Theateragent, Vater des jetzigen Inhabers der Firma), ich bin der Souffleur des Urania-Theaters. Sind Sie der junge Mann, der den Jonathan spielen soll?"

Ich stotterte: „Ja, es ist die Möglichkeit, man hat mich hierher bestellt.“

„Na, dann nehmen Sie also diese Rolle, lesen Sie sie sich einmal durch, wir werden gleich anfangen zu probiren.“ — — —

Eine Rolle, endlich eine Rolle! — — —

Es war der Jonathan, der bucklige Seilergeselle in „Steffen Langer“, Schauspiel in 5 Akten von Charlotte Birch-Pfeiffer. Die Rolle war kaum ein Quartblatt groß, und doch erschien sie mir jetzt plötzlich wie ein Foliant.

Ich hatte ja noch niemals auf dem Theater gestanden, und nun sollte ich vor so bedeutenden Anhängern der Kunst eine Talentprobe abgeben. — Bitternd las ich und las. — — —

Endlich sagte mir ein älterer Herr, der sich für den Inspizienten ausgab:

„Sie müssen jetzt herausgehen.“

Ich ging heraus, plauderte meine paar Worte dem im Souffleurkasten sitzenden Herrn Entsch nach, und ermutigt durch seine Zurufe: „Sie machen es sehr gut, Sie sind ausgezeichnet“, fand ich mich nicht so schlecht mit meiner Aufgabe ab. — — —

Der nächste Sonntag, es war der 5. Januar 1855, brachte nun die Vorstellung. Der in der Theaterwelt wohlbekanntere Schauspieler und Schminkefabrikant Herbert (starb in Berlin), ebenfalls Mitglied der Urania, machte mir in erster Reihe begreiflich, daß die Schminke den Künstler mache.

Das leuchtete mir ein, und kaufte ich ihm gleich einen Vorrath ab, welcher hingereicht hätte, sämtliche Masken der komischen Menschendarsteller herzustellen.

Er weihte mich in die Geheimnisse des Schminkens ein, bemalte mir mein Gesicht, mit welchem ich zum ersten Male die Bretter betreten sollte, und wenn auch die neidischen Kollegen behaupteten, ich hätte ausgesehen wie ein tätowirter Indianerhäuptling oder mindestens wie ein Zebra, das Publikum freute sich bei meinem Erscheinen und ich erzielte einen Lacherfolg, der mich vor Freude und Aufregung mehrere Nächte nicht schlafen ließ.

Im Laufe der Begebenheiten sah ich aber ein, da alle größeren Rollen in „festen Händen“ waren, daß mir, einem Anfänger, große Partien nicht blühen könnten.

Ich beschloß also, der Urania Balet zu sagen, wandte mich an den damaligen Theateragenten Klose (starb in Berlin als Bierwirth), welcher mir auch sofort einen Kontrakt mit einer Monatsgage von zehn

Thalern als ersten jugendlichen Komiker zu Direktor Reindel (starb in Schlessien) verschaffte.

Derselbe hauste mit seiner Gesellschaft zur Zeit in Leobschütz in Oberschlessien.

Ausgerüstet mit einem reizenden Berliner Koffer, 20 Thaler baarem Geld, einem Almaviva schwarzen Tuches, rothgefüttert, wie ihn der Samiel im „Freischütz“ trägt, einem großen Calabreserhut, wallenden langen, blonden Locken trat ich nach thränenreichem Abschied von den Meinigen den Weg nach Leobschütz an. — — —

Direktor Reindel, welcher mit seiner Familie (Frau, fünf Töchter, drei Söhne und Schwester) in Leobschütz die Ehre hatte, dem höchsten Adel und Bürgerthum die gewaltigen Schöpfungen dramatischen Inhalts an das Lampenlicht zu befördern, empfing mich sehr liebenswürdig, aber er imponirte mir weniger durch seine kleine gedrungene Figur, wie durch den mächtigen Borstwisch, den er unter der Nase trug und der ihm eine verzweifelte Aehnlichkeit mit einem Dorfpolizisten in Civil verlieh.

Voll von Erinnerungen an die hehren Gestalten eines Kott, Hendrichs, Döring, Dessoir auf der Bühne, betrat ich den Musentempel der Direktion Reindel.

Es war ein kalter Winterabend, ungeheizt, mit unterdrücktem Dellampenlicht, einem spärlich ver-

sammelten Publikum, so fand ich das sogenannte Leobschüßer Theater vor.

Eigentlich Rathhausaal, wurde dieser, wenn Sitzungen der Rathsherren waren, sofort mit grünen Tischen versehen.

Man gab das Lustspiel: „Der alte Friß und seine Zeit“ von Boas.

Ich weiß nun aus der Geschichte, daß Friedrich der Große nie einen Schnurrbart trug, sah aber Direktor Reindel als Darsteller des alten Friß mit seinem mächtigen Schnauzbart, einer in's gräulich melirt schimmernden Puderperücke und einem Kostüm, in welchem er mehr einem fränkischen Postillon, als dem großen König ähnlich sah. — —

Leider regte sich schon damals in mir der Geist der Negation, welcher mir in Folge noch manche unangenehme Stunde bereitete, und während die Anderen pflichtschuldigst lobten, verstieg ich mich als dramatischer Kiefindiewelt zu der schnoddrigen Frage:

„Manu, haben Sie mal 'n ollen Frißen mit 'n Schnurrbart jesehn?“

Entsetzt blickten mich die Uebrigen ob dieser Kühnheit an — Reindel aber erwiderte pathetisch:

„Bei mich wird er immer so gespielt, denn der alte Friß war hauptsächlich ‚Militär‘, und der Schnurrbart ist durch und durch ‚militärisch‘!“

Damit strich er wohlgefällig den schwarzgewichsten Borstwich und ließ mich niedergeschmettert stehen! — —

Tags darauf sollte die Probe von „Doktor Fausts Hauskäppchen“ sein, einer österreichischen Posse, in welcher ich den Andreas Bimpernuß spielen sollte. —

Selbstredend hatte ich diese Rolle auf's Repertoire gesetzt, ohne sie jemals gespielt zu haben. Es ist dies Sitte der meisten Schauspieler, alle guten Rollen auf's Repertoire zu setzen, ohne sie je gespielt zu haben. — —

Auf der Bühne lernte ich einen Schauspieler kennen, welcher außer der Familie Reindel der einzige Fremde war. —

Herr Anton Portack (später Direktor reisender Gesellschaften in Hessen und Thüringen) rieth mir, garnicht erst aufzutreten, da er mir in Dresden, seiner Heimat, für mich höchst günstige, gewiß verlockende Mittheilungen machen könnte. — —

Später sah ich ein, daß ihm meine goldene Uhr und Kette und der oben genannte Almaviva mehr werth waren als meine Person! Er schilderte mir die Zustände des Theaters in Leobschütz in so grauen Farben, daß ich auch einwilligte und — ohne je die berühmten Bretter von Leobschütz betreten zu haben — heimlich mit ihm entwich.

Unterwegs, auf der Reise, bemächtigte sich meiner

einiges Mißtrauen gegen Portack, da er es stets vorzog, mein Portemonnaie statt des seinen zu benutzen, und als wir in Koblfurt ankamen, huschte ich aus dem Coupée und nahm mir ein Billet — nicht nach Dresden, sondern nach Berlin!

Als die betreffenden Züge sich in Bewegung setzen wollten, sah Portack zu seinem Erstaunen, daß ich nicht in seinem Wagen, sondern in dem nach Berlin gehenden saß, und verwundert sagte er zu mir:

„Sie sind im falschen Zuge!“

„Nein“, rief ich, „ich glaube, ich bin im richtigen!“ —

So traf ich denn nach fünftägiger Abwesenheit wieder in Berlin ein, mit Eindrücken einer Probefahrt, die mindestens jedem Anderen als Warnung gedient hätten. —

Zu meiner Familie wagte ich nicht zu gehen, — ich eröffnete mich der Vorsteherin meines früheren Pensionats; — diese nahm mich tröstend auf und so wartete ich denn der Dinge, die da kommen sollten.

Und richtig!

Eines Tages erhielt ich einen Brief aus Schneeberg im Erzgebirge.

Wiederum war es der benamste Portack, der mich nun mit der glühendsten Beredtsamkeit auf-

forderte, nach Schneeberg zu kommen, da er dies für das Eldorado meiner Bestrebungen hielt. — Ich folgte diesem trügerischen Rufe und kam nach anderthalbtägiger, unerquicklicher Reise Abends in Schneeberg an. . . .

Schneeberg, ein Städtchen auf einem Hügel gelegen, hatte im „Gasthof zur Sonne“ vielleicht das schönste Gebäude. Hier kehrte ich ein.

Die Sonne sollte auch mir leuchten, so glaubte ich, aber ich empfand später, daß diese Sonne für mich eine Finsterniß war.

Ich fragte den Oberkellner wo das Theater wäre. Erstaunt blickte er mich an und sagte in schönstem sächsischen Jargon:

„Dheater hab' mer keens. Aber unden im Dorfe, in Oberschlehma, da schpielt och 'ne Druppe, die Direktorin heeßt Bitterlin. — Aber die dürfen nich inner Schtadt schpielen, des leid't de Bolizei nich.“

Sprachlos stand ich vor ihm, mich von oben bis unten musternd, und dann achselzuckend an sein Geschäft gehend, hörte ich nur noch, wie er murmelte:

„Des is och so eener!“

In einer halben Stunde hatte ich auch die quittirte Rechnung, da man in dieser Beziehung damals schon ebenso vorsichtig war wie heute.

Nachdem ich meinen Tribut entrichtet, ging ich auf die Suche und fand das Dorf Oberschlehma, einen, entzückend an einem sich hinschlängelnden Bache gelegenen, malerischen Ort.

„Im rothen Dchsen“ hieß es, wird Comödie gespielt.

Der „rothe Dchse“ war sehr bald gefunden und vor demselben standen versammelt die treuen Barden und Fechtbrüder der Direktion. —

Frau Direktor Pitterlin (starb in Sachsen) — wer in der Theaterwelt kennt den Namen ihres damals bereits verstorbenen Mannes nicht aus unzähligen Anekdoten? — schwang hier das Scepter, leider aber nicht mehr mit der Umsicht und Energie, mit welcher Pitterlin seine Truppe einst zu einer der renommirtesten Wandertruppen gemacht und manches Talent in derselben entwickelt und großgezogen hatte. — War doch u. A. der berühmte Leipziger Komiker Ballmann (gestorben in Leipzig) aus der Pitterlin'schen Schule hervorgegangen.

Von Gage war natürlich keine Rede, es wurde auf Theilung gespielt, ein Modus, welcher übrigens mit großen Schwierigkeiten verbunden war, da es absolut nichts zu theilen gab, trotz unserer besten Repertoirestücke. —

Mein erstes Auftreten sollte der Pierrot in

dem alten Baudeville „Mutterseggen oder die neue Fanchon“ sein.

Selbstredend hatte ich noch nie den Pierrot gespielt und entdeckte mich einem älteren Kollegen, bat ihn, mir Unterweisung zukommen zu lassen, was derselbe gegen ein bescheidenes Honorar, eines gelegentlichen Frühstückes auch that. Außerdem aber war er Souffleur, Heldenvater, Charakterspieler und Beleuchter, bei letzterer Funktion mußte ihn aber die ganze Gesellschaft unterstützen.

Wir waren nämlich alle verpflichtet, wenn wir nicht auf der Scene zu thun hatten, die Talglichter, mit welchen die Bühne mäßig beleuchtet war, zu putzen; da aber dies mit den Fingern geschah, so gehörte es nicht zu den Seltenheiten, daß plötzlich in einer Liebescene auf dem Theater aus den Coulissen ein schmerzliches „Au!“ hineintönte, wenn irgend wer sich die lebendige Lichtputzscheere an einer glühenden Dochtschnuppe verbrannt hatte.

Ich war an jenem „Mutterseggen“-Abend auf die Rolle des Pierrot nicht wenig stolz.

Allerdings genirte es mich, daß ich mich an Stelle der bekannten Dreh-Leyer mit einer alten Guitarre behelfen mußte, an welcher nur der halbe Deckel und die Saiten fehlten.

Ich trug das Werthstück an einem schalkhaft blauen Seidenband über die Schulter, das ich für

mein letztes Achtgroschenstück erstanden hatte, und empfing mit großer Genugthuung das Kompliment, daß sich die Sache sehr gut ausnähme.

Mein Lehrer spielte den Vater Loustalot und es machte sich recht gut, wenn er eben noch im Kostüme in seinem Souffleurkasten saß und gelegentlich rechts und links die Talglichter schnäuzte, dann plötzlich verschwand, während ein Anderer an seiner Stelle auftauchte, und er, finsternen Blickes, mit zorndurchfurchtem Gesicht auf der Bühne erschien, um seine Tochter um ihrer Liebe willen zu verfluchen, dieselbe Tochter, der er selbst kurz vorher die zärtlichste Liebescene mit ihrem André eingeflüstert hatte.

In Ermangelung irgend welches klingenden Lohnes für meine Leistung verspeiste ich sorglos den Inhalt meines Koffers. —

Ein Stück nach dem andern wurde an einen alten Trödler verhandelt, allein schließlich versiegte auch diese Quelle, und Portack, der bisher treulich alles mit mir getheilt hatte, was ich aufreiben konnte, hielt es an der Zeit, daß wir unser Heil anderweitig versuchten, — und so sagten wir eines Tages unsern Pitterlin'schen Leidensgenossen Valet und wanderten zu Fuß nach dem vier Stunden entfernten Zwickau, um dort ein Engagement zu suchen. —

Schöner Gedanke!

Es war allerdings im „Deutschen Hause“ zu

Zwickau ein Theater, aber es war ein Opernunternehmen, welches der treffliche Baritonist Meinhardt (gestorben in Glogau), der Vater der Soubrette Helene Meinhardt (lebt in Steglitz bei Berlin), mit Geschick leitete. —

Als Dirigent fungirte Otto Dessoff (starb in Frankfurt a. M.), der spätere berühmte Hofkapellmeister der Wiener Oper; die Vorstellungen waren musterhaft und wären noch interessanter für mich gewesen, hätte ich Aussicht für ein warmes Abendbrot oder eines immerhin frugalen Frühstückes gehabt. — Da aber nun einmal das Leben von dem prosaischen Essen abhängt, so mußte doch irgend etwas geschehen, und Portack, der Sohn eines Dresdener Blumenfabrikanten, verfiel auf die Idee, sein Talent in diesem Geschäftszweige zu verwerthen.

„Wir machen jetzt Blumen,“ sagte er eines Tages.

„Blumen?“ fragte ich erstaunt.

„Ja, das ist ganz einfach, ich werde die Blumen fabriziren aus Gewürz-Nelken, Pfeffer, Reis, und Sie, lieber Thomas, haben dieselben zu verkaufen.“

Ich war von dieser Anrede etwas überrascht, denn zu solchen Ausfluchtmitteln zu greifen, schimmerte bei mir auch nicht die geringste Idee. —

Gesagt, gethan! —

Das Material erwarb Portack auf Borg bei

dem nächstwohnenden Krämer, flugs setzte er sich an die Arbeit, und vor ihm standen zehn, zwölf der reizendsten Gewürzsträuchchen.

Ich hatte in der Eile aus Pappe einen Karton zusammengemeißelt, und nun ging es als Blumenhausfirer auf die Wanderschaft

So durchstrich ich das ganze dortige Kohlen- und Weberviertel, Bokwa, Schedewitz, Hohenmülzen, St. Jakob bis nach Groß- und Klein-Lungwitz, jenen berühmten Dörfern, der Geburtsstätte des „Schulmeisters Lerchenschwamm“ aus „Sachsen in Preußen“. Das Geschäft ging gar nicht so schlecht, ich verstand vortrefflich meine Waare anzupreisen und wurde sie auch los. Aber lange sollte diese kommerzielle Existenz auch nicht dauern. —

Es war an einem Sonntagmorgen, als ich in der Stadt Zwickau wiederum meinen Geschäften nachging. Da heftete sich plötzlich das unerbittliche Fatum in Gestalt eines sächsischen Gendarmen an meine sehr defekten Sohlen. Der uniformirte Vertreter von Recht und Gesetz fragte mich, ob ich nicht wisse, daß in der Zeit, wo Gottesdienst abgehalten würde, der Verkauf von Waaren verboten sei? Zugleich fragte er mich nach meinem Hausirschein und, das Schlimmste, nach meinen Legitimationspapieren.

Da stand ich

Ich hatte weder Paß, noch Hausirschein. Man

schleppte mich auf das Polizeibureau und ich hatte dort ein abermaliges langes Verhör zu bestehen, dessen Endresultat trotz aller meiner Bemühungen, den betreffenden Beamten Achtung für meinen „höheren Künstlerberuf“ einzuflößen, war —, daß man mich als einen „unlegitimierten Hausirer“ behandelte, den man einfach über die Grenze schaffte.

Während ich diese Zeilen niederschreibe, liegt es vor mir, das Königl. sächsische Aktenstück, welches besagt, daß der angebliche Schauspieler Emil Thomas binnen 4 Tagen per Eisenbahn das Königreich Sachsen zu verlassen habe, widrigenfalls u. s. w. u. s. w.

Per Eisenbahn!

Du lieber Gott, welche Begriffe der Zwickauer Polizei-Assessor von meinen Vermögensverhältnissen haben mußte!

Doch ein Gutes hatte dieser Vorfall, ich hatte in dieser Zwangsreiseroute doch immerhin eine Legitimation, und so fügte ich mich ohne Weiteres und wurde mit der strengen Mahnung entlassen, Zwickau schleunigst den Rücken zu kehren. — Der Abschied von Portacß fiel mir nicht schwer, und ich tröstete mich mit dem Schiller'schen Wort: „Kurz ist der Abschied für die lange Freundschaft.“ — — — —

Mein schöner Almaviva war längst den Weg aller Leihämter gegangen. Das Einzige, was ich mir gerettet hatte, war ein schwarzer Frack, dito

Beinkleider mit einer karrirten Plüschweste, dazu eine breite Mütze mit großem Schirm und einer Troddel und ein kleines, in einem Taschentuch eingebundenes Päckchen, welches einige Hemden und ein Paar Socken enthielt.

So wanderte ich beim herrlichsten Frühlingswetter, barfuß, meine Stiefel an einem Stock gebunden, auf dem Rücken tragend, aus den Thoren Zwickau's.

Warum barfuß?

Weil ich mir sagte: du hast nur ein Paar Stiefel und wenn die kaputt sind, hast du gar keine.

So kam ich über Hainichen, dem Geburtsorte unseres großen Gellert, nach Greifendorf bei Waldheim.

Hier mimte der Direktor Crusius.

Dieser Mann, der mir in späteren Jahren das Vorbild des berühmten Theaterschmierendirektors Striese im „Raub der Sabinerinnen“ wurde, antwortete auf meine Frage, ob er ein Mitglied gebrauchen könne:

„Versteht sich, solche Kerlchens, wie Sie sind, können mer immer geprauchen.“

Dabei blinzelte er mich mit seinen kleinen Augen wohlgefällig an, setzte seinen Oberkörper, der auf zwei mächtigen Säbelbeinen ruhte, die mit weiten Türkenhosen umhüllt waren, in Positur und sagte:

„Sie können morchen den Max im „Freischütz“
singen. Sie haben ihn doch gesungen?“

„Natürlich,“ war wieder meine Antwort.

Ich erhielt ein vergilbtes Exemplar von Noten,
Stimme nebst Rolle, und mußte sofort mit dem
Darsteller des Eremiten, der auch zu gleicher Zeit
der Dirigent war, eine Probe machen.

Der Mann war taub. — Dies merkte ich jedoch
erst, als er auf dem Instrument, welches sich Piano
nannte, aber nur zwei aufgezugene Saiten entfaltete,
mit mir die Partie durchging. — — —

Der nächste Abend brachte nun die Vorstellung.

Mein Kostüm als Max im „Freischütz“ bestand
aus einem Paar sächsischen Postillonsstiefeln, meinen
schwarzen Beinkleidern, einer gestrickten Jacke und
einem Jägerhut. So angethan, betrat ich als Max
die Bühne. —

Das Publikum bestand aus Kindern und den
ältesten Leuten des Dorfes, da das junge Volk auf
dem Felde zu thun hatte.

Hier wurde für Viktualien gespielt, die Abends
getheilt werden sollten. Das war nämlich so: Ein-
trittsgeld durfte nicht genommen werden, das hatte
der Schulze des Dorfes verboten, dagegen wurde ein
Umtauschgeschäft entriert; gegen Hinterlegung von
Würsten, Speck, Kartoffeln, Brod, erhielten die
Theaterbesucher Billets und nach der Vorstellung

wurde die Naturalverpflegung unter die Mimen getheilt! —

Mein Debut fiel äußerst kläglich aus, denn über „Durch die Wälder, durch die Auen“ kam ich nicht hinweg, und das unverständige Publikum mißbilligte sogar diese meine im Schweiße des Angesichts heroische Leistung.

Ich wurde stets mit Hohnlachen begrüßt, und selbst das Colophoniumfeuer in der Wolfschlucht, welches die Zuschauer ermuntern sollte und blizartig über die Coulissen zuckte, konnte das Publikum nicht in Raison bringen. Ich war eben zu komisch und mein Tenor wohl nicht bedeutender, als er heute ist.

Gräßliche Vorwürfe harrten meiner, als die Vorstellung zu Ende war, und zur Strafe erhielt ich keinen Theil der eingenommenen Viktualien.

Da die Geschäfte auf diese Weise nicht mit unseren Bedürfnissen in Einklang standen — denn wir lebten von den Almosen des Gastwirthes, in dessen Wirthshaus der Musentempel sich befand — beschloß der findige Direktor Crusius eine Vorstellung im Freien zu veranstalten und zwar „die Räuber“ — zu Pferde. — —

Es wurde ein fliegendes Theater errichtet von Lannenreis, und jedes der Mitglieder hatte mit Hand an die Arbeit zu legen. Und so konnte man mich — den von seiner Familie verhätschelten Burschen —

mit einer Karre, vollgepackt mit Tannenreis, durch das Dorf jagen sehen.

Der Zufall fügte es, daß an diesem Sonntage eine böhmische Musikantengesellschaft von sechs Mann durch das Dorf zog; wir hielten sie fest und so hatten wir doch ein Orchester. Die Trompeter wurden in verschiedenen Gegenden aufgestellt und bliesen das Publikum aus dem Dorfe heraus auf den Schauplatz unserer künstlerischen Thätigkeit.

Was wir an diesem Tage dem guten Schiller angethan haben — das spottet jeder Beschreibung.

Abgesehen davon, daß wir „die Räuber“ für die deutsche Bühne, wie man zu sagen pflegt, eingerichtet hatten, denn die ganze Vorstellung dauerte nur 1½ Stunden, so war auch das, was übrig geblieben, schauerlich. Auf den elendesten Bauernmähren kam Karl Moor mit seinen Getreuen angejagt. Zuerst machte das Effect, aber später war das Publikum abgestumpft.

Allem aber setzte meine Idee die Krone auf. Um recht zu gefallen, erschien ich als Spiegelberg auf einem Esel. — Als ich triumphirend auf diesem Anthier sitzend hereinreiten wollte, drehte sich das Biest um, und so erschien ich mit dem Revers, — — und unter dem Gejohle des Publikums und dem Ja-Gebrüll meines Grauhäuters warf ich den Rest der Vorstellung vollständig über den Haufen!

An diesem Tage fand die Vorstellung nur für baares Geld statt. Es war eine ganz erkleckliche Summe zusammengekommen, und als die Theilung beginnen sollte, benutzte der Schauspieler Jung, der den Franz Moor gespielt hatte, einen günstigen Augenblick, blies die schon abgelaufene Talgkerze aus, und mit dem Rufe: „Grapsche, wer grapschen kann!“ griff er in das auf den Tisch aufgehäuft liegende Geld.

Die Verwirrung war unbeschreiblich.

Da fühlte ich an meinem Fuße ein herabgerolltes Geldstück. — Schüchtern trat ich darauf, und ehe Licht gemacht werden konnte, war auch der Räuber Jung verschwunden — ich habe ihn nie wiedergesehen.

Alles stürzte ihm nach. Die Theilung war zu Ende und kein Mensch wußte, wer eigentlich getheilt oder ungetheilt war

Ich trat nun von dem Geldstück, welches ich unter meinem Fuße hatte, es war — ein polnisches Achtgroschenstück.

Geld, — endlich Geld!

Da der beabsichtigte Schluß der Saison beim Direktor Crusius sich vollzogen, so wanderte ich mit meinem Kleinod, dem Achtgroschenstück, zu Fuß über Waldheim, Rossen nach Dresden. Die Altenburger Herberge in der Scheffelgasse konnte viel, sehr viel

erzählen von den Abenteuern, welche reisende Schauspieler dort erlebt haben.

Auch ich trat schüchtern in die eingeräucherte Gaststube. Es war gerade Topfmarkt in Neustadt-Dresden, also überfüllt von all' den kleinen Fabrikanten irdenen Geschirrs, welche zur Zeit ihre Waare dort feilboten.

Der Wirth, ein sehr gewiegter Mann mit einem Kennerblick, sagte: „Doch Schauspieler, setzen Sie sich nur gleich hier mit 'ran und essen Sie was.“

Es gab „Schmorfleisch mit Klöße“, dazu ein Glas Feldschlößchen — ein lustliches Mahl für mich.

Welche Zeiten hatte ich durchlebt!

Nachdem ich mein Mahl eingenommen, fragte ich bescheiden nach einem Nachtlager, und es wurde mir oben im großen Saale, in welchem Weiber, Greise, Kinder, Männer harmonisch zusammengepfercht schliefen, auch eine derartige Matrage angewiesen. Als ich am Morgen erwachte, war Alles ausgeflogen, nur der Hausknecht stand vor mir und fragte mich nach meiner Legitimation. Ich hatte nichts weiter als die besagte Reiseroute, die bereits seit Wochen abgelaufen war. Er sah sie mit bedenklicher Miene an, kam nach einer Viertelstunde zurück, und ich mußte auf die Polizei. Dort herrschte man mich an, daß ich nicht schon längst in Berlin sei, drückte den

Stempel „Nach Berlin“ drauf und entließ mich mit dem Bemerkten, mich nicht wieder hier sehen zu lassen.

Was nun? Da stand ich wieder ohne Rath!

Es war auf der Bürgerwiese, wo Mittags bei herrlichem Sonnenschein sämtliche Kindermädchen mit den obligaten Erdenbürgern versammelt sind. Rings herum sah ich die herrlichen Paläste, das frische Grün mit den prachtvollsten Fontainen. Ich setzte mich neben die junge Hüterin eines lieblichen Kindes, fragte sie bescheiden nach den verschiedenen Palästen und ihren Bewohnern, und so kam ich auch plötzlich an ein Haus, welches sie mir als das der preußischen Gesandtschaft bezeichnete.

„Halt!“ sagte ich mir: — — Preußische Gesandtschaft! Die muß dir helfen, die muß dich aus der Patsche ziehen!

Gesagt, gethan!

Ich steuerte nach der preußischen Gesandtschaft. Ein dicker Portier empfing mich, hörte meine ganze Leidensgeschichte mit an, weinte mit mir einige große Thränen, indem er mir erzählte, daß er auch einen Sohn in der Fremde habe, dem es vielleicht ebenso gehen könnte.

„Gehen Sie nur hinauf, und erzählen Sie Ihre ganze Geschichte, Ihnen wird gewiß geholfen.“

Damit klopfte er mir auf die Schulter, und ich

stieg die herrlich mit Teppichen belegten Treppen hinan.

Oben angelangt, wurde mir auf mein zagendes Klopfen ein lautes „Herein“, und vor mir stand ein Herr im schwarzen Frack und weißer Kravatte, mit wohlwollendem, sympathisch berührendem Gesicht. — Diesem erzählte ich frank und frei, wie mir's gegangen, daß ich nach Berlin geschrieben, um einen Paß gebeten, derselbe aber noch nicht eingetroffen sei, und daß man mich per Schub nach Berlin dirigirt habe; zudem wäre ich ohne alle Existenzmittel und bäte um die Erlaubniß, noch länger in Dresden bleiben zu dürfen, da zur Zeit der Direktor Resmüller, Verfasser und Componist vieler wirksamer Stücke, u. a. „Die Zillerthaler“ mit dem Liede „Wenn ich zu meinem Kinde geh!“ (privatisirt in Hamburg), in Reisewitz bei Dresden das neue Sommertheater eröffnete, und ich dort ein Engagement erhoffte.

Nachdem er mir ruhig zugehört, ersuchte er mich einen Augenblick zu warten und ging in ein anderes Zimmer. Ich hörte bald Murmeln, dann Lachen, wieder ein „Dho“, und während ich so in Erwartung harrte, trat der Betreffende heraus und gab mir die zusammengefaltete Reiseroute zurück mit den Worten:

„Möge es Ihnen recht gut gehen.“

Ich war sprachlos, empfahl mich schüchtern und

wankte die Treppe hinab. Unten im Thore erwartete mich schon mein Portier:

„Nun, wie war'sch?“

Ich zog die zusammengefaltete Reiseroute heraus und hörbar seufzend sagte ich:

„Gar nichts, nichts! Sehen Sie, das gab man mir zurück.“

In diesem Moment fiel ein — preußischer Friedrichsd'or aus dem zusammengefalteten Papier. — Ich machte dasselbe hastig auf und zu meinem Erstaunen las ich:

„Es steht dem Schauspieler Emil Heinrich Thomas aus Berlin frei, sich vierzehn Tage im Königreich Sachsen aufzuhalten, damit er seinen preußischen Paß erwarten kann“. „Königliche preußische Gesandtschaft, gez. Ladenberg.“

Mein Erstaunen, meine Freude war unbeschreiblich.

Es ging mir und dem Portier wie in der Bürgerschaft: „Und in den Armen lagen sich beide!“ Er drückte mir die Hand, und mit dem Wunsche, daß es mir wohlgehen möge, trennten wir uns.

Mit leichten Sprüngen hüpfte ich über die Bürgerwiese hinauf zur Brühl'schen Terrasse, wo Kapellmeister Hühnerfürst (starb als Theaterdirektor in Rostock) seine herrlichen Weisen erklingen ließ. Ich setzte mich mit ausgespreizten Beinen an einen

der Tische, bestellte mir eine Tasse Kaffee und im Besitze eines preussischen Friedrichsd'ors ließ ich stolz meine Blicke weit über die Elbe schweifen. . . .

Leider wurde aus dem Engagement bei Direktor Neßmüller auch nichts, der Mann war versorgt und meine Baarschaft beinahe aufgezehrt.

Wieder ging's auf die Wanderschaft, zu Fuß in der Richtung nach Berlin. . . . Mir wurde es doch nun klar, daß dies Wanderleben, beim Theater Carriere zu machen, vom Uebel sei. Todtmüde kam ich am zweiten Tage nach Röderau. —

Ich stand auf dem Bahnhof, ein paar Pfennige in der Tasche; das einzige Hab und Gut, das ich noch besaß, war — ein Solinger Federmesser. — Dieses Kleinod mit Säge, Scheere und sonstigen Attributen für Toilettengegenstände ausgerüstet, war damals ein sehr theures, werthvolles Stück. Schüchtern näherte ich mich dem Oberkellner des Bahnhofrestaurant's und bot ihm dasselbe zum Verkauf. Er besichtigte es und bot mir achselzuckend 15 Silber Groschen. — Dies hatte der stationirende Gensdarm bemerkt, der mich auch sofort nach meiner Legitimation fragte. Ich rückte nochmals mit meiner Reiseroute heraus, und mit dem Finger drohend, sagte er:

„Nun ist's aber die höchste Zeit!“

Da stand ich. . . .

„Wieviel Tage hast Du nun zu laufen, bis Du

nach Berlin kommst? Wie kommst Du überhaupt nach Berlin?"

Ein Schnellzug rollt in den Bahnhof.

Der Lokomotivführer, schwarzberuht, springt herunter, und, mich sehend, ruft er:

— — „Emil, bist Du's, oder bist Du's nicht?"

„Ich bin's, aber wer sind Sie?"

„Manu? Weeßte denn nicht mehr, ich bin doch Maybaum, wir haben doch in die Schule eene Banke zusammen gedrückt!"

„Ja, ja", erwiderte ich, mich dunkel erinnernd.

„Wat bist Du denn?"

„Schauspieler!" stotterte ich.

„Det wußte ick doch, det et so kommen würde. Du warst schon in der Schule so'n verfluchter Kerl. Wo willst du denn hin?"

„Ja", hauchte ich, „ich möchte nach Berlin, aber ich habe kein Geld."

„Donnerwetter! Wie machen wir das?"

Einen Augenblick nachdenkend, faßte er mich beim Kragen, und ich saß in einem Coupé erster Klasse auf Sammetpolstern. — Nachdem Maybaum mit dem Inspektor die Sache schnell geordnet, setzte sich der Zug in Bewegung, und da Lokomotivführer wenig essen, brachte er auf jeder Station ein anderes Getränk, so daß ich in etwas benebeltem Zustande Abends 9 Uhr in meiner Vaterstadt antaumelte.

Langsam und scheu schlich ich an den Häusern entlang; wie der reuige, verlorene Sohn trat ich in die Wohnung der Meinigen und wurde natürlich in Liebe und mit dem Ausdruck größter Freude aufgenommen.

Nun wird ihm das Theaterleben gründlich verleidet sein, sagte man sich.

Im Gegentheil!

In den nächsten Tagen sann ich, ausgestattet mit einem äußerst eleganten Kostüm, nach, wie ich so schnell als möglich die künstlerische Laufbahn wieder aufnehmen könnte. Das eine aber war mir klar: in derartige Verhältnisse, wie du sie kennen gelernt hast, kehrt du nicht wieder zurück.

Aus meiner Schulzeit kannte ich die Familie Harwardt (beide in Berlin verstorben). Der Mann bekleidete den Posten eines Inspizienten, die Frau das Fach der komischen Alten am Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater in der Schumannstraße unter der Direktion Friedrich Wilhelm Deichmann.

Die jüngeren Harwardt's, meine Schulgenossen, luden mich zum Besuch ein und bei dieser Gelegenheit bat ich den Vater, mir doch eine Stellung an der Friedrich-Wilhelmstadt verschaffen zu wollen.

Als Schauspieler war es unmöglich, mich unterzubringen; dagegen bot er mir den Posten eines sogenannten „Abräumers“ an. Es gab damals noch

keine Zwischenvorhänge, und bei den Verwandlungen mußten bei offenem Vorhang vor den Augen des Publikums Möbel und Requisiten von der Bühne abgeräumt und umgekehrt auf die Bühne gebracht werden. Eine solche Stellung bot man mir, und obwohl dieselbe nur fünf Thaler monatlich, in halbmonatlichen Raten postnumerando zahlbar, einbrachte, nicht gerade übermäßig war, mir aber wiederum Gelegenheit gab, die Theaterlust, die ich nun einmal nicht mehr entbehren konnte, athmen zu können, nahm ich die Stellung an.

Ich erhielt ein Paar lange Strümpfe, kurze seidene Hosen, eine weiße Weste, einen Bedientenrock, und so angethan, trug ich frischfröhlichen Muthes jeden Abend die Möbel auf die Bühne hinein und heraus. Dazu hatte ich jeden Sonnabend die Verpflichtung, im Garten des Friedrich-Wilhelmstädtischen Theaters die Möbel auszuklopfen.

In dieser Thätigkeit wurde mir das große Glück zu Theil, wohl die bedeutendsten Schauspieler und Schauspielerinnen ihres Genres von Angesicht zu Angesicht sehen zu können, welche in jener Zeit engagirt oder gastirend am Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater wirkten. Als Gäste sah ich: Nestron, Kott, Scholz, Grois, Carl Treumann, Gustav Käder in ihren Glanz- und Prachtrollen; Anton Ascher (starb in Meran), der berühmte Bondivant, war Oberregisseur, und C. A. Görner (starb in Hamburg), einer der be-

deutendsten Charakterspieler und Lustspieldichter, führte ebenfalls Regie. Die Damen Geistinger (lebt privatirend in Wien), Genée (gibt in Berlin dramatischen Unterricht), Feigel (gestorben in Breslau), Rudloff (verheirathete Lady Maxence), Schönhoff, spätere Frau Friedrich Haase (lebt in Berlin), die Herren Hesse (starb in Berlin), Weirauch (starb in Rudolstadt), Stoß (starb in Frankfurt a. M.), Haase (starb in Berlin), Knaack (starb in Wien), Rüger (starb in Berlin), waren die Lieblinge des Berliner Publikums.

Begeistert folgte ich in meiner Funktion als Möbelträger den Vorstellungen der „Journalisten“, der „Waise von Lowood“ und der „Bummel von Berlin“.

In letzter Posse war's, wo der Komiker Wilhelm Knaack, ein Liebling der Berliner, in seiner ewig scherzenden, heiteren Art zu mir sagte:

„Was machen Sie denn für ein ernstes Gesicht, die Möbel müssen lustig herausgetragen werden, das Stück ist ja 'ne Posse.“

Ich verstand wohl, daß er mich schrauben wollte und sagte übermüthig zu ihm:

„Was Sie können, kann ich auch, aber ich komme leider nicht dazu.“

Ueber diese Antwort höchlichst erstaunt, fragte er nach meinem Namen und ersuchte mich, zu ihm zu kommen. —

Ich folgte sofort seiner Einladung und dem stets fröhlichen Wilhelm Knaack habe ich es zu danken, daß ich sehr bald in ein geregeltes Theaterleben kam.

Seine Aufmunterungen, fein belehrendes, liebenswürdiges Wesen waren nicht ohne Erfolg bei mir, und als er an der Cholera erkrankte, suchte ich einen Theil meiner Dankbarkeit für ihn dadurch abzutragen, daß ich ihm drei Tage und drei Nächte pflegend zur Seite stand. — Er nannte mich später mündlich sowie in seinen Briefen seinen Lebensretter und bis zu seinem Tode sind unsere Beziehungen stets die besten geblieben. —

Im Oktober 1855 las ich in einer Zeitung, daß Mitglieder für Schauspiel gesucht würden und zwar von Direktor Emil von der Osten, Vater des noch lebenden sächsischen Hofschauspielers. Derselbe gab in Delitzsch Vorstellungen.

Ich schrieb an ihn, erhielt Engagement und reiste nun mit einem Kontrakt, der mir zwölf Thaler monatlich zusicherte, als jugendlicher Komiker mit den besten Wünschen meines mir Freund gewordenen Wilhelm Knaack nach Delitzsch.

Von nun an beginnen in meiner theatralischen Laufbahn so ziemlich geordnete Verhältnisse. Direktor Emil von der Osten erfreute sich des Rufes eines außerordentlich reellen und anständigen Theater-

direktors. Wir bereisten die Städte Delitzsch, Torgau, Zeitz und Artern.

Die Saison begann am 1. Oktober 1856 und hörte, wie es bei derartigen Unternehmungen üblich ist, am Palmsonntag vor Ostern 1857 auf. Osten erkannte mein Talent und förderte dasselbe auf das beste. Es waren fröhliche Tage, die ich bei der Osten'schen Gesellschaft verlebte. Die Romantik des Reisens offenbarte sich mir hier in vollstem Maße.

Unvergeßlich ist es mir, als wir eines Abends in Zeitz „Die Grabesbraut“, ein Trauerspiel in sechs Akten von Heinrich Bahrdt vollbracht hatten.

Die Uhr des Rathhauses hatte zwölf geschlagen und die Vorstellung war eben zu Ende; da wurde hastig noch ein frugales Abendbrot eingenommen, die Zelte abgebrochen, die Dekorationen, Kostüme u. s. w. auf einen Leiterwagen gepackt!

Auf einem anderen Wagen lagen mehrere Strohbündel, die zu Sitzen für die Mitglieder hergerichtet waren und um zwei Uhr Nachts wurden wir in einer kalten Januarnacht von einigen umstehenden, halb-erfrorenen Freunden mit einem „Lebewohl“ verabschiedet. —

Der Direktor in einem weiten Radmantel, mit einem Calabreserhut, wie ein alter Wallensteiner, saß vorn auf dem Bock und führte die Peitsche. Unsere Anstandsdame sowie die erste Liebhaberin saßen, die

erstere in einen falschen Hermelin gehüllt, die zweite in einer Sammetkasaweika, schweigend und sinnend, an neue Nuancen für ihre Aufgaben im nächsten Städtchen denkend, während der Fahrt bildsäulenartig da. Ueber das Alter des eigentlichen Strafmaßes hinaus, immer sehr spröde der übrigen lustigen Gesellschaft sich zeigend.

Gegen Morgen — wir kamen durch das Städtchen Querfurt — wurde Halt gemacht, man strömte in den „goldenen Stern“, der uns mit heißem Kaffee labte. Weiter ging's wieder fröhlich und munter nach Artern, wo mir der historische Kyffhäuser freundlich entgegenlachte.

Solche Fahrten sind heute wohl ausgeschlossen, aber sie gaben dem jungen Mimen zu erkennen, daß es des äußersten Fleißes und der größten Ausdauer bedurfte, um den Entbehrungen, die ihm der herrliche Beruf des Schauspielers auferlegt, zu trotzen. —

. . . . 6 $\frac{1}{2}$ Monate dauerte dieses Engagement, in welchem ich mir durch Rollenschreiben und sonstige Nützlichkeiten für meine Direktion, bei einem Gehalt von 12 Thalern monatlich doch noch im Laufe der Saison 7 Thaler 20 Silbergroschen baares Geld erübrigen durfte. — Es war dies nur möglich, daß man sich mit Kost und Logis vollständig bei Privaten einmietete. — Eine Episode, die mir in Zeit passirte, und mir für spätere Zeiten zur Richtschnur dienen sollte, will ich hiermit nicht verschweigen.

Ich wohnte bei einem Böttchermeister Brümmer und hatte Logis, welches oben in einer Mansarde, bestehend aus einem Bett, einem Tisch und zwei Holzstühlen sich präsentirte, zu gleicher Zeit Morgens Kaffee, der mit dem sächsischen Bliemchenkaffee eine verzweifelte Aehnlichkeit hatte, und ein Mittagbrot, welches aber in Gemeinschaft der ganzen Familie, Gesellen und Lehrlinge eingenommen werden mußte.

Hier ging es mir am ersten Tage recht traurig.

Obgleich Berliner, war ich doch in der Fremde ein schüchterner, blondgelockter Jüngling. Es wurde zum Essen getutet, und es erschienen im Arbeitsstaat sämtliche Gesellen, der Meister voran, und auch die Lehrburschen. Wir waren 11 Personen am Tisch. Eine große dampfende Schüssel mit Fleisch und Gemüse lachte uns entgegen, und mit Löffeln ganz eigenthümlicher Form bewaffnet, fuhren alle in diese große Schüssel hinein, so daß, ehe ich's mich versah, auch schon nichts mehr darin enthalten war.

„Da saß ich nun, ich armer Thor, und blieb hungrig wie zuvor!“

Ha! dachte ich mir, — da keine zweite Auflage erschien, — morgen wirst Du's anders machen.

Und so geschah's!

. . . . Am andern Mittag dasselbe Arrangement! Es gab Schmorfleisch mit großen Thüringer Klößen, die glitzernd und schrillernd wie Granitblöcke auf der

großen Schüssel hin und hertrudelten. Aber noch ehe das stereotype „Gefegnete Mahlzeit“ verflungen, war ich mit meiner Gabel bereits in die Klöße gefahren und hatte mir zwei große Trümmer auf den Teller geladen, dazu ein äußerst wohlriechendes Stück Schmorfleisch. Behaglich mit der Zunge schnalzend, grinste ich die übrige Gesellschaft, die vor Schrecken bleich mir zusah, rings herum an. —

Aber auch dies Mal sollte es anders kommen!

Wer hat jemals die Bekanntschaft eines Thüringer Kloßes gemacht?

Als ich ihn mit der Gabel zertheilen wollte, glitschte er aus und flog meinem Wirth ins Gesicht. Der parirte, und so hüpfte der halbe Kloß rings an der Tafel herum, bis er wieder auf meinem Teller ankam. — Ich sollte und mußte ihn haben. — Troßdem mir nicht nur die Handhabe, sondern auch die Klöße im Magen lagen, war ich doch wenigstens gegen die allzu große Schnelligkeit meiner Gßkumpane gefeit, und ich muß gestehen, ich war ihnen späterhin um einiges voraus . . . Für diese wunderbare Leistung meines Wirthes für Logis und Verpflegung zahlte man den ganzen Monat — 6 Thaler, — wahrlich ein Preis, der heute kaum mehr glaublich erscheint.

Daraus folgernd, konnte man sich bei einem sparsamen Gemüth im Laufe der Saison Schätze wie ich, von 7 Thalern 20 Silbergroschen zurücklegen.

. . . . Ich hatte nach Artern, unserer Endstation, einen Brief von Knaack aus Berlin erhalten, worin er mir mittheilte, daß er mich dem Direktor Callenbach (Berlin verstorben), der damals in Berlin das Theater in der Chausseestraße unter dem Namen „Sommergarten der Gebrüder Hennig“ leitete, empfohlen habe, und dieser mich gern engagiren würde. — Schleunigst folgte ich dieser Aufforderung, und in Berlin angekommen, wurde ich von Callenbach engagirt.

16 Thaler monatliche Gage war die Lösung!

Die Callenbach'sche Bühne wurde solid und ehrlich von ihrem Direktor geleitet. Schauspieler, die sich einen guten, ja bedeutenden Namen erworben, waren früher dort engagirt gewesen, und noch in späteren Jahren ging dem braven alten Callenbach das Herz auf, wenn er die Namen nennen konnte, die er zu seinen Getreuen hatte zählen dürfen.

. . . . Hier bei Callenbach trat ich im „Fest der Handwerker“ als Hähnchen auf, gefiel, und zum ersten Male durfte ich in meiner Vaterstadt eine Kritik über mich lesen, und dazu in einem der vornehmsten Journale, der alten „Spener'schen Zeitung“. Mein nachmaliger, sehr lieber Freund Dr. Moriz Gumbinner (lebt in Berlin) war dieser Kritiker, der über mich zuerst urtheilte. —

Das Engagement bei Callenbach dauerte bis zum 15. September 1857. Von Berlin ging's nach Görlitz

zu dem jungen, anstrebenden Direktor Hermann von Bequignolles (gestorben in Wiesbaden).

Von Hause aus Jurist, übernahm er die Direktion der vereinigten Theater Liegnitz und Görlitz. Die Saison fing in Liegnitz an, und hier war es, wo ich die Bekanntschaft Benjamin Bilse's machte. Er war Stadtmusikus und versorgte zugleich mit seiner Kapelle das Theater; ferner hatte er das Einstudiren aller gesanglichen Theile fürs Theater übernommen. —

So kam es, daß er auch mir die erste Partie einstudiren sollte; unendlich komisch war sein erstauntes Gesicht, als er meine „Stimme“ vernahm.

Nachdem ich mir die größte Mühe gegeben hatte, nach seinen Geigenstrichen die Melodie inne zu bekommen, legte er resignirt die Geige hin und sagte:

„Mein lieber Herr Thomas, das lassen sich die Liegnitzer denn doch nicht gefallen, und die machen gewiß keine großen Ansprüche!“

Ich versicherte ihm, daß es Abends schon gehen würde, und sieh da — ich behielt Recht. Das Publikum empfand wohl, daß mein Organ nicht allzu lieblich sei, — aber ich gefiel.

Im Laufe der Zeit wurden wir sehr eng befreundet, und bei dem Bilse-Jubiläum in Berlin ließ ich mir es nicht nehmen, ihn nach langen

Zahlen an unsere Jugendzeiten erinnernd, folgendes
Gedichtchen zu unterbreiten:

Als die Musen ihren Sitz
Aufgeschlagen in Liegnitz —
Just vor fünfundzwanzig Jahr —
Kam ein Schwärmer sonderbar,
Wünschte gleich der Philomele,
Auch zu wirken mit die Kehle!
Doch als Du gehört die Töne,
Die er los ließ — nicht sehr schöne —
Schüttelst Du den Kopf anfänglich,
Meintest, das wär' doch bedenklich,
So etwas von einer Stimme,
Das erzeuge Gott im Grimme!
Der Erfolg des Abends lehrte,
Dass ein Meister sich bekehrte
Und dann viele Jahre lang
Lobtest Du der Töne Klang.
Aber ach, trotz Fleiß und Mühen
Der Tenor wollt' nie recht ziehen
Meine Stimme, lieber Bilde,
Ist wie damals — Keiner will se!
Doch dafür hab' ich den Trost,
Dass sich Mancher dran erboht! —
Dir, mein Freund, wünsch' Glück und Segen
Fürder ich auf allen Wegen,
Und sei also nicht verwundert,
Wenn ich rufe: „Fröhliche Hundert!“

Berlin, den 2. Oktober 1880.

Emil Thomas.

Zwei aufeinander folgende Wintersaisons war
ich in Liegnitz und Görlitz engagirt.

Bequignolles, ein Idealist und Vertreter alles

Schönen und Edlen auf der Bühne, erkannte in mir ein Talent, welches nicht nur der Posse dienlich sein sollte, im Gegentheil, er trat zu mir als Mentor und Warner. Er behauptete, mein scharfes und energisches Auffassen der Rollen, meine ganze Veranlagung prädestinire mich eher zu einem Charakterspieler.

Ich studirte und spielte den Wurm in „Kabale und Liebe“, den Matthias in „Sonnenhof“, den Mohren in „Fiesko“, und Publikum wie Presse überschütteten mich mit Lobeserhebungen. — Am zufriedensten lächelte aber mein Direktor, der mich, wie er sagte, aus dem Profanen ins Ideale hinaufgezogen habe.

Da erschien neu „Der Aktienbuddler“, und die Rolle des Knetsche entschied für meine demnächstige Laufbahn. Der unbestritten große Erfolg, der mir in dieser Rolle ward, stimmte mich gänzlich um, und ich schwor wiederum ausschließlich zur Fahne des Humors.

Das Theater in Görlitz war für mich und meine Entwicklung höchst ersprießlich. Bequignolles hatte sich in Wahrheit mit jungen frischen Talenten umgeben, und ich nenne von den Herren Oskar Fabricius (gestorben in Görlitz), Julius Müller (gestorben in Landeck), Ludwig Chronogk, Felix Hesse, Heinrich Oberländer. Mit den beiden letzteren theilte ich ein Zimmer. Wir drei wohnten als ehrliche, fröh-

liche Kumpane, gaben Kredit und verlangten Kredit. Oberländer, der Sohn eines Apothekers in Schweidnitz, war von uns dreien der vom Schicksal bevorzugte, und o selige Zeit, wenn ein wohlgefülltes Kistchen anlangte, welches ihm die treue, liebende Mutter hin und wieder sandte.

„Laßt mir nur das Geld, was drin liegt; das Uebrige könnt Ihr mit in Anspruch nehmen“, war stets seine an uns gerichtete Rede, und wir haben ehrlich getheilt.

Chronegk ist todt, in hohen Ehren als Intendantsrath, die Brust voller Orden, in Meiningen gestorben. Oberländer erfreut sich heute noch einer fröhlichen, rüstigen, vollen Gesundheit in Berlin als königlich preußischer Hofschauspieler.

Zwischen den beiden Wintersaisons mußte ich den Sommer ausnutzen und ließ mich nach Kostock zu Leo engagiren. Das Kostocker Sommertheater stand damals auch in gutem Rufe, und mit einem visirten Paß, den man damals unumgänglich nöthig hatte, reiste ich gen Kostock. Hier traf ich ein gutes Personal, unter anderen die schöne Klara Bitt, nachmalige Frau Dr. Hübner (gestorben in Hamburg), und den für die damaligen Niederhallen berühmten Komiker Beyer (gestorben in Hannover), den Verfasser des bekannten Liedes: „Ach, ich bin so müde, ach, ich bin so matt.“

Inzwischen erhielt ich durch den Theateragenten Heinrich in Berlin (gestorben in Berlin) einen Antrag nach Stettin zu Direktor Julius Hein (gestorben als Direktor des königlichen Schauspielhauses in Berlin). —

Dies war die Borschule aller derjenigen, die einmal die Anwartschaft auf ein Engagement nach Berlin sich vergewissern wollten.

Selbstredend griff ich schnell zu diesem Engagement, da mir Görlik als Rückhalt immer noch offen blieb.

Eilig packte ich mein Köfferchen und eilte dann auf das Polizeibureau, um mir meinen Paß, ohne den ich nicht reisen konnte, nach Preußen wieder visiren zu lassen.

„Wie heißen Sie?“ herrschte mich der Polizeisekretär an.

„Thomas!“ antwortete ich, schon etwas betreten, daß man mir, den populären Thomas, wie ich mir einbildete, nicht gleich an der Nasenspitze ansähe.

„Thomas, Thomas,“ murmelte er, „hm, hm. . .“

Er suchte und suchte, rief einen seiner Kollegen zu Rathe, beide suchten und kamen schließlich zu dem Resultat, daß mein Paß überhaupt gar nicht vorzufinden sei.

„Aber meine Herren,“ antwortete ich, „ich habe ihn ja selbst hier übergeben.“

„Ja, denn müßt er doch da sein,“ erhielt ich ärgerlich zur Antwort.

Nach langem Hin- und Hergepolter fragte mich der Eine: „Was sind Sie denn?“

Und als ich, stolz mich in die Brust werfend, ausrief: „Schauspieler!“ machten beide ein sehr verdubtes Gesicht.

„Na, das ist ja auch ganz was anderes!“ sagte der Eine. „Da müssen wir nicht unter „T“ suchen, sondern unter „B“, unter — Bagabunden!“

Und richtig! der Paß von Emil Thomas lag unter „B“.

Ich reiste nach Stettin mit einem Kontrakte, der mir 40 Thaler, sage und schreibe 40 Thaler monatlich versprach . . . Das Stettiner Stadttheater war dem damaligen Berliner Hoftheater ton entsprechend geleitet, eine vortreffliche Oper, ein noch vortrefflicheres Schauspiel. Das letztere im Großen zu kultiviren war die Devise Hein's. —

Ein ausgezeichnete Lehrer, ist Hein noch in späteren Jahren nühend und fördernd für sehr viele Talente gewesen. Charlotte Wolter ist wohl die letzte seiner Schülerinnen von Bedeutung. Leider fiel sein Urtheil über mich und mein Wirken auf der Bühne nicht günstig aus. —

Man gab mir den Anton in „Die Lebensmüden“, einem Lustspiel in vier Akten von Raupach.

Nach dieser Aufgabe, die ich meiner Meinung nach zur Zufriedenheit gelöst hatte, sagte Hein am folgenden Morgen zu mir:

„Mein lieber Sohn, was waren Sie früher, ehe Sie zum Theater gingen?“

„Buchbinder.“

„So?“ — sagte er lächelnd, „dann gehen Sie und fleistern Sie weiter, denn was Sie gestern ans Lampenlicht befördert haben, war mit einem Worte furchtbar . . . Sie haben auch nicht eine Spur von Talent, und wenn Julius Hein Ihnen das sagt, so können Sie es glauben.“ . . .

Ich stotterte noch einige verlegene Worte, aber Hein bekomplementirte mich so schnell zur Thür hinaus, daß ich draußen mit hochklopfendem Herzen zerschmettert auf dem Paradeplatz vor dem Theater stand.

Was nun beginnen? Sollte er sich täuschen, sollte er Recht haben?

Ich selbst war so verzagt, daß ich nicht wagte, an eine Rückkehr nach Görlik zu denken, — das mir ja von Direktor Bequignolles jederzeit offen gelassen war — so vernichtend war das Urtheil des in der ganzen Theaterwelt gepriesenen Julius Hein . . .

Mit schlotternden Knieen wankte ich in meine Behausung und machte meinem gepreßten Herzen dadurch Luft, daß ich das eben an mir vollzogene

Urtheil offen und ehrlich an Bequignolles berichtete, mit der Endfrage, er solle entscheiden, ob ich dem Theater Valet sagen oder zu ihm zurückkehren solle. —

Umgehend erhielt ich einen Brief: „Sofort kommen, mündlich mehr!“

Nun ging's sofort zurück nach Görlitz. Der Winter in Görlitz war wiederum für mich, verhätschelt vom Publikum, von der Presse in der liebenswürdigsten Art beurtheilt, ein Labfal für die mir in Stettin geschehene Unbill. —

Jetzt erwachte in mir der Gedanke, als Gast auf dem Zettel zu figuriren. Ich wandte mich an Direktor Nezmüller in Dresden, der im Gewandhause Vorstellungen gab. Er bewilligte mir ein fünftägiges Gastspiel, und begleitet von den Segenswünschen meiner Kollegen Hesse und Oberländer nahm ich auf dem Görlitzer Bahnhof herzlichen Abschied. — In Dresden, im alten Gewandhause, sollte ich nun meine Kunst als Gast beweisen. Das Gastspiel fiel aber äußerst kläglich aus, und nach der ersten Vorstellung — ich sollte bei 200 Thalern Kosten ein Viertel der Einnahme erhalten — legte mir Direktor Nezmüller am folgenden Morgen die Summe von 17 Neugroschen hin mit dem Bemerkten:

„Erst, mein lieber Freund, lernen Sie ordentlich Komödie spielen im Ensemble, und dann vermietthen Sie sich als Gast. Sie werden einsehen, daß das

unter diesen Verhältnissen nicht so weiter geht. Ich will Ihnen aber einen Vorschlag machen. Der berühmte Heldenspieler Wilhelm Kunst (gestorben in Wien) hat sich bei mir als Gast angemeldet, und ich werde ihn kommen lassen. Ich gebe Ihnen pro Abend zwei Thaler, und dann werfe ich die beiden Gastspiele zusammen, das Ihre und das von Kunst."

"Aber mein Gott, Herr Direktor," erwiderte ich, "was soll ich denn in den Stücken von Kunst spielen?"

"Das wird sich finden," war die Antwort.

In meiner Bedrängniß, ohne alle Subsistenzmittel, nahm ich das Anerbieten an, und so geschah es, daß eines Morgens der Theaterzettel in Dresden verkündete: Gastspiel des Herrn Wilhelm Kunst und des Herrn Emil Thomas. „Hinko der Freiknecht“, Schauspiel in 5 Akten von Charlotte Birch-Pfeiffer. —

Kunst spielte darin seinen unvergleichlichen König Wenzel, obgleich morsch und eine Ruine, doch immer noch wirksam und hoheitsvoll. Ich spielte den Schluppenbacher, einen Ritter ohne Furcht und Tadel, und muß überaus komisch gewesen sein; denn in den ernstesten Stellen wollte sich das Publikum vor Lachen ausschütten. Kunst, mit dem ich auf der Scene stand und mich auf den Proben nicht beachtet hatte, sagte, während das Publikum sich vor Lachen wälzte, leise auf der Bühne zu mir:

"Sie sind wohl Komiker?"

„Sawohl,“ stotterte ich, und er: „Hm, hm! Na drum noch“.

Der zweite Abend brachte bei diesem vereinten Gastspiel den „Pariser Taugenichts“, worin Kunst den General Morin, und ich den Bizote spielte. In dieser Rolle schien ich dem Publikum besser zu behagen, aber Direktor Mesmüller war so wenig erbaute, daß er auch selbst nach dieser Talentprobe mir rieth, das Weichbild Dresdens zu verlassen . . .

Ich reiste aufs Gerathewohl nach Leipzig, fand glücklicher Weise Engagement am Sommertheater, das mit dem Stadttheater verbunden, unter der Direktion Wirsing (gestorben in Prag) stand. Hier in Leipzig versuchte ich mich zuerst in sächsischen Lokalrollen, und ich gestehe, es war keine Kleinigkeit, ja sogar verwegener, als Berliner den Leipzigern in ihrem Lokaltone auf der Bühne zu erscheinen; doch hatte ich enormes Glück mit allen diesen Rollen, so daß man mich für einen sächsischen Lokalkomiker ausrief.

Meine Partner waren damals August Neumann (später in Berlin, Wallner- und Friedrich-Wilhelmstädtisches-Theater) und Felix Hesse von Görlitz, beide todt, aber in Deutschlands Gauen weit bekannt als vortreffliche Schauspieler. — Auch Leipzig bot nach jeder Richtung hin für den jungen Wanderer der dramatischen Muse ein fröhliches, ungebundenes, ja mitunter ungezügelteres Leben. Die Studentenschaft Leipzigs bildete

unser größtes Kontingent im Theater, und so kam es, daß ich mit den Saxonen und Lausitzern manche Nacht, ja Nächte hindurch zusammen durchwanderte. — Von Leipzig aus mußte ich noch inzwischcn eine kleine Reise nach Berlin unternehmen, um meiner militärischen Pflicht zu genügen. Aber die Kreis-ersatzkommission war so gütig, mich zurückzustellen, da der betreffende Regimentsarzt einen — Gebirgshals an mir entdeckte.

Ich wollte meinen Ohren nicht trauen, als ich das Wort Gebirgshals hörte und sagte in Berliner schnoddrigem Tone: „Gebirgshals hier beim Kreuzberg!?“ — Erhielt aber die Antwort, daß ich nun einmal einen Gebirgshals habe und mich dagegen nicht zu sträuben hätte.

Das Leipziger Engagement war im Herbst 1858 zu Ende und ging ich engagementslos mit Freund Felix Hesse nach Rudolstadt. Das fürstlich Schwarzburgische Theater unter der Direktion Wunderlich (gestorbenen Helmstedt) hatte Hesse engagirt, und dieser mich dazu animirt, mitzugehen, da für mich sich wahrscheinlicher Weise auch eine Stellung finden würde. — Die Reise von Leipzig nach Rudolstadt über Weimar zu Fuß, — denn „Wo du nicht bist, Herr Organist, da schweigen alle Flöten“, — war wohl von schönem Wetter begünstigt, aber mit leeren Taschen ist selbst die schöne Natur eine Dede.

Nachdem wir uns dem Direktor vorgestellt, durfte auch ich auf eine Stellung hoffen, und so kam es, daß ich im „Aktienbudiker“ einmal auftreten sollte . . .

Leider ereilte mich ein sehr schweres Nervenfieber und so lag ich denn in Rudolstadt viele Wochen darnieder. — Innerhalb dieser Zeit erhielt ich ein Engagement an die vereinigten Theater von Zürich und St. Gallen zu Direktor Engelsen (gestorben in München). Ein Bremenser von Geburt, befließigte Engelsen sich mit Vorliebe des Berliner Jargons, der mich in der Fremde natürlich sehr anheimelte und mir alles glaubhafter erscheinen ließ, wenn er in seinen Berathungen mir zur Seite stand. Es waren schöne Tage, die ich in der freien Schweiz erleben durfte. Nicht nur meine theatrale Wirksamkeit, auch die gesellschaftlichen Kreise eröffneten mir die denkbar anziehungsreichsten und amüsantesten Stunden.

Dort lernte ich Georg Herweg kennen, Karl Blind, Friedrich Ort, den dicken Stein, genannt der 48er, der im Jahre 1848 auf den Barrikaden in Berlin gestanden, hier in der Schweiz aber ein harmloser Feuerversicherungsagent war. Im Café Orsini saßen sie Abends beisammen, und bei dampfenden Cigarren und schäumenden Echten wurden

sämmtliche gekrönten Häupter aus dem Wege geräumt.

Herrgott, was wurden da für Schlachten geschlagen!

In St. Gallen machte ich die Bekanntschaft des berühmten Schweizer Reisenden Berlepsch (gestorben in Hildburghausen), ebenfalls eines Achtundvierzigers, des ehemaligen Kommandanten von Erfurt, hier ein harmloser Privatlehrer, der sich auch mit Kritiken über unsere Leistungsfähigkeit befaßte. Zu gleicher Zeit war er Chef eines für mäßigen Tribut zu erlangenden bürgerlichen Mittagstisches, der von seiner Frau, einer höchst liebenswürdigen Dame, bereitet wurde und uns Kunstjüngern das praktische Leben verschönern half. Natürlich machten wir von diesem Anerbieten den ausgedehntesten Gebrauch und unsere Tafelrunde war eine höchst lustige, mitunter recht übermüthige . . .

Am Schluß der Saison machte ich mit Berlepsch, der damals den „Schweizerführer“ herausgab, eine für diese Zwecke geplante Entdeckungsreise durch die Kantone Chur, Graubünden und Luzern. — Dort trennten wir uns! — Noch lange stand ich mit ihm im Briefwechsel. Die Amnestie hieß ihn wieder nach Deutschland zurückgehen. Und in Hildburghausen, bei Meyer, ereilte ihn, den vortrefflichen Kameraden und Freund, der Tod.

Mein nächster Wirkungskreis war nun im

Sommer Posen unter der Direktion Joseph Keller (gestorben als Theaterdirektor in Breslau).

Hier in Posen war es, wo ich den Lieutenant Gustav von Moser (lebt in Görlitz), unseren nachmaligen, so fruchtbaren Lustspieldichter kennen lernte. Die Mobilmachung machte ihn theilweise zum Kommandanten des berühmten Kernwerkes, und oben auf der Citadelle haben wir manchen Lustspielstoff durchgehehelt, der früher oder später ans Lampenlicht befördert werden sollte.

Die erste Frucht unserer Bekanntschaft war ein Einakter, betitelt: „Ein nettes Jüngelchen“.

Das Stück, mit mir in der Titelrolle, machte ziemlich viel Glück, wir sahen aber ein, daß die Hauptrolle des Stückes nicht von einem Herrn, sondern von einer Dame gespielt werden müsse und schickten das Opus an den Direktor Wallner nach Berlin mit der Bitte, die Titelrolle mit der damals äußerst beliebten Soubrette Amalie Wollrabe (verheirathete Fürstin Löwenstein-Wertheim) zu besetzen.

Wallner, ein äußerst scharfsinniger und geschäftsfundiger Mann, war aber bei alledem ein Mann des Widerspruchs, und so auch hierbei.

Statt der Wollrabe die Rolle zu geben, erhielt sie Reusche. Reusche, sechs Fuß hoch, spielte dieses kleine nette Jüngelchen, und es ist selten im Theater so gezischt und gepiffen worden wie an jenem Abend.

Wir erhielten nebst 11 Thalern Tantième einen nicht sehr schmeichelhaften Brief von Wallner, worin derselbe sich wie „mit solchen Schmarren bitte mich fernerhin zu verschonen“ u. s. w. ausdrückte.

Diese 11 Thaler wurden in einer großen Erdbeerbowle in Schippmann's Keller im Verein unserer Stammtischkameraden ertränkt und begeisterte Reden gehalten auf die beiden gekrönten Dichter.

Ich zog mich selbstredend für die Folge bescheiden zurück und überließ die Dichtkunst Gustav v. Moser.

Mein Hab und Gut bestand damals in einer anständigen Straßentoilette und einer Sammlung brillanter, origineller Couplets und mehrerer charakteristischer Perücken. Dieser meiner Kleinodien hatte ich öfters Erwähnung gethan, und so geschah es, daß eines Abends Feuer in der Nähe meiner Behausung ausbrach, von dem ich nichts wußte, da ich auswärt's zum Diner geladen war. Plötzlich beim vierten Gange — ich entsinne mich noch der Rebhühner, die eben auf den Tisch gebracht wurden — stürzt der Kellner, bleich und schreckensvoll zu mir heran und raunt mir leise ins Ohr:

„Bei Ihnen brennt's!“

Dem Komthur im „Don Juan“ gleich, versteinert, erhebe ich mich, stürze fort und komme an meine Behausung, die sich in einem kleinen Gartenhäuschen befand . . . Alles dunkel! Kein Feuer

bei mir! Aber Licht in meinem parterre gelegenen Zimmer! Mein Schrecken wird immer größer!

Wer und wie ist man in mein von mir verschlossenes Zimmer gerathen?

Ich finde das Fenster offen, luge schüchtern hinein und sehe — G. v. Moser und einen Kameraden von ihm, meine Kleinodien zusammenraffen, Alles in einen Korb hineinpacken: Couplets, Perücken, Hemden, Strümpfe, um mir zu beweisen, daß man dem Freunde das Heiligste zu retten im Stande ist, wenn man wirkliche Freundschaft ausübt.

Das Feuer, das bereits gelöscht, war gar nicht bei mir, sondern im Nebenhause gewesen, aber der Freund hatte den Freund nicht verlassen. Wir fielen uns in die Arme, und auch hier war wiederum die Parole der Schippmann'sche Keller . . .

Von Bosen reiste ich, einem Rufe nach Frankfurt a. M. folgend, im Herbst 1859 dorthin. Die Intendanz in Frankfurt hatte die Absicht, jüngeres Blut dem Alten einzupfropfen, denn die Matadore der Komik damals waren in den Herren Hassel (starb in Frankfurt a. M.) und Stoß (starb in Frankfurt a. M. als Bierwirth) doch eigentlich schon recht morsch und gebrechlich geworden. Diese beiden alten Herren wehrten sich aber mit Händen und Füßen gegen alles Neue und Jüngere. Dabei half ihnen der damalige Oberregisseur Bollmer (lebt in

Berlin) auf das kräftigste. Und diese drei Herren haben vereint denn auch ihr Möglichstes gethan, jüngeren Mitgliedern das Leben so angenehm wie möglich zu machen. — So auch mir — welche Stücke ich auch immer vorschlug, in denen ich aufzutreten wünschte, immer wurde mir die Antwort:

„Das spielt Herr Hassel oder das spielt Herr Stob.“

Auf meine Fragen, weshalb man mich denn eigentlich habe kommen lassen, erwiderte man mir:

„Sie werden auch eine sehr brillante Stellung haben.“ . . .

Endlich, nach langem Hin- und Hergeplänkel wurde ich, wie wohl noch nie ein Gast, der auf Engagement spielt, so deplacirt, daß ein Gefallen gänzlich ausgeschlossen sein mußte.

Man ließ mich nach der großen dreiaktigen Posse von Kalisch „100 000 Thaler“, in welcher sich die beiden obengenannten Komiker auf das vortheilhafteste herumgetummelt hatten und im letzten Akt bekanntlich ein Riesenfeuerwerk abgebrannt wird, unmittelbar nach Fallen des Vorhangs im Pulverdampf dieses noch nicht verrauchten Feuerwerks den Soloscherz „Die Leiden eines Choristen“ spielen. Nachdem der Scherz geendigt, wollte ein vorlauter Claqueur mir beweisen, daß er etwas gesehen und gehört habe,

aber das volle Haus opponirte und zischte den harmlosen Beifallspender nieder.

Wahrlich nicht sehr erbaut und aufs Tiefste verlegt, ging ich aus dem Theater und fand vor der Thür meinen Freund Ernst Formes (in Berlin am Berliner Theater engagirt), der von Wiesbaden aus herbeigeeilt war, um meinem glorreichen Debüt beizuwohnen.

Er ermunterte mich, den sehr zerklüfteten und niedergeschlagenen Debütanten, und seiner Beredtsamkeit kann ich es wohl verdanken, daß ich mich zu einer schwerwiegenden hypochondrischen Neigung nicht ganz hinreißen ließ.

Am folgenden Tage traf ich den Komiker Stob, welcher in der größten Gemüthruhe mir erklärte:

„Mein lieber Thomas, Sie sind noch jung, Sie können sich noch die Welt ansehen, hier haben Sie vorläufig noch nichts zu suchen. Man wollte mich pensioniren, aber damit hat es noch gute Wege; hier kommt so leicht keiner rein.“

Diese offene und bündige Erklärung veranlaßte mich zum damaligen Präsidenten des Theater-Comités Herrn von Quaita zu gehen und ihm die Sachlage zu unterbreiten. Dieser zahlte mir meine drei Honorare von 150 Gulden aus, ich schüttelte den Staub der freien Stadt Frankfurt von meinen Füßen und wanderte den Rhein hinunter nach Koblenz, wo

Direktor Giers (gestorben in Bonn als Theaterdirektor), Vater von Gertrud Giers (lebt in Hannover), seine Thätigkeit als Thespiskarrenführer entwickelte.

Hier in Koblenz — wir spielten nicht im Stadttheater, sondern im Hürter'schen Saal auf einer höchst primitiven Bühne — fand ich jeden Abend das Publikum der besten Stände von Koblenz und Ehrenbreitenstein. Ich gefiel in meinen komischen Rollen sehr, wurde vom gesammten Offizierkorps, welches mich häufig nach Ehrenbreitenstein einlud, sogar verhätshelt und verzogen; es konnte daher nicht Wunder nehmen, daß eines Abends, als ich aus dem komischen Fach ins tragische übertrat, eine spöttische Entrüstung unter dem Publikum Platz griff. Frau Direktor Giers, eine der spielwüthendsten Direktorinnen, die es je gegeben hat, versuchte sich in den weitgehendsten Aufgaben; heute eine komische Alte, spielte sie morgen eine Naive, eine Heldin und eine Salondame. Nichts war ihr heilig!

So wurde denn ihretwegen für einen Sonntag „Grifeldis“ von Halm angefetzt. Das Ehepaar spielte Parcival und Grifeldis, und da die Giers'sche Gesellschaft nicht so ausgiebig war, um mich freilassen zu können, so mußte ich — den König Artus spielen. Sehr schön, mit einem Hermelinmantel nicht ganz echter Klangfarbe angethan, die Locken gebrannt, ein

blondes Bärtchen unter der Nase, erschien ich an der Hand der Königin Ginevra. Doch kaum hatte ich die ersten Worte gestammelt, als der Hauptmann von Brauchitsch, der seinen Stammsitz dicht neben der Pauke hatte und als ältester Kunstmäcen auch sein Getränk, das meistens in einem Glase Grogg bestand, immer auf die Bühne setzte, laut ausrief:

„Aber, Aber! Nein, das geht denn doch nicht!“

Seine sämtlichen Kameraden stimmten ein homerisches Hohngelächter an, und die ganze Tafelrunde, Gawin und Lanzelot vom See — alle brüllten mit. Dies war die Parole des Abends und schwer, sehr schwer wurde es dem Giers'schen Ehepaar durch ihre glänzend angelegten Leistungen, das aufs Wiehern gestimmte Publikum in Schach zu halten.

Ich ging in meine Garderobe, versicherte wohl hundert Mal dem Direktor, daß ich es vorausgewußt habe, es werde, wenn ich den König Artus spiele, so kommen, wie es gekommen sei, und es wurde debattirt, wie wir den Schluß des Stückes machen sollten, da ich ja als König die Schlußworte der ganzen Tragödie hatte. Endlich kam ich auf die Idee, den König Artus nicht mehr en face dem Publikum zu spielen, sondern mit dem Rücken zuerst hereinzukommen und so die letzten Worte: „Du aber lebe einsam in den öden Hallen, Dir selbst genug und mit Dir selbst zerfallen!“ herauszudonnern.

Aber weit gefehlt! Ich habe mit dem „gebildeten Hausknecht“ und mit dem „Schuster“ in „Lumpaci“ nie einen komischeren Erfolg erzielt, als wie mit dieser hochtragischen Partie.

In der Garderobe raunte mir beim Umkleiden Direktor Giers zu:

„Lieber Thomas, den „König Lear“ werden Sie wohl nie spielen!“

Ein lautes und vernehmbares „Nein“ war meine Antwort.

. . . Von Koblenz machten wir auch kleine Abstecher nach Neuwied zu dem kunstsinigen Fürsten von Neuwied, dem Vater der jetzigen regierenden Königin von Rumänien. In seinem kleinen, reizenden Schloßtheater ließ er sich hin und wieder von der Giers'schen Gesellschaft die Abende verkürzen; die Aufnahme von Seiten des Hofes und der reizenden nachmaligen Carmen Sylva, damals einer 16jährigen, schlanken, blühenden Schönheit, war eine im wahrsten Sinne des Wortes entzückende.

Bei einer Festvorstellung, die der Fürst für seinen Schwager, den regierenden Herzog Adolf von Nassau veranstaltete, hatte ich die große Ehre den „Striebow“ im „Versprechen hinter'm Herd“ und den „gebildeten Hausknecht“ zu spielen. Mir ist jener Abend insofern unvergeßlich, als die geladenen, hohen Gäste sich köstlich amüsirten. — Nur

ein Herr saß in der ersten Reihe, den ganzen Abend mit einem eisernen Gesicht da, ohne nur im Geringsten von meinen Drollerien und Capriolen erwärmt zu sein. —

Ich fing an, für ihn ganz allein zu spielen und mein Talent auszubreiten, schleuderte ihm die schönsten und besten Späße ins Gesicht.

Alles umsonst!

Er blieb Stein und starr. Unruhe bemächtigte sich meiner. Ich sah, ich hörte schon gar nichts mehr von mir selbst, und der Beifall der Uebrigen erschien mir gleichgültig, weil der Eine so gar nicht auf meinen Humor reagirte.

Nach der Vorstellung Souper, bei welchem der Fürst mich dem Herzog von Nassau vorstellte, und dieser mich mit den liebenswürdigsten Schmeicheleien über mein Talent überschüttete. Ich trat schüchtern an den Fürsten von Neuwied heran und fragte ihn:

„Wer ist der Herr, der dort am Büffet mit der Hoheit von Nassau spricht?“

„Warum? Weßhalb?“

„Hoheit! Dieser Herr hat den ganzen Abend auch nicht eine Miene verzogen, und ich bin ungewiß, ob ihn etwas verdrossen oder ob ich ihm mißfallen habe!“

„Lieber Herr Thomas,“ scherzte der Fürst, „wie gern hätte der mitgelacht, aber das ist ein Engländer,

der versteht kein Wort Deutsch. Seien Sie vollständig beruhigt. — Warten Sie einen Augenblick!“

Er rief den betreffenden, mit einem großen Stern behafteten, schwarzen Herrn heran, sprach mit ihm einige Worte, und zum ersten Mal sah ich ihn lächeln. Er drückte mir die Hand und sprach mit mir. — Jetzt verstand ich ihn nicht. — Der Fürst übersetzte mir, daß er sich außerordentlich amüsiert habe; leider verstehe er kein Wort Deutsch, aber er werde es jetzt lernen. Beruhigt verabschiedete ich mich . . .

Von Koblenz aus ging ich nach Köln zu Eberhard Theodor L'Arronge (starb in Köln).

L'Arronge, den ich schon in meiner Kindheit in Berlin am Königstädtischen Theater in den Poffen „Die Töchter Lucifers“, „Berlin bei Nacht“ als einen der vorzüglichsten Komiker zu bewundern Gelegenheit gehabt hatte, war einer der vortrefflichsten Theaterdirektoren. Ich habe in ihm einen Mann von seltener Herzensgüte gefunden und auch ich schien ihm sehr sympathisch zu sein. Wir spielten in der Königshalle, deren damaliger Besitzer der Liqueurfabrikant Stollwerck (die heutige Firma sind die Nachfolger) war.

Dem besagten Stollwerck ging es damals nicht zum Besten, und seine eigene Direktionsthätigkeit hatte ihn viel Geld gekostet. Hier in der Königshalle am unteren Rhein versammelte sich allabendlich

ein überaus zahlreiches, höchst elegantes Publikum, und hier war's, wo ich in der Posse „Der Jongleur“ von Emil Bohl den „Kleemeyer“ creirte, den ich wohl über hundert Mal bei vollem Hause spielen durfte. Köln hatte damals wirklich karnevalistisches Blut in den Adern und übertrug dasselbe auch auf die Bühne. Ich schien so ganz geartet für den Kölner Geschmack und erfreute mich einer glänzenden Beliebtheit.

. . . . Hier war's zum ersten Mal in meiner Laufbahn, was mir später und in der jüngsten Zeit nicht erspart geblieben ist, daß einige Stimmen der Presse mit den Ansichten des Publikums nicht gleichen Schritt hielten. Man fing an, mich zu fragen, um so größere Opposition aber machte das Publikum.

Welche Gründe vorlagen, weshalb man in einigen Fällen gegen mich vorging, werde ich später bei weiteren Vorkommnissen ausführlicher betonen. Kurz, das Publikum von Köln machte derartig Front, daß es wie Opposition erschien, und mancher Abend mit demonstrativem Beifall endigte.

L'Arronge's Geschäftsfindigkeit war außerordentlich. So gab er auch in Bonn Vorstellungen, und da sein Personal nicht groß, — er zugleich Köln als Hauptort betrachten mußte — so war bei den Besetzungen der Stücke an Tagen von solchen Vorstellungen — guter Rath theuer! — Aber gemacht wurde Alles.

Sommer-Theater in Bonn.

Sonntag den 5. August 1860.

Unter der Direction von E. Ch. P'Arronge.

Zwei Vorstellungen,

wovon die Erste um 3, die Zweite
um 6 Uhr Nachmittags beginnt.

Erste Vorstellung.

Anfang 3 Uhr.

Der

Stück ist ein
Königlicher

Zweite Vorstellung.

Anfang 6 Uhr.

Ein

aktives
Drama.

Schwanz in 1 Aufzuge von Görner.

Der Förster Herr Ludwig.
Rose, eine Waise Fräul. Koppe.
Wilhelm, Jäger Herr Thomas.

—
Sierauf folgt:

Wir nehmen auch Ausländer, ober Der sächsische Schulmeister und die berliner Nähterin.

Baudeville-Scherz in 1 Akt von G. Bohl.
Daniel Ephraim Lerchenschlag, Schulmeister
aus Klein Lungwitz in Sachsen . . . Herr Thomas.
Charlotta Zeißig, Nähterin aus Berlin . . . Fräul. Gauger.
Ein Kellner Herr Ludwig.
Ort der Handlung: Berlin, in einem öffentlichen
Gartenlofale.

—
Zum Schluß:

Wer ist mit?

Poffe mit Gefang in 1 Akt von Friedrich.
Duval, Rentier Herr Ludwig.
Appel aus Treuenbriegen, sein Freund . . . Herr Thomas.
Guste, Duval's Dienstmädchen Fräul. Gauger.
Ködd, ein Korporal Herr Eppler.
Soldaten.

Poffe in 1 Akt nach dem Franzöfifchen von W. A. Hermann
Robert Schwarz Herr Ludwig.
Aurelia, seine Frau Fräul. Koppe.
Lifette, ihr Kammermädchen Fräul. Gauger.
Gottlieb Friedrich Herr Thomas.
Ort der Handlung: Berlin.

—
Sierauf folgt:

Wannhäger, ober

Die Keilerei auf der Wartburg.

Parodirender Scherz mit Gefang in 1 Akt von D. Kalisch.
Musik von Conradi.
Streicher, Barbier Herr Thomas.
Nefele, Droschkentutscher Herr Ludwig.
Grobstein, Schuster Herr Eppler.
Handfest, Maurer Herr Bäcker.
Dienstmädchen. Ort der Handlung: Berlin.

—
Zum Schluß zum Erstenmale:

Wenn der Preuße rheinwärts zieht, ober

Die Waffen ruhen, des Krieges Stürme schweigen.

Genrebild mit Gefang in 1 Akt von N. Bohn.
Friedrich Nobel, Tischler u. Landwehrmann . . . Herr Thomas.
Nette, dessen Frau Fräul. Koppe.
Wilhelm, ihr kleiner Sohn Emilie Martini.
Ein Feldwebel Herr Eppler.
Frauen und Kinder.

Preise der Plätze:

Zu jeder Vorstellung: Erster Platz 10 Egr. — Zweiter Platz 5 Egr. — Kinder zahlen die Hälfte.
Konn, Gedruckt bei S. S. Garthaus.

Wie beifolgender Zettel beweist, habe ich in Bonn zwei Vorstellungen an einem Sonntag herausgebracht, und das mit sechs Personen. Als Accompagnateur fungirte Adolph L'Arronge (heute Besitzer des Deutschen Theaters in Berlin) am Klavier, das hinter den Coulissen stand; denn Orchester war zu kostspielig. Diese beiden Vorstellungen fanden vor total ausverkauften Häusern statt, wobei allerdings die akademische Jugend Bonns das Hauptcontingent stellte. —

Bei der zweiten Vorstellung wirkte das Bier, welches aus zwei Fässern im Zuschauerraum vertheilt wurde, sehr erheiternd, und wurde uns Darstellern während der Vorstellung tapfer zugetrunken. Es war mehr wie gemüthlich — aber die Kasse war erfolgreich. —

Leider konnte ich nicht bei L'Arronge bleiben, da ich vor dem Kölner Engagement ein solches nach Danzig abgeschlossen hatte. Dies habe ich sehr oft zu bereuen gehabt, denn Danzig unter der Direktion der Frau Dibbern (lebt in New-York als Frau Fischer) war für mich höchst unerquicklich. Mein Vorgänger, der Bruder der Direktorin, Joseph Götz, der nach Wien ans Karl-Theater gegangen und dort schon nach dreimonatlichem Engagement starb, war für die Direktion unersäglich, und so hatte ich mit den Ansichten derselben über meine Leistungen stets zu kämpfen, daher auch ein mehr wie unliebens-

würdiges Verhältniß zwischen der Direktion und mir sich herausstellte.

Ein Gutes hatte dies Danziger Engagement für mich; hier lernte ich Rudolph Genée (lebt in Berlin), damalig Redakteur und Kritiker der „Danziger Zeitung“, kennen. Dieser bedeutende Forscher in der Literatur war mir als Kritiker sehr gewogen. Verdientes Lob und verdienter Tadel traf mich aus der Feder dieses mit ruhigem, unparteiischem Blick, stets objektiv ungefärbt urtheilenden Gelehrten. Im Privatleben zurückhaltend und vorsichtig, erinnere ich mich, oft recht angenehme Stunden in der Danziger „Hundehalle“, einem renommirten Bierpalast, mit ihm verlebt zu haben. — —

Im Mai 1861 spielte ich zum ersten Mal im Breslauer Sommer-Theater.

Friedrich Schwemer (lebt als Pensionär in Frankfurt a. M.), der Direktor des Stadt- und Sommertheaters in Breslau, wollte mich nach meinen ersten Erfolgen für seine Theater weiterhin engagiren, aber ich sah, daß wiederum wie in Frankfurt a. M. Hassel und Stolz, so dort in Breslau Karl Weiß (lebt in Coburg) und Meinhold (gestorben in Breslau) mir mehr als hinderlich sein würden. Und so refüsirte ich die Schwemer'sche Offerte, trotzdem mir Presse und Publikum in Breslau volle Sympathie entgegenbrachten.

Berlin.

Ich folgte einer Offerte des Theateragenten Gustav Sanftleben (lebt als Theateragent in Berlin) an das Kroll'sche Theater, das unter der Direktion Konrad und Berger (beide todt!) stand . . .

Diese Beiden hatten, um ihr Geld als hypothekarische Gläubiger nicht zu verlieren, bei dem Zusammenbruch der Engel-Kroll'schen Direktion das Kroll'sche Etablissement erstanden, und waren nun vom ehrsamem Schusterhandwerk (beide besaßen in Dessau ein Schuhwaarengeschäft) zu Theaterdirektoren avancirt.

Engel — später wieder Direktor und Besitzer des Lokals — dirigirte als angestellter Musikdirektor die Gartenkonzerte. Die Regie führte zur Zeit ein Herr v. Hirsch (starb in Berlin), ein unfähiger Mensch, der auch bald wieder verschwand!

Dagegen besaß das Kroll'sche Theater in dem

Romiker Eduard Weiß (privatisirt in Berlin) ein außerordentlich talentvolles Mitglied. Ede Weiß, wie ihn der Volksmund nennt, war lange Jahre hindurch bei Kroll's der Träger des Ganzen.

Berlin — das war jetzt meine Parole.

Ich hatte es erreicht, ein Engagement nach Berlin zu erhalten! Fest stand es bei mir: jetzt gehst du sobald nicht wieder von Berlin fort und um einen Angelpunkt zu haben, war mir das Kroll'sche Theater ganz genehm. —

In meiner Vaterstadt traf ich einen alten Freund, Georg Belly (gestorben in Berlin), der in gleichem Alter mit mir stand. Georg Belly, der entzückendste, wahrste treueste Freund, der bravste Kamerad, den wohl je die Schriftstellerwelt aufzuzählen im Stande ist, Georg Belly impulsirte Hermann Salingré (gestorben in Berlin) zu einer für mich neuen Rolle, und es wurde der Laternenanzünder Lampe in der Poffe „Ein Industrieller des 19. Jahrhunderts“ für mich geschrieben, die mir den Weg bahnte, welcher mir später ein so breites Fahrwasser bereitete.

Max Ring (gestorben in Berlin), der Kritiker der „Poffischen Zeitung“, schrieb damals: „In Thomas ist uns ein neuer Helmerding geboren.“

Das war eine Bombe, die einschlug. — —
Direktor Franz Wallner, der schon in Köln

mir Dfferten an sein Theater gemacht hatte, war wiederum der Erste, der auf der Bildfläche erschien . . . Nach einer langen Unterredung, die ich mit ihm hatte, erklärte ich, daß ich neben Helmerding, Neufche (todt, — verunglückte in der Sommerfrische am Attersee) und Neumann keine Stellung haben würde, selbst auf die Gefahr hin, daß er mich protegiren wolle. Er gab mir die schönsten Versprechungen, die heiligsten Versicherungen — aber die Erfahrung hatte mich doch zu sehr gewizigt, als daß ich mich selbst für eine große Gage hätte hinreißen lassen. — Ich kannte die drei Herren zu gut, um mich nicht als vierter zu ihnen zu gesellen.

Da erschien eines Morgens der Schauspieler Heinrich Luttmann (starb in Berlin im Irrenhause) vom Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater bei mir und erklärte, im Auftrage des Herrn Kommissionsraths Reichmann mich auffordern zu sollen, zu demselben zu kommen, da er engagementshalber mit mir zu sprechen habe.

Inzwischen hatte ich das Wagestück unternommen, auf der Kroll'schen Bühne in den „Schleichhändlern“ von Kaupach den Barbier „Schelle“ zu spielen; diese Rolle hatte außer dem berühmten Gern (starb pensionirt als Königl. Hoffchauspieler in Berlin) am Königlichen Schauspielhause noch Niemand in Berlin

gespielt. Mein Erfolg in dieser Rolle war sensationell. Berlin wanderte plötzlich ins Kroll'sche Theater, um mich als Schelle zu sehen, und freudestrahlend und triumphbeglückt trat ich nach obiger Offerte ins Bureau des Friedrich-Wilhelmstädtischen Theaters . . .

Mit klopfendem Herzen betrat ich die Stelle, wo ich vor sechs Jahren mit 5 Thalern Gehalt als Abräumer fungirt hatte; ich fürchtete, man werde mich wieder erkennen und dann ablehnen, aber von all' den alten Beamten, die im Bureau des Friedrich-Wilhelmstädtischen Theaters anwesend waren, kannte mich keiner wieder. Nachdem ich mein Anliegen vorgebracht, wurde ich gemeldet, die Thür öffnete sich und vor mir stand Friedrich Wilhelm Deichmann jr.

„Sie wünschen?“

„Herr Luttmann“, stotterte ich, „hat mir mitgetheilt, daß der Herr Kommissionsrath mich zu sprechen wünsche, mein Name ist Thomas.“

„Ach so, Sie sind der Pojaz von da draußen“, sagte er, „so, na, ja, ja, ja, na ich will Sie ja engagieren, obgleich ich für die Sorte nicht mehr viel übrig habe, denn mein Theater hab' ich für die edle Richtung bestimmt. Aber ich höre, Sie sollen ja ganz komisch sind. Na, denn woll'n wir's mal riskiren!“

Meine Sinne verwirrten sich — denn eine derartige Anrede hatte ich nicht erwartet.

„Wenn der Herr Kommissionsrath die Güte hätte, mich einmal in der Rolle des Schelle in den „Schleichhändlern“ zu sehen, so könnten Sie sich persönlich von meinen Fähigkeiten überzeugen.“

„Ach“, erwiderte er, „det brauch ich nich, sie sagen alle, Sie sind komisch und denn ist's jut. Ich gebe Ihnen 50 Thaler und einen Thaler Spielhonorar, zwanzigmal garantirt im Monat auf fünf Jahre. Aber kommen Sie mir nich mit Zulage, det jibt's bei mir nich.“

Bei Kroll hatte ich 60 Thaler und einen Thaler Spielhonorar, aber ich nahm 10 Thaler weniger, um an der Friedrich-Wilhelmstadt engagirt zu sein, dem Theater, an dem mein ganzes Herz hing. Der Kontrakt wurde ausgefertigt, und als ein nunmehr fünfjähriges Mitglied stolzirte ich über den Vorplatz, die Schumannstraße entlang — Gefühle im Herzen, der beneidenswertheste Schauspieler Berlins zu sein . . .

Ueber den Gründer und Erbauer des Friedrich-Wilhelmstädtischen Theaters in Berlin ist so viel und unrichtiges in die Welt gesetzt worden, daß ich es nicht unterlassen kann, einen Rückblick auf die Thätigkeit dieses Mannes zu werfen, der in Wahrheit viel zur Berliner Theatergeschichte beigetragen hat.

Deichmann war der Sohn eines nicht un-

bemittelten Zimmermeisters. Sein Vater, ein industrieller Kopf, brachte einen großen Theil der Grundstücke in der Schumann-, Charité- und Louisenstraße an sich.

Anfang der vierziger Jahre waren dieselben noch nicht so werthvoll, aber der fluge Deichmann sen. spekulirte auf die Zukunft. Deichmann jr. war keineswegs, wie so oft von ihm gesagt worden ist, nur der würdige Nachfolger im Beruf seines Vaters — er ist nie Zimmermann oder Tischler gewesen — sondern wurde auf seinen Wunsch fürs Theater ausgebildet. Er besaß eine ganz hübsche Baritonstimme, nahm in der Bernhard'schen Gesangschule Unterricht und suchte sein Talent in Rostock unter der Direktion Bethmann zu verwerthen.

Sein Debüt in Lorzing's „Czaar und Zimmermann“ fiel gar nicht so übel aus, auch der Eremit im „Freischütz“ war eine Schwärmerei von ihm, — da aber ereilte ihn das Jahr 1848 mit seinen politischen und sozialen Wirren, und sein Vater berief ihn nach Berlin. Hier traf er ein, als sein Vater den berühmten Friedrich-Wilhelmstädtischen Tanzsaal eröffnete. Dieser befand sich in demselben Hause, wo heute die „Emberg'schen Säle“ sind, Schumannstraße 14, später Spieß' Salon . . .

Der jähe Tod seines Vaters, der bald darauf erfolgte, veranlaßte Deichmann, aus dem Tanzsaal

ein Theater zu machen. Flugs wurde eine Bühne aufgeschlagen und am 5. Juni 1848 eröffnete Friedrich Wilhelm Deichmann ein „Saalsommertheater.“

Die Konzessionen für die im Jahre 1848 entstandenen Theater wurden sehr schnell erteilt, da das Polizeipräsidium in theatralischen Vorstellungen eine Abwehr sah gegen Umstürzler und Unzufriedene. Doch bald sollte es sich zeigen, daß gerade im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater von der Bühne herab in Wort und Bild revolutionäre Begriffe gepredigt wurden.

Das Personal des damaligen Friedrich-Wilhelmstädtischen Theaters bestand aus höchst unbekanntem und unbedeutenden Schauspielern; doch schon im Herbst 1848 ergänzte Deichmann sein Theater durch den Zusammenbruch der Direktion Huth in Potsdam mit drei der vortrefflichsten Mitglieder dieser Gesellschaft. Es waren dies drei Sterne, die Jahre lang am Theaterhorizont des Deichmann'schen Unternehmens leuchteten. Anton Ascher, Auguste Rubinow, nachmalige Frau Ascher und August Weirauch waren diese Meteore. Dazu gesellte sich aus Königsberg Otto Stoß und der ebenfalls mit Deichmann in Rostock engagiert gewesene Komiker Rudolf Haase, genannt der Weißbierhaase.

Er war der Sohn des Besitzers der alten Weißbierstube in der Französischen Straße und par-

ticipirte mit seinen drei Brüdern nach dem Tode des Vaters an dem Gewinn dieser alten Original-Weißbierstube.

Das Publikum nahm sofort von diesem Arrangements Deichmanns Notiz, — das Theater florirte und ermunterte ihn, dem die Baulust seines Vaters als Erbtheil in die Wiege gelegt war, sofort ein Wintertheater zu bauen. Dasselbe stand im angrenzenden Garten des Friedrich-Wilhelmstädtischen Theaters. Auch dieses Gebäude war nicht entsprechend dem heutigen Geschmacke und der Baukunst unserer Architekten. Es war ein langer Kasten mit einer Gallerie, einer kleinen Bühne und einem Orchester von zwölf Mann.

In diesem Hause nun wurden die revolutionären Stücke gespielt, u. A. „Die Macht des Goldes“ und „Keine Arbeit mehr“, beide von Adolf Mödinger (gestorben in Berlin), dem Sohne des geheimen Rathes Mödinger aus Potsdam, Maler von Beruf, aber ebenfalls glücklich als Theaterdichter. Dann kam Rudolf Hahn's (gestorben als Redakteur der Neu-Ruppiner Zeitung) berühmtestes und berüchtigtstes Stück „Eigenthum ist Diebstahl“ oder „Der Traum eines rothen Republikaners“.

Dieses Stück wurde über 300 Mal gegeben, und in dieser Zeit schwebte mehrmals die Konzessionsentziehung wie das Schwert des Damokles über

Deichmanns Haupt. Der Inhalt dieses Stückes und besonders die Couplets, welche von Weirauch in schlagendster Form vorgetragen wurden, erregten beim Publikum den Siedegrad einer sizilianischen Vesper.

Die Geschäfte gingen ausgezeichnet, bis der Belagerungszustand über Berlin verhängt wurde. Deichmann sah sich der mäßigen Einnahmen wegen genöthigt, die Gage zu reduzieren, welches Experiment von Anton Ascher in seiner bekannten sarkastischen Weise als „Belagerungsgage“ bezeichnet wurde. . . . So erhielt Rudolf Haase als erster Komiker 8 Thaler monatlich, Weirauch 24 Thaler und Ascher als Oberregisseur, Geschäftsführer, Bonvivant und Held des ganzen Geschäftes 30 Thaler. Jedoch, was sollte man machen? In ganz Deutschland lag das Theater darnieder — man wartete auf den Augenblick besserer Zeiten.

Deichmann trug sich schon damals mit dem Gedanken, ein neues großes Theater zu bauen, um dem alten Königstädtischen Theater unter der Direktion der Frau Kommissionsrätthin Cersf und ihres Schwiegerjohnes, des Dr. Freiberg, ein Konkurrenzunternehmen entgegenzusetzen. Im Königstädtischen Theater hatte man 1847 mit „100 000 Thaler“, 1849 mit „Berlin bei Nacht“ und 1850 mit „Junger Zunder, alter Blunder“ — alle drei Possen französischen Ursprungs, von David Kalisch (gestorben in Berlin

als Redakteur des „Kladderadatsch“) bearbeitet — ein großes Geschäft gemacht. Dazwischen fällt noch die Aufführung der großen Zauberposse „Die Töchter Luzifers“, aus dem Französischen von W. Friedrich, die wohl über 300 Mal gegeben wurde. Doch damit war auch das Repertoire dieser Bühne erschöpft.

Mißhelligkeiten zwischen Direktion und Mitgliedern ließen das Repertoire mangelhafter werden, und Deichmanns Scharfsinn erkannte bald, daß das letzte Stündlein der alten Königstadt geschlagen habe.

Er brachte sehr bald ein Konsortium von Geldmännern zusammen, und unter der Leitung des berühmten Architekten Eduard Tietz wurde das neue Friedrich-Wilhelmstädtische Theater erbaut und am 1. Juli 1850 mit „Waldeinsamkeit“ von Roquette und „Die Zillerthaler“ von Resmüller eröffnet.

Das Personal war mit den Obengenannten um ein bedeutendes an talentvollen Schauspielern vermehrt. A. W. Hesse, nicht nur der korpulenteste, sondern auch einer der besten Schauspieler Deutschlands, theilte sich mit Anton Ascher in der Regie.

Ottilie Genée und Auguste Schulz, nachmalige Frau Holzstamm, glänzten als Soubretten. Der Komiker und nachmalige Direktor L'Arronge war der Erste, der von der alten Königstadt absprang und sich zu Deichmann engagiren ließ. Da-

durch war das Ensemble der Königstadt zersprengt und Philipp Grobecker (gestorben in Berlin) und Johann Edmüller (gestorben in Berlin), zwei Koryphäen der komischen Muse, ihres so drastischen Partners beraubt. Edmüller ging zu Kroll, Grobecker suchte das Königstädtische Theater noch einige Monate zu halten, was ihm nicht gelang, und so schlossen sich denn im September 1853 die Pforten der berühmten alten Königstadt auf dem Alexanderplatz. (Das Haus steht heute noch, wenn auch umgebaut.)

Deichmann's Theater war somit das einzige, welches im Aufblühen begriffen, den Berlinern das willkommene Kunstinstitut ward. Seine Direktionsführung ist oftmals vom Standpunkt des Idealen angezweifelt worden, aber gerade er war es, der sich die höchsten Ziele steckte. Sein Theater war allerdings ein Kind der Zeit, einer Zeit der Unzufriedenheit, der Opposition und Satire — mit einem Wort ein Institut des faustischen Humors. Sehr viel zu dieser Richtung trug dazu die Allianz des Neubegründeten Witzblattes „Der Kladderadatsch“ bei, dessen Redakteure und Mitarbeiter persönlich mit Anton Ascher befreundet waren, so Löwenstein, Dohm, der Maler Wilhelm Scholz (alle drei in Berlin gestorben) und Kalisch. In Ascher spiegelte sich auf der Bühne ein ganzer Jahrgang von Kladderadatsch-Nummern ab, und es ist heute noch ein großes Frage-

zeichen, ob Ascher vom Kladderadatsch lebte oder der Kladderadatsch von Ascher.

Was nun die Idee Deichmann's anlangte, ein Institut im edleren, besseren Sinne das Seine nennen zu dürfen, so sollte sein Traum bald in Erfüllung gehen. Hatte er auch nicht mit seinem Personal und mit den ihm von äußerst produktiven Autoren anvertrauten Stücken die Berechtigung, sich an höhere Aufgaben zu wagen, so suchte er doch durch Gastspiele berühmter und bedeutender Künstler, seine Bretter, „so die Welt bedeuten“, zu veredeln. Es waren für ihn selige Tage, wenn Emil Devrient, Bogumil Dawison, Alexander Liebe, Karl Fichtner, Charlotte Wolter, Marie Seebach, Amalie Haßinger und viele Andere auf seiner Bühne gastirten.

Obgleich Deichmann sein Personal für Schauspiel und Posse engagirt hatte, lag ihm doch sein eigentlicher Beruf, in welchem er ausgebildet war, sehr am Herzen. — Schon in früheren Jahren hatte er es mit der Oper versucht und auch darin glänzende Erfolge erzielt.

Düffke, den er sich von Königsberg kommen ließ, und der besonders in Dittersdorff'schen Opern „Doktor und Apotheker“ und „Hieronimus Knicker“ Außerordentliches leistete, wurde sehr bald ein Berliner Liebling. Er war der erste „Doktor Hippe“ in „Guten

Morgen, Herr Fischer!“, spielte auch im Schauspiel und in der Posse und hatte sich unentbehrlich gemacht. Sein Abgang aus Königl. Hoftheater in Berlin erwies sich als eine Lücke für Repertoire und Kasse, und Deichmann gab die Oper wieder auf.

Das Bedürfnis für ein Sommertheater in Berlin trat immer mehr und mehr in den Vordergrund. Die Berliner verlangten nun einmal, falls man ihnen zumuthen sollte, auch in des Sommers glühender Hitze das Theater zu besuchen, ein lustiges Haus, das ihnen Gelegenheit gab, in den Zwischenakten unter freiem Himmel Erfrischungen aller Art einnehmen zu können. Was konnte Deichmann gelegener kommen, als diesem offen ausgesprochenen Wunsch zu genügen und auf seinem wunderbar gelegenen Grundstück ein solch lustiges Sommerhaus zu bauen.

Zur Zeit war aber große Ebbe in seiner Kasse und er, der Unererschrockene und stets in solchen Gelegenheiten Erfahrene verstand sich sehr gut auf einen Ausweg, seine Pläne durchzusetzen. Er arrangirte eine Lotterie, die dahin gipfelte, daß 54 000 Loose ausgegeben wurden à 1 Thaler. Es wurden so und so viele Gewinne festgesetzt, die darin bestanden, daß man unter Umständen auf 1 Thaler pro Loos 15 Logenplätze à 1 Thaler, 12 Parquet-sitze à 15 Silbergroschen, bis hinauf zur Gallerie selbst 10 Billets à 5 Silbergroschen gewinnen konnte.

Raum hatte Deichmann diesen Prospekt erlassen, so waren die 54 000 Loose à 1 Thaler gezeichnet und ein Baarbestand von 54 000 Thalern in den Händen Deichmanns. Mit diesem Gelde baute er ein sehr freundliches, mit zwei Rängen ausgestattetes ungedecktes Sommertheater und eröffnete dasselbe am 15. Mai 1854. Ein mit geschmackvollen Blumenenvirons und Bouquets in Mitten springender Fontainen ausgestatteter Garten lockte schaarenweis die Berliner in seine neue Gründung.

Von 4 Uhr Nachmittags ab wurden durch die Theaterkapelle bis zum Beginn der Vorstellung Konzerte exekutirt, die nach der Vorstellung sich bis 11 Uhr Abends ausdehnten, so daß die Berliner von 4 bis 11 für ein mäßiges Entrée ein gutes Konzert und eine vortreffliche Vorstellung erhielten.

Es war ein glänzendes Geschäft, und selbst Darsteller und Darstellerinnen, die sonst auf dem klassischen Boden der Tragödie ihr Licht leuchten ließen, haben an diesem Theater während der Sommermonate bei Deichmann gastirt. Ich nenne hier die Weimarer Genast (gestorben in Weimar, den Schüler Goethes), Grans (gestorben in Dessau), Bättsch (gestorben in Köln), welche in einem Ensemble-Gastspiel ein Repertoire, wie „Die Jäger“ von Iffland, „Bopf und Schwert“, „Die Journalisten“ unter großem Interesse des Publikums absolvirten. Auch die Wiener Hof-

burgschauspieler, deren ich später Erwähnung thue, spielten hier auf diesem Sommertheater.

Da nun Gott Pluvius mitunter recht unfreundlich während der Vorstellung sich aufdrängte, sei es mitten in einer tragischen oder humoristischen Scene, so wurde in solchen Momenten plötzlich durch die Opposition des Publikums, welches der Vorstellung Einhalt gebot, abgebrochen und ein großer Umzug von Publikum und Darstellern fand ins Wintertheater statt. So kam es häufig vor, daß wenn es sehr stark geregnet, der Garten fast in einen See verwandelt war, die weiblichen von den männlichen Darstellern ins Wintertheater hinübergetragen wurden. Und dieser Moment war für das Publikum, das mit Regenschirmen bewaffnet im Garten verweilte, einer der Hauptspäße, mit anzusehen, wie die Schauspieler sich gegenseitig aufs Trockene brachten.

Da ein solcher Zustand für die Dauer aber doch nicht anging, so ließ Deichmann über dies Sommertheater eine Decke ziehen, und obwohl die Hitze weit unerträglicher in diesem Hause dadurch wurde, da die Sonne den ganzen Tag auf dieser Decke ruhte und in Folge dessen das Haus den mit Blei gedeckten von Venedig immer ähnlicher wurde, aber das Publikum sagte sich: „Wir sind in einem Sommerhause und da gehen wir hinein.“

Ich bemerke noch, daß durch diese eigenthüm-

liche Eigenschaft der Berliner, gerade im Sommer die Theater am meisten zu besuchen, die vielen zugkräftigen Stücke wie „Die schöne Helena“, „Die Seufzerbrücke“, beide von Offenbach, „Viel Vergnügen“, Posse von Salingré, gerade im Sommer ihre Premieren erlebten. Deichmann fühlte heraus, daß zur Sommerszeit Stücke mit Gesang, selbst höheren Ansprüchen genügend, mehr zogen, wie im Winter, daher denn auch das Repertoire nach dieser Richtung hin seine volle Ausdehnung annahm.

Aber immer und immer wieder traten bei ihm Operaufführungen sporadisch auf, bis endlich ein Erfolg phänomenalster Art erzielt wurde mit dem ersten Auftreten Theodor Wachtel's. Schnell wurde eine Oper zusammenengagirt, um das Wachtel'sche Gastspiel zu ermöglichen, und mit dem „Postillon von Conjumeau“ eröffnete Wachtel ein Gastspiel, welches ihn sofort zu dem ersten Tenoristen für Berlin stempelte.

Nach dem Gastspiel Wachtel's blieben einige der Opernmitglieder dem Theater einverleibt, und Namen wie Abich, der Vater unserer jetzigen königlichen Hofschauspielerin in Berlin, der neben seinem Berufe als Bassbuffo auch noch das Talent eines Cigarrenmachers besaß und das Personal mit selbstgedrehten Cigarren versorgte, die dann die kleine Julie gegen quittirte Rechnung dem Personal in die Wohnungen trug,

Siegrist, Herrmann, Leszczynski, Klara Ungar waren noch späterhin die Säulen der Offenbach'schen Operette.

Das Repertoire sah freilich, sobald ein derartiges Gastspiel zu Ende war, wieder recht buntscheckig aus.

Denn da der Grundton des Theaters doch immer der Humor blieb, so kam es vor, daß heute „Der geadelte Kaufmann“ und morgen „Orpheus in der Unterwelt“ gegeben wurde, dann wieder „Die Waise von Lowood“ und „Die Bummler von Berlin“ auf dem Zettel prangten.

Aber das hinderte Deichmann nicht, auch sein eigenes Personal nach jeder Richtung hin zu ergänzen. Den Hauptcoup führte er aus, als er 1853 C. A. Görner als langjährigen Gast für sein Theater engagierte. — Dieser vortreffliche, gewaltige Charakterspieler übte einen bedeutenden Einfluß auf Mitglieder, Presse und Publikum aus, und die Aufführung der „Journalisten“ von Gustav Freytag ist wohl mit die beste gewesen, die in Berlin stattgefunden hat.

Die erste Besetzung der „Journalisten“ war: Anton Ascher (Bolz), Wallburg (Oberst Berg), Emma Hinz (Adelheid), Wilhelm Knaack (Piepenbrink), August Weirauch (Schmock), Geisheim (Korb), Henry (Bellmaus), Schneider (Senden), Ernest (Oldendorf); sie bildeten ein vortreffliches Ensemble. Doch als Görner von Breslau ins Engagement trat, pulsirten

die „Journalisten“ so recht und echt mit diesem „Oberst Berg“ in Publikum und Presse! — Eine vortreffliche Darstellung!

Der Komiker Wilhelm Knaack gefiel dermaßen gut, daß man anfing, für ihn und seine Persönlichkeit Rollen zu schreiben. Die Soubrette Marie Geistinger wollte zuerst, als Oesterreicherin von Geburt und daher den Berlinern nicht recht verständlich, nicht so ganz behagen, doch war ihre große Gestaltungs-gabe, verbunden mit jugendlichen Reizen und lieblicher Stimme, bald danach angethan, Kritik und Publikum für sich zu gewinnen.

Mit diesem Personalbestand fand ich das Theater, als ich fünf Jahre zuvor — noch Abräumer war; aber als ich engagirter Schauspieler geworden, hatte das Institut ein anderes Gesicht. Ascher, Knaack, die Geistinger waren nach Wien gegangen, Ottilie Genée war auf Gastreisen. Rudolf Haase hatte dem Theater Valet gesagt — nur den dicken Hesse und August Weirauch fand ich als Inventar des Theaters vor. Da sich innerhalb der letzten fünf Jahre in der Blumenstraße das Wallner-Theater aufgethan und dort die Berliner Posse gepflegt wurde, so hatte sich Deichmann veranlaßt gesehen, ein anderes Genre einzuführen. Es war dies die Gründung und Erfindung Offenbachs für Berlin.

. . . „Orpheus“ hatte im Jahre 1859 den denf=

bar größten Erfolg gehabt, und es muß als ein Wunder angesehen werden, daß dieses fremdartige Genre, das kurz auf den immensen Erfolg des Berliner Volksstücks von Weirauch „Die Maschinenbauer von Berlin“ folgte, eine noch nie dagewesene Zugkraft auszuüben im Stande war.

Nach dem Erfolge des „Orpheus“ trat auch in der Operette eine große Ebbe ein, da die zweite Gabe Offenbachs, „Prinzessin von Tragant“, der blühendste Blödsinn, der auf die Bühne gefördert, vom Publikum total ausgezischt worden war.

Nur einer Scene aus dieser Operette sei erwähnt. Der Vorhang geht auf und es sitzen vier Mumien am Tisch und spielen — Sechszundsechzig! Das war dem Publikum denn doch zu viel, und es entlud sich ein Sturm von Entrüstung.

Jetzt war im Repertoire guter Rath theuer. Das Personal war so ziemlich ganz auf die Operette gemünzt — was sollte gegeben werden? . . .

Als ich eintrat fand ich Friederike Goffmann vor, die ein 12maliges Gastspiel absolvirte, und die ausverkauften Häuser der Goffmann waren trotzdem nur Tropfen auf heiße Steine, — man munkelte über Deichmann in Theaterkreisen, daß er unter den gegebenen Verhältnissen das Theater nicht mehr lange werde halten können.

Im Bewußtsein aller dieser Hemmnisse trat ich

am 3. Dezember 1861 als Mitglied des Friedrich-Wilhelmstädtischen Theaters zuerst auf. Ich spielte den Walter in Klägers „Der Präsident“ und den August in der Berliner Posse „Hermann und Dorothea“. Letztere Rolle hatte Weirauch für sich geschrieben und über 100 Mal gespielt.

Mein Debüt fand eigentlich im wahren Sinne unter Ausschluß der Oeffentlichkeit statt. Als ich auf die Bühne trat, sah ich im Auditorium 12 bis 15 erstaunte Gesichter, welche das gesammte Publikum ausmachten. Nach dem ersten Stück, das mit einem Gefälligkeitsapplaus begleitet war, ging ich nicht gerade sehr erbaut in meine Garderobe, um mich zu dem Bäckerjungen in „Hermann und Dorothea“ umzukleiden. Eine einaktige Operette „Trompalcazar“ von Offenbach, die zwischen meinen beiden Stücken gegeben wurde, und die ich nicht kannte, veranlaßte mich, hinter der Bühne aus den Coulißten als Zuschauer zu figuriren. Da vernehme ich unbemerkt folgendes Gespräch zwischen Deichmann und seinem Oberregisseur Hesse:

Deichmann: „Na, wie war er denn?“

„Na,“ erwiderte Hesse, „der Präsident war's nicht, es war mehr sein — Kammerdiener.“

Diese kollegialisch wohlwollende Aeußerung war nicht gerade sehr ermunternd für mich, doch Deich-

mann schnitt ihm das Wort sofort ab, indem er sagte:

„Na, for Präsidentens hab' ick 'n ja och nich engagirt, wir wollen mal sehen, wie er den Bengel in det andre Stück macht.“

Meine Brust hob sich, und mein Herz schlug höher. Ich legte mich als Bäckerjunge ins Zeug, und selbst das spärlich versammelte Publikum zollte mir einen ehrlichen Beifall. Deichmann erschien nach der Vorstellung, klopfte mir auf die Schulter und sagte:

„Na, die Sache war nich schlecht. Der Andere“ — damit meinte er Weirauch — „ist schon nicht mehr Lehrjunge, sondern Altgeselle. Sie behalten die Rolle und spielen sie weiter.“

Im Verlaufe von 5 Jahren habe ich denn auch den August in „Hermann und Dorothea“ über 150 Mal gespielt . . .

Dies wurde leider der erste Konflikt, der sich zwischen Weirauch, dem seit Jahren hochbeliebten Künstler und mir, dem anstrebenden jungen Manne zutrug. Das Jahr 1861 ging zu Ende, doch gleich Anfang 62 verlangte das Publikum, aber mehr noch die Kasse nach Nahrung. Eine Wiederaufnahme der „Maschinenbauer“, in welchen Weirauch seinen von ihm creirten „Heinzius“, ich dagegen den Schlosser „Knobbe“ übernehmen mußte, eine Rolle, welche zu den besten

in Rudolph Haase's Repertoire zählte, machte wieder großes Glück. Eine andere alte Posse, „Die Bummeler von Berlin“ von Weirauch, in welcher ich den Kaufmann „Finger“, eine von Knaack's Bravourrollen, übernahm, sicherte mir die volle und ganze Beliebtheit an der Stätte früherer, so bedeutender Künstler. — Ich hatte, dem Wunsche Deichmann's gemäß, Rollen von Weirauch, Haase und Knaack gespielt und gerade deren für Berlin bekannteste. Weirauch ertrug nicht lange diese Bevorzugung meinerseits, und ein unaufgeklärter Streitfall zwischen ihm und Deichmann veranlaßten ihn plötzlich, um seine Entlassung zu bitten, die ihm von Deichmann sofort gewährt wurde.

Es war dies an einem Sonntag. Weirauch sollte am Abend in der „Brandstätte“, einem Einakter von Desloges, seinen berühmten Schuster „Priemke“ spielen. Auch dies war seit Jahren ein Paradespferd Weirauch's.

Am Morgen dieses Sonntags wurde ich durch den Theaterdiener ins Bureau zu Deichmann gerufen; er eröffnete mir, daß Weirauch plötzlich entlassen und ich an demselben Abend diese populäre Rolle Weirauch's übernehmen müsse.

Gespielt hatte ich diese Rolle allerdings einige Male in der Provinz —, aber es war doch immerhin keine Kleinigkeit, ohne genügende Proben vor

einem ausverkauften Sonntagshaus eine derartige Rolle zu spielen.

Ich gab Deichmann's Drängen nach und spielte an diesem Abend, von Beifall und unzähligen Hervorrufen begleitet . . .

Von nun an war ich für die Berliner gefeit und in den Augen meines Chefs der rechte Mann für ihn. — Deichmann's Charakter war ein verschlossener, nicht sehr bald mittheilsamer oder vertrauensfölicher. Er beobachtete scharf und lange, bis er sich näherte. Im Laufe eines Gesprächs, das ich über Repertoire und Theaterangelegenheiten mit ihm führte, sagte er plötzlich abbrechend:

„Ich habe bis jetzt zwei gehabt in den langen Jahren, denen ich volles Vertrauen schenken konnte. Das waren Ascher und Lobe (derzeit Oberregisseur am Dresdener Hof-Theater). Ich glaube mich in Ihnen nicht zu täuschen, wenn Sie der Dritte sind. Zeigen Sie sich meines Vertrauens würdig und Sie haben eine Stellung, wie Sie sie sich nicht besser wünschen können.“

„Ja,“ hob ich an, „verehrter Herr Kommissionsrath, das ist alles ganz gut, aber Berlin ist ein theures Pflaster, und um Ihr Institut zu repräsentiren, da braucht man mehr als 50 Thaler monatlich und einen Thaler Spielhonorar.“

„Na,“ sagte er, „das wird sich finden! Sie

machen ein sehr gutes Benefiz und damit schlagen Sie das Uebrige heraus."

Unsere Beziehungen wurden denn auch für die Folge die denkbar günstigsten und dies gab Veranlassung, daß Deichmann mich als Vertrauensmann in seine geheimsten Geschäftsinteressen zog. Obgleich noch herzlich jung, war ich doch so glücklich, dem Friedrich=Wilhelmstädtischen Theater manches Gute zuzuwenden, welches zu Nutz und Frommen des Institutes wurde, und worüber manch älterer Kollege neidisch auf mich herabblickte. Es ist nun einmal nicht anders unter dem Völkchen der Schauspieler und besonders gerade des deutschen Theaters.

Ich habe leider bis in die heutigen Tage so traurige Erfahrungen gemacht, daß das Gute, wirklich nützlich Schaffende wenig Eindruck in den Augen der Kollegen erzeugt, oft sogar abfällig beurtheilt wird. Auch in der Situation, in der ich mich Deichmann gegenüber befand, grollten mir hinter den Coulissen Neider über Neider. Es sollte nun auch ein Tag für mich hereinbrechen, der verhängnißvoll für mich hätte werden können. Das erste Gastspiel Theodor Wachtel's, welcher in Kassel kontraktbrüchig geworden, und vom Kurfürsten wegen einer vermeintlichen Uebertretung — er gab vor, nicht singen zu können, sagte ab, dies wurde nicht geglaubt und für Chifane ge-

halten — zu drei Tagen Arrest verurtheilt worden war, sollte den bewußten Anlaß dazu geben.

Der Theateragent Ferdinand Koeder, der berufenste und fähigste aller Theateragenten, bot Deichmann Theodor Wachtel als Gast an. Deichmann in seiner bekannten Manier fragte Koeder:

„Wat singt er denn?“

„Nun,“ entgegnete dieser, „kennst Du Wachtel nicht? Den Postillon von Lonjumeau.“

„Ach herrje, den kennen wir zur Genüge, und wie 's Mantius (gestorben als k. k. preußischer Hofopernsänger) macht, so wird er es gewiß nicht können.“

„Ja aber,“ erwiderte Koeder, „er knallt auch mit der Peitsche.“

Das war für Deichmann das Stichwort. — „Knallen kann er auch? Denn soll er singen.“

Und so geschah's. Wachtel spielte, sang und knallte, und der Riesenerfolg, den Wachtel gerade mit dieser Rolle in Berlin erzielte, sicherte ihm auch für die übrige Zeit Presse und Publikum. Deichmann machte brillante Geschäfte. Viele Male hat das Friedrich-Wilhelmstädtische Theater Wachtel als seinen Gast begrüßen dürfen (Alessandro Stradella, Fra Diavolo waren dann die späteren Gastrollen). — In dieser Zeit hatte Deichmann eine Sängerin, Fräulein von Ehrenfeldt, engagirt. Dieselbe traf

aber nicht ein, sondern war nach Kassel ans Hoftheater gegangen und schrieb einen kurzzeiligen Brief: „Bleibe in Kassel, komme nicht nach Berlin.“

Diesen Brief zeigte mir Deichmann mit der Frage: „Was sollen wir machen? Wir gebrauchen diese Person doch sehr nöthig.“

Ich rieth ihm, sofort nach Kassel zu reisen und dort alle Hebel in Bewegung zu setzen, diese Dame von ihrem Entschlusse in Kassel zu bleiben, abzubringen.

„Sie haben Recht, packen Sie Ihren Koffer und fahren Sie mit,“ war seine Antwort.

Nächsten Tags ging's nach Kassel und Hôtel Schirmer nahm uns gastlich auf. Nachdem persönlich mit Fräulein von Ehrenfeldt unterhandelt war, dieselbe aber starr und trozig auf ihrem Beschlusse verharrte, gingen wir zu einem dortigen Advokaten, um auf diese Weise der Dame zu Leibe zu gehen. Diese hatte sich jedoch hinter den Herrn Intendanten Baron von Heeringen (gestorben in Kassel) verschantzt, welcher sofort Vortrag beim Kurfürsten hielt.

Von diesen Vorgängen wußten wir natürlich nichts. — Schon glaubten wir durch die Zusage unseres Advokaten, daß er die Sache in Ordnung bringen wolle, Alles erledigt, und saßen beide wohlgemuth an der Table d'hôte in Schirmer's Hôtel. Als ich — die Suppe wurde eben aufgetragen, —

an der Saalthür plötzlich eine Figur auftauchen sah, die auf mich den Eindruck eines Polizeidieners, wie aus den „Fliegenden Blättern“ geschnitten, machte; ein langer Mantel mit großen Knöpfen, einen Borstwisch unter der Nase, martialisch, voll feines ganzen Bewußtseins. . . . Er tuschelt mit dem Oberkellner, derselbe läßt seine blinzeln den Augen über die Table d'hôte leuchten und auf uns beiden dieselben hastend, sehe ich beide leise flüstern. Schreckensbleich raune ich Deichmann ins Ohr:

„Kommissionsrath, die suchen uns.“

„Wer?“ sagt er.

„Sehen Sie dort,“ und weise auf den breitschultrigen Polizisten.

Und so war's! Derselbe tritt an Deichmann heran:

„Sind Sie der Herr Kommissionsrath Deichmann aus Berlin?“

„Jawohl,“ war die Antwort.

„So haben Sie mir augenblicklich zu folgen.“

„Aber erlauben Sie mal, wir wollen doch erst hier essen.“

„Das geht mich gar nichts an. Mache Sie, mache Sie, daß Sie mitkomme.“

Ich hatte schon vor Schreck die Serviette fallen lassen und schlotternd folgte ich den beiden Vorangehenden. — Auf dem Korridor eröffnete uns dann

der Polizeidiener, daß wir in zwei Stunden das Kurfürstenthum Hessen-Kassel zu verlassen hätten, da ein Ausweisungsbefehl an Deichmann ergangen. Wir wurden mit unseren Habseligkeiten auf den Bahnhof geschleppt und hatten die Freude, auf dem ödesten aller Perrons so lange bewacht zu bleiben, bis der nächste Zug uns nach Berlin beförderte.

Schweigend, ohne ein Wort gegenseitigen Austausches saßen wir uns beide gegenüber, bis der Schaffner uns meldete: Berlin. Da stand Deichmann auf und sagte zu mir:

„Na, ich danke Ihnen, die Sache haben Sie ja ausgezeichnet gemacht,“ schob die ganze Schuld meines Rathes wegen auf mich, weil ihn die Ausweisung aus Kassel nicht so verletzt hatte, als er in seiner Würde als königlich preussischer Kommissionsrath gekränkt war.

Obgleich sich mancher meiner Herren Kollegen über das Mißglücken dieser Expedition, die auf meinen Rath und Wunsch angetreten war, weidete, es half ihnen alles nichts. Deichmann vergaß sehr bald diesen Vorgang, und noch oft ist über diese Episode gescherzt worden.

Noch eines Sperrgastes muß ich Erwähnung thun, der zu wiederholten Malen auf der Bühne Deichmann's als Gast erschien.

Frau Sauner-Král, königlich sächsische Opern-

sängerin, eine der beliebtesten, stimmbegabtesten Koloraturfängerinnen, war ein ausgesprochener Liebling des Berliner Publikums. In der Oper „Die Dorfsängerinnen“, in der sie von Mikolas Tsjoard die Arie aus der Oper „Das Lotterielos“: „Nein, nein! Ich singe nicht, mein Herr!“ eingelegt hatte, heimste diese charmante Sängerin große Ehren ein.

Ihre häufige Wiederkehr bedingte doch auch einmal eine Novität. In Folge dessen wurde „La chatte merveilleuse“ („Die entzauberte Katze“), Musik von Grisar erworben. Deichmann hatte auf Zureden seines Freundes Koeder — den Regisseur Bergmann (starb in Berlin), der sich litterarisch seit längerer Zeit mit dem Theater beschäftigt hatte, als Regisseur engagirt. Diesem wurde die Inszenirung der neuen Oper während des Gastspiels der Frau Zauner-Král übertragen. Bergmann, ein für das Theater theoretisch vielleicht vortrefflicher Berather und Mitarbeiter, war als praktischer Regisseur ungeübt, welche letztere Eigenschaft bei Deichmann stark in die Waage fiel. Da ereignete sich Folgendes. Als ich eines Morgens — es fanden gerade die Proben zu besagter Oper seit einigen Tagen statt — in das Bureau kam, trat mir Deichmann händeringend entgegen:

„Sagen Sie mal, sagen Sie mal, was treibt der Bergmann bloß? Wir werden ja ja nicht mehr

fertig. De Oper muß Sonnabend raus, heut haben wer Donnerstag, wo soll'n das hin?"

„Entschuldigen Sie, Herr Kommissionsrath, ich habe keine Idee, da ich mich garnicht darum gekümmert habe.“

„Thun Sie mir den Gefallen und kommen Sie mit auf die Bühne, wir wollen doch mal sehn, was los ist.“

Wir gingen auf die Bühne und traten gerade in dem Augenblick hinter die Coulissen, als Bergmann an das Chorpersonal folgende Anrede hielt:

„Sehen Sie, meine verehrten Herrschaften, wenn Sie nicht die Diagonale halten, so werden Sie die exceptionelle Stellung, die Sie bei der Peripherie, die Sie diesen Moment auszuführen haben, nicht in Einklang bringen.“

Sprachlos sah Deichmann mich an, dann platzte er los und sagte:

„Nu hören Sie bloß, versteht das nu einer, verstehen Sie's? Ich nicht! Ich sage es aber, wenn ich man bloß so mit de Fremdwörter rauskönnte, dann wär' der längst raus, aber so muß ich stille sind!“ drehte sich auf dem Absatz herum und verschwand in der Dunkelheit des Zuschauerraums.

Die Oper kam zur erwünschten Zeit heraus. Frau Jauner-Kral gab eine ihrer liebenswürdigsten

Leistungen; das Werk fand aber keinen Anklang und so mußte sie zu älteren Opern zurückgreifen.

Das Engagement des Bergmann war auch sehr bald erledigt, und so sahen wir uns denn nach dieser Opernstagione wieder auf unserm eigentlichen Gebiet.

Ein Genre, das seiner Zeit viel Aufsehen erregte, darf ich zu erwähnen nicht vergessen. Es war dies ein Versuch, nach Goethe's „Reineke Fuchs“ eine Thierposse auf das Theater zu bringen. Dr. Girndt (lebt in Berlin) schrieb für unser Personal „Die Wiederkäuer“, Thierposse in 5 Akten. Der witzsprühende, ja in einzelnen Rollen außerordentlich satirisch gehaltene Dialog, begegnete bei der Polizeicensur einigem Mißtrauen, und es war nahe daran, daß „Die Wiederkäuer“ verboten wurden. Das Publikum ging anfangs auf das ihm neu aufgethane Genre nicht recht ein. Im Laufe des Abends aber fanden Figuren wie der Hirsch, Wolf, Elephant, der Stier, die Kuh und das Kälbchen reichen Beifall. Die Darstellung war eine sehr wohlgelungene. Der dicke Hesse als Stier, die nicht minder korpulente Rosahl (gestorben in Berlin) als Kuh und die reizende, blonde Klara Schüler (lebt in Frankfurt als Frau Ernst Formes) als Kälbchen bildeten eine Familie, die der Gattung dieser Thierwelt alle Ehre machte. Fallenbach (gestorben in Dresden) als Elephant, der

zugleich im Stück als Ministerpräsident figurirte, wurde bei den einzelnen Phrasen, die aktueller Natur waren, stürmisch beklascht. So unter anderm, als er in den Audienzsaal trat, wo alle Biehdier versammelt waren, begann er mit den Worten:

„In diesem Haus weht, Gott sei Dank, eine ganz andere Temperatur.“

Enthusiastischer Beifall folgte diesen Worten, da diese eine Anspielung auf die des Kriegsministers Grafen Roon waren, die er im Herrenhause, vom Abgeordnetenhause kommend, mit Bezug auf letzteres gesagt hatte.

Schindler (gestorben in Berlin), war urkomisch, und ich, als Hirsch von den andern Thierdarstellern immer als „Cerb“ angeredet, hatte ebenfalls die Lacher auf meiner Seite.

Recht eigentliche Rasse hat diese Thierposse nicht gemacht. Es war eben ein Versuch, der dem fleißigen Verfasser für seine originelle Idee große Aufmerksamkeiten von Seiten der Presse eintrug, wenn auch das Baaribus ausblieb.

Aber auch das gesellschaftliche Leben bot sehr viel Anziehendes. In dem Restaurant Klette in der arlstraße eröffnete sich mir ein höchst lebenswürdig, lustiger und aufmunternder Verkehr. Dort war der Sammelplatz vieler Kunstnotabilitäten, die

scherzend heiter und belehrend, nicht ohne Eindruck blieben.

Unser Stammtisch zählte die Maler Hofemann, Prof. Richter (starb in Berlin), Eduard Hildebrandt, Georg Bely, Ernst Dohm, Eduard Kossack (starb in Berlin), Adolph Glasbrenner (starb in Berlin), Sanitätsrath Tichy (starb in Berlin), Apotheker Wallmüller (starb in Berlin), August Weirauch (starb in Berlin) und Wilhelm Benrich (starb in Berlin). Als Oberkellner fungirte ein Mann, der heute der erste Traiteur Berlins ist, Rudolf Dressel, damals unter dem Namen Wilhelm. Wer kann alle die Späße, die lebenswürdigen Reibereien, die bis zur Allotria ausarteten, aufzeichnen, die dort Mittags in diesem Kreise zum Besten gegeben wurden. Und so knapp häufig unsere Münze in den Taschen war, so bereitwillig war Dressel im Anschreiben.

Aber auch noch eines anderen, in der Kunstgeschichte weit berühmten Stammtisches darf ich nicht unerwähnt lassen. Es war dies der Frühshoppen bei Lutter und Wegener. Dort saßen wir so manchen Morgen im fröhlichen Beisammensein beim herrlichen Raß. Theodor Döring, ferner Stawinsky, Adolf Glasbrenner und Gustav Berndal.

Glasbrenner mit seinem faustischen, satirischen

Wiß hieb wie ein Feldherr mit seinem geistigen Pallast um sich, alles niedermähend, was ihm in dieser Beziehung in den Weg trat. Ohne Erlaubniß der Gesellschaft durfte Niemand sich dem Tische nähern, geschweige denn an demselben Platz nehmen, und verdanke ich es meiner Bekanntschaft mit Döring, Teilnehmer dieser Tafelrunde werden zu können.

Diese Stunden im Kreise nicht nur fröhlicher Becher, sondern auch geistig und belebend einwirkender Männer waren einzig in ihrer Art.

Da eines Tages — ich saß mit Döring und Stawinsky am Tisch — gesellt sich ein junger, höchst elegant gekleideter Herr in schwarzem Frack zu uns und setzt sich mit dem Bemerkten:

„Sie erlauben, meine Herren!“

Wir sehen uns abwechselnd erstaunt an. Große Pause! . . . Der junge Fremdling aber kennt keine Verlegenheit, sondern greift nach einer unserer Rothweinflaschen, sieht sich das Etiquet an und bestellt sofort auch eine solche Flasche Wiederum bedeutames, schweigendes Spiel zwischen uns dreien.

Der junge Mann ergreift sofort das Wort, indem er sich an Döring wendet:

„Aha! Jetzt erkenn ich Sie erst. Sie sind ja Herr Döring von's Königliche. Na, Sie kenn ich sehr gut, Ihn hab' ich neulich — Gott, wie heeßt der

gleich, der Alte, der immer verbrannt werden soll? Richtig! Nathan der Weise. Ihnen hab' ich als Nathan gesehen. Großartig, gottvoll, und denn — wie heißt gleich der andere? Is och so eener, der will immer 'n Stück Fleisch haben. Aber der hat mir nich so jefallen, weil er so'n schlechten Charakter hat, aber sonst war's och ganz jut. Gott, wie heißt der gleich?"

Döring hilft ihm aus der Verlegenheit, indem er ergänzt:

„Aha! Sie meinen im Kaufmann von Venedig den Shylock.“

„Richtig! So heißt der Kerl! Aber da waren Sie och sehr jut, sehr jut!“

Die Unterhaltung wird immer fröhlicher, der junge Mann schildert sein Interesse für die großen, genialen Leistungen Dörings in den glühendsten Farben, so daß Döring sich bewogen fühlt, auch auf ihn sein Interesse zu konzentriren.

„Wer ist das?“ ruft er ihm zu und schneidet eine Grimasse.

„Ah!“ ruft der Jüngling, „das ist der alte Friß!“

„Wer ist das?“ fragt Döring wieder und schlägt die Arme übereinander.

„Das ist Napoleon, das ist Napoleon! Herr Gott, wie er leibt und lebt!“

Und so ging's fort. Döring ist höchst erfreut, einen so theaterkundigen Zuschauer vor sich zu haben — eine Flasche nach der andern wird getrunken . . . da öffnet sich die Thür und Berndal tritt herein. —

Im Begriff, sich an unsern Tisch zu setzen, erblickt er den jungen Mann, macht auf Döring's Einladung, Platz zu nehmen, eine abwehrende Bewegung und — setzt sich an einen andern Tisch

Nachdem noch tapfer poculirt und manche Belehrung Döring's auf den jungen Mann übergegangen war, greift derselbe nach seiner Uhr und sagt:

„Donnerwetter, meine Herren, nun ist's aber Zeit! Jetzt muß ich weg. Aber wenn Sie erlauben — ich habe nächste Woche wieder hier zu thun — dann bin ich so frei und wiederhole meinen Besuch.“

Mit diesen Worten empfiehlt er sich

Berndal, der von dem anderen Tisch alles mit Erstaunen anhörte, tritt an uns heran und in seiner trockenen Weise sagt er:

„Aber Kinder, wie kommt Ihr denn zu dem Kerl? Wißt Ihr denn, wer das ist?“

„Nein!“ erwidert Döring, „aber von einem Manne, der mich bewundern kann, bitte ich respektvoller zu sprechen.“

„Nun, dann will ich's Euch sagen! Das ist der Scharfrichter Reindel, der heute Morgen im Zellen-

gefängniß an zwei Mördern sein Handwerk ausgeübt hat!“

Stumm und starr saßen wir drei

Nach einer Pause erhob sich Stawinsky, setzte sich seinen Hut auf, indem er im tiefsten Baß murmelte:

„Schwerenoth, prrr!“ und ging.

Döring, erst räuspernd, leise pfeifend, dann spuckend, folgte ihm mit den Worten:

„Hm, hm! Nun verlasse sich noch einer auf die Menschen! Guten Morgen!“

Ich blieb mit Berndal scherzend und lachend über diesen höchst komischen Vorfall noch zusammen.

Aber von Stund' an waren Döring sowohl wie Stawinsky vorsichtig in der Wahl ihrer Tischgenossen

Heute steht der Tisch, an welchem viele Jahrzehnte lang diese humordurchsprühte Gesellschaft getagt hat, öde und leer Der Tod hat mit seinem Mahnruf in die Ewigkeit auch diesem originellen Frühshoppen ein rauhes Ende bereitet.

Als dritter im Bunde und vielleicht der populärste aller Stammtische Berlins war der in dem in den 60er Jahren in der alten Post gelegenen Siechen-
schen Bierlokal. Es war dies eine eigentlich echte
Schauspielerkneipe; aber nicht nur Künstler mäßigen
Talentes, nein, dort verkehrte die ganze große Schau-

spielerwelt Berlins, und jeder nach Berlin zugereifte Schauspieler fand in dem Siechen'schen Lokale das Heim und die Gemüthlichkeit, die er suchte und die ihn veranlassen mußte, wiederzukehren. Der alte Siechen, ein vortrefflicher Herr, hatte besonders für die recht oft geleerten Taschen der Komödianten eine überaus wohlthätige Hand. Er war unglücklich, unzufrieden, mürrisch, ja selbst unangenehm gegen seine gut bürgerlichen Gäste, wenn sich nicht wenigstens einer von der Schminke bei ihm des Tages über gezeigt hatte.

Mir passirte es einmal, daß ich ins volle Lokal trat und, da Niemand vom Theater anwesend war, Siechen mich mit den Worten umarmte:

„Endlich kommt ein Mensch!“

Gewisse dramatische Streblinge fühlten denn auch heraus, daß vom guten Siechen immer etwas auf geschickte Art und Weise zu erhaschen sei. Das Siechen'sche Bierlokal war keins von den modernen, eleganten von heute, es waren zwei kleine, enge Stuben, in denen kaum 30 Personen Platz hatten, und doch waren mitunter ihrer 100 darinnen versammelt. Aber für uns, die Herren des Tages und der Nacht, war seitwärts in einer Nische, Laube genannt, ein Tisch aufgebahrt, an welchem allabendlich alle die Koryphäen Berlins zusammentrafen. Der Präsident dieser Gesellschaft war der alte Bost (gestorben in Berlin), Bassist an der könig-

lichen Hofoper. Er präsidirte zum Gaudium des Tisches mit unaussprechlichem Ernst und Wahrung seiner Würde, und um sich vor der Nichtachtung, die ihm von Seiten des Stammtisches gegen seine Präsidentenwürde zu Theil ward, zu stählen, hörte man ihn, indem er seine Cigarre auf den Tisch aufklopfte, ein hundertmaliges „Sailens“ rufen. Die Folge davon war, daß sich ein Berg Cigarrenasche vor ihm aufthürmte und die arme Havanna, kaum in Gluth versetzt, alle Augenblicke verlöschte. Rechts von Bost nahm Philipp Grobecker, der Nestor der Berliner Komik, seinen Platz. Links saß Dr. Lasker (starb in Berlin), dann folgten in bunter Reihe die Uebrigen. Es waren Isoard, der berühmte Darsteller des „langen Israel“ (starb in Berlin), Fielig, der jugendliche Komiker des Victoria-Theaters (starb in Petersburg), Reusche vom Wallner-Theater, Georg Belly, Siegmund Haber, der jüngst verstorbene Redakteur des „Ulf“, Hellmuth Bräm, der erste Jupiter in „Orpheus“ (starb in Berlin), Wilhelm Drost, genannt der Dr. Kalauer, Dohm, Wilhelm Scholz, Kalisch, Rudolph Haase. Sobald nun die Versammlung vollzählig, und sie wurde es allabendlich um 12 Uhr, denn ehe wir Alle aus den verschiedenen, mehr oder weniger weit gelegenen Theatern antreten konnten, wurde es gegen Mitternacht, dann hob der alte Siechen einen Rundgesang, Chor und

Solo, an. Das populärste Lied war: „Dies Bildniß ist bezaubernd schön“. Siechen sang das Original, und wir Alle grunzten im Chor nach jeder Strophe: „Mit 'nem Knopp“. So verscherzten, versangen und vertrannten wir die Zeit, bis der Morgen graute.

Und was wurde bei Siechen nicht Alles an Humoreske zu Tage gefördert. Es wurden dort Stoffe für Posse, Volksstück erfunden, ja der „Kladde-radatsch“ nahm so manchen guten Spaß von dort mit hinaus, und Wehmuth beschleicht mich heute, wenn ich Umschau halte und von sämtlichen Stamm-tischgenossen nicht einen mehr unter den Lebenden zählen darf. Glückliche Jugendzeit und unvergeßliche Erinnerungen

In der Folge lag mir nun nichts näher als eine große, neue Rolle in Berlin zu creiren. Mit meinem Freunde Salingré trug ich mich längst mit dem Gedanken, eine Rolle zu schaffen, die ins Blut der Berliner übergehen sollte. Er eröffnete mir eines Tages, daß er einen brillanten Stoff habe und las mir die Skizze vor. Sie gefiel mir außerordentlich, und wir setzten uns Beide hin, um ein Stück, respektive eine Rolle für mich zu schreiben, die mich in Berlin populär machen sollte. — Deichmann, der mit den Arbeiten Salingré's nicht mehr zufrieden war, wehrte stark und heftig jede Salingré'sche Arbeit ab. Ich machte ihm aber die Sache so plausibel,

daß er das Manuskript nach Rissingen mitnahm, damit er es während der Badezeit dort lesen solle. Doch schon am dritten Tage nach seiner Abreise erhielt ich folgende Zeilen:

„Angenommen. Fünf Prozent. Sofort Musik machen lassen. Bald rausbringen. Deichmann.“

Es wurde alles so ausgeführt, wie Deichmann angegeben, und das Stück, betitelt „Friedrich Wilhelm Schulze“ wanderte zur Censur.

Da, — o Schrecken! — erhalten wir polizeilich die Nachricht, daß der Titel „Friedrich Wilhelm Schulze“ verboten sei! . . .

Salingré stand untröstlich in seiner Wohnung vor mir, und um ihn zu beruhigen, warf ich hin:

„Lieber Freund, das ist Pech.“ . . .

„Halt!“ rief ich, „Pech! Jetzt nennen wir das Stück ‚Pechschulze‘,“ und so blieb es. —

Die Posse „Pechschulze“ erblickte 1863 zum ersten Mal das Lampenlicht, und der Erfolg war für Autor wie für die Kasse des Theaters und für mich ein phänomenaler. — Mein Herzenswunsch war erreicht — ich hatte eine neue Rolle mit großem Erfolge creirt. Den „Pechschulze“ habe ich bis heute 438 Mal gespielt.

Nun kam das Gastspiel des in diesem Jahrhundert vielleicht bedeutendsten realistischen Schauspielers Bogumil Dawison. Von der Natur nicht

gerade verschwenderisch ausgestattet — er hatte ein stechendes, blinzelndes Auge, eine nicht gerade edle Nase, beim Sprechen aufgeworfene Lippen, etwas breite, hohe Schultern, nicht ganz gerade Beine, von denen das geflügelte Wort „Er mauschelt mit den Beinen herkommt“, ein nasales, im Tenor hoch an klingendes Organ — war dieser Künstler das Hinreißendste in seiner gewaltigen Gestaltungs- gabe, die wohl nie auf der deutschen Bühne übertroffen worden ist.

Dawison trat in „Lorbeerbaum und Bettelstab“ von Holtei auf. Das Publikum, im ersten Akt frappirt über Erscheinung und Organ, wußte nicht recht, was es mit Dawison anfangen sollte. Aber im zweiten Akte, als der Dichter Heinrich in die Buchhandlung tritt und von seinem Prinzipal angeherrscht wird, warum er zu spät komme, und Dawison, an der Thür zusammengebrochen, nur die Worte stammelte: „Ich habe soeben meine Frau begraben,“ da war es im Auditorium, als ob sich das Publikum mit auf demselben Friedhof befände Kalt durchschauerte es Jeden, und die interessanteste Studie offenbarte sich in seiner weiteren Darstellung, Scene auf Scene, den Wahnsinn in ihm sich gipfeln zu sehen. — Nun aber erst das Nachspiel „Der arme Heinrich“! . . .

Wir Darsteller waren so übermannt von der Wirkung dieses einzigen Menschendarstellers, daß

wir unsere Stichworte vergaßen und thränenübermannt in die Couliſſen wankten. Eine derartige Reflexion auf Darsteller wie auf Publikum, hat wohl kaum ein anderer Schauspieler wieder zu Wege gebracht. Das volle Haus rief Dawson wohl einige zwanzig Mal vor die Gardine, und sein Gastspiel war das Epochenmachendste des Friedrich-Wilhelmstädtischen Theaters.

Meine private Stellung zu Dawson, dem sehr nervösen, oftmals gereizten und launischen Künstler, war dennoch die ungetrübteste. Er hatte mich gern und da ich fast bei allen seinen Gastrollen auf der Bühne thätig, war er, der Vielbeschäftigte, bemüht, meine Leistungen zu kontrolliren. So u. a. im „Kaufmann von Venedig“, in welchem ich den Lanzelot Gobbo spielte. Als ich auf der Probe anfing, meinen Monolog zu sprechen, trat er plötzlich aus der Couliſſe, und in seiner eigenthümlichen, man könnte sagen, etwas brüſten Art, sagte er:

„Ja, was denken Sie sich denn? Glauben Sie denn, das ist ein Berliner Schusterjunge, der von seinem Meister wegläuft? Denken Sie doch 'mal an Ihren Shakespeare! Was sagt denn der Lanzelot, wenn er auftritt?“

Ich sah ihn mit großen Augen an und hauchte:

„Sicherlich, mein Gewissen läßt mir's zu, von diesem Juden, meinem Herrn fortzulaufen!“

„Nun also!“ hob Dawison an, „Sie haben doch da vorher dem Publikum zu zeigen, daß Sie etwas überlegen, wenn Shafespeare mit dem Worte „Sicherlich“ anfängt. . . . Also das machen sie so: Sie öffnen die Thür des Hauses, sehen ins Publikum, drehen sich stumm um, gehen bis in die Mitte der Bühne, nehmen den Vorsatz, fortzulaufen, sehen sich wiederum nach dem Hause um, zögernd laufen Sie drei Schritte zurück, um ins Haus zu gehen, dann wenden Sie sich trotzig um und sagen bestimmt, wie mit sich einig: „Sicherlich, — mein Gewissen läßt mir's zu.“ . . .

Nachdem ich dies kapirt, probirte Dawison mit mir dann weiter, und noch manche sehr wohlthuende Unterweisung und echt Shafespeare'sche Nuance brachten mir Abends den ungetheilten Beifall des Publikums.

Da geschah mitten in unseren wahrhaft freundschaftlichen Beziehungen das Ungeheuerliche, daß bei der Leseprobe von Kleist's „Hermannschlacht“, in welcher mir ein alter, deutscher Barde übertragen war, in dessen Armen Hermann im fünften Akt stirbt, Dawison mich erstaunt fragte:

„Ja, wie kommen Sie denn zu dieser Rolle?“

„Ja,“ sagte ich, „ich glaubte auch, mein Ge-

burtstag wäre und Deichmann hätte mir was geschenkt, als ich diese Rolle bekam."

„Sie scheinen die Sache auf die humoristische Seite spielen zu wollen. Das thun keine Künstler, das sind Hystrionen.“

Nun brach der Unwille des gesammten Personals über die mir angethane Beleidigung aus, und da Dawison dieses Wort nicht zurücknehmen wollte, verließ das Personal die Leseprobe. — Dawison, beschämt über seine Heftigkeit, trat am anderen Tage auf der Probe — es war „Der Geizige“ — zu mir heran und that so, als ob gar nichts zwischen uns vorgefallen sei; doch verlangte der Regisseur Hesse im Namen des Personals, daß Dawison seine gestrige Beleidigung zurücknähme. Dawison klopfte mir die Backen und sagte:

„Das habe ich mit diesem meinem talentvollen Freunde allein abzumachen. Geben Sie mir die Hand, junger Mann, wir beide wissen, woran wir sind.“

Natürlich war alles beigelegt, und diese kleine Episode hatte unsere gegenseitigen Sympathieen bis zu seinem Tode mehr denn je befestigt.

Im Jahre 1870 kehrte Dawison, mit Dollars beladen, aus Amerika zurück, suchte mich in Hamburg auf, und zu meinem Entsetzen mußte ich mir klar werden, daß er nicht mehr der war, der er gewesen,

als er übers Meer ging — er war geisteskrank geworden. In Dresden habe ich ihn kurz vor seinem Tode, in der Auflösung begriffen, besucht
Schweigend, trauernd schloß ich die Pforte der Dawison'schen Villa hinter mir, alle die herrlichen Bilder ins Gedächtniß rufend, die dieser große Künstler auf die Bühne gestellt

Vorbei! Vorbei!

Nachdem Deichmann mit seinem Repertoire wieder etwas sprunghaft verfahren, kam endlich die Erlösung in Offenbach's „Schöner Helena“, was die Kassengeschäfte anbetraf. Leider besaß das Friedrich-Wilhelmstädtische Theater keine geeignete Persönlichkeit für die Helena.

Louise Limbach (in Berlin verheirathet), eine der reizendsten, zierlichsten Koloraturfängerinnen, sang und spielte die Helena, aber es mangelte ihr die Hoheit, die Gewalt und ganz besonders die Satire für diese Schöpfung Offenbach's. Zum ersten Male duldete man mich in der Operette.

Man hatte eingesehen, daß es für die Rolle des Kalchas zweckdienlicher sei, einen beliebten Komiker herauszustellen als einen Baßbuffo. Natürlich wurde mir, dem ungeübten Vertreter des Gesanges, die Sache nicht so leicht und es haperte im ersten Finale manchmal recht sehr.

Offenbach, der selbst aus Paris gekommen, um

die erste Vorstellung zu dirigiren, kannte seine Partitur kaum mehr, da er zwischen der ersten Aufführung der „Selena“ in Paris und unserer Premiere schon mehrere Operetten geschrieben hatte, zudem war Offenbach kein guter Dirigent; aber unser derzeitiger Kapellmeister Lang (lebt in Berlin), ein eifriger Verehrer Offenbach's, stand in der ersten Coullisse, um von dort aus eine mögliche Unsicherheit des Dirigenten Offenbach zu bannen. Nun geschah es, daß ich im Finale des ersten Aktes nicht richtig einsetzte. — Offenbach, natürlich sofort dies bemerkend, rief mir herauf:

„Ah! Monsieur! Sie haben nit gesezt ein!“

„Ja,“ stotterte ich, „Herr Direktor, Sie müssen mir das Zeichen heraufgeben. Sie geben keine Zeichen.“

„Eh, bon! Sollen Sie kriegen heut' Abend.“

Ich war beruhigt.

Am Abend erschien Offenbach mit einem andertshalb Meter langen Taktstock. Vom Publikum stürmisch begrüßt, trat er ans Dirigentenpult.

Die Vorstellung begann.

Die lieblichen Weisen gefielen enorm, der lustige satirische Text, bearbeitet von Dohm, erregte Lachsalben, und meine Idee, den Oberpriester Kalchas als Oberrabbiner zu geben, war für die damaligen

Besucher des Friedrich-Wilhelmstädtischen Theaters die höchste Potenz der Lustigkeit.

Nun kam das Finale. Ich stand, angstvoll auf mein Zeichen wartend — halb auf Offenbach, halb auf Lang sehend — oben am Tempel, und wer beschreibt unser Aller Schreck, als Offenbach plötzlich mit seinem langen Taktstock mir heraufwinkt und laut ausruft: „Jetzt!“ — Publikum, Orchester, Mitglieder auf der Bühne — Alles bricht in ein ungeheures Gelächter aus, und die Folge war, daß ich natürlich — nicht einsetzte.

Diese kleine Episode wurde sehr häufig in der Berliner Gesellschaft zum Besten gegeben und erregte natürlich herzliches Lachen!

Der Erfolg der „Helena“ war trotz der mangelhaften Besetzung der Titelrolle ein enormer, doch bei der 80. Vorstellung erschien als schöne Helena im wahren Sinne des Wortes, Marie Geistinger aus Wien. Mit ihr blühte diese Operette auf, und ausverkaufte Häuser waren an der Tagesordnung.

Trotz seines natürlichen Verstandes in Beurtheilung von Stücken, ging es Deichmann doch einmal verquer. Ich brachte ihm den einaktigen Schwank „1733 Thaler 22½ Silbergroschen“ von Jacobson.

„Na, wie is det Ding? Sie haben es doch schon gelesen!“

„Ja,“ sagte ich, „ich finde es außerordentlich
E. Thomas, Memoiren.

und halte es nach „Guten Morgen, Herr Fischer“ für eine der besten Burlesken, die wir je gehabt haben.“

„Na, denn geben Sie man her!“

Am anderen Tage warf er mir im Bureau das Manuscript auf den Tisch und behauptete, in seinem ganzen Leben nie etwas schlechteres gelesen zu haben. — Wenn ich mich aber dafür interessire, wolle er mir nicht die Freude verderben, er würde es geben, aber nur, um mir zu beweisen, daß er Recht habe. — Der Erfolg dieses Einakters war für die Kasse des Friedrich-Wilhelmstädtischen Theaters ein eminentes.

Deichmann, der sich geirrt, ärgerte sich darüber und ließ seinen Zorn darin aus, daß er mir eines Abends bei dieser Vorstellung sagte:

„Na, wenn sie det nu sehn wollen, mit Gewalt, de Leute, denn sollen sie es vock kriegen. Nu seze ich es nicht ab.“

Es war somit, als ob er das Publikum bestrafen wolle, welches in Schaaren ins Theater lief.

Gerade dieser einaktige Schwank bewährte sich nicht allein in Berlin als Zug- und Kassenstück, sondern es gereicht mir auch zu besonderer Freude, vielleicht der einzige deutsche Schauspieler zu sein, der in einem einaktigen Stück im Laufe der Jahre weit über 800 Mal aufgetreten ist.

Unter der Direktion und den Mitgliedern des Friedrich-Wilhelmstädtischen Theaters herrschte ein sehr hübsches Einvernehmen, und kamen auch manchmal kleine Mißhelligkeiten vor, die ja nie zu umgehen sind und nie ausbleiben, so fanden sie doch meist in humoristischer Form ihren Abschluß. So hatten wir u. A. einen alten Schauspieler und Bassisten Scheerer (lebt hochbetagt in San Francisco als Maler) im Engagement, der leider mitunter etwas stark der Flasche zusprach. Er kam in diesem Zustande Abends ins Theater, und als Deichmann ihn darüber zur Rede stellte, jagte Scheerer zu ihm:

„Ich bin ein Künstler, und Sie sind der Direktor; aber Kunst kommt von Können — ich weiß nicht, was Sie können.“

Darüber äußerst aufgebracht, rief ihm Deichmann zu:

„Von heute ab verbitte ich mir, daß Sie mich noch grüßen!“ —

Der Abend ging vorüber, und da Scheerer ein Mann des Vorschusses war, kam ihm dieser Zwischenfall höchst ungelegen, denn er mußte, um Vorschuß zu erlangen, sich doch stets an den Chef wenden. Was nun machen? Grüßen sollte er ihn nicht, und da Deichmann auch, sobald Scheerer auf der Bühne erschien, ihn geflissentlich nicht mehr beachtete, so

griff letzterer zu folgendem Mittel: er ging auf Deichmann zu, drückte ihm die Hand, und ehe sich's dieser versah, steckte er ihm einen Zettel in die offene Rechte. Deichmann machte erstaunt den Zettel auf, und was stand darauf?

„Guten Morgen, Herr Direktor!“

Er lachte und rief Scheerer, der in einiger Entfernung lauend auf ihn sah, was er wohl sagen würde, zu sich heran und, bedeutungsvoll mit dem Kopfe nickend, sagte er zu ihm: „Wie viel?“ und Direktor und Mitglied waren wieder die Alten.

Auf einer Probe, die Anton Ascher abhielt, war auch der Schauspieler Burmeister (gestorben in Erfurt), ein alter bewährter Charakterspieler beschäftigt. Dieser alte Herr trat zu jedem Mitgliede mit der Frage:

„Wie viel Gage haben Sie hier?“

So kam er auch an den Liebhaber Rüger, und als ihm dieser stolz erwiderte: „60 Thaler,“ sagte er: „Hm, hm! For so'n Komödienspiel 60 Thaler! Das ist stark!“ Also für Burmeister viel zu viel, da er selber nur 40 Thaler Gage hatte.

Ascher, der kurzsichtig, mit einem Monocle im Auge, auf seinem Regiestuhl die Probe leitete, war eines Tages nicht so ganz mit dem Personal zufrieden. Burmeister hatte es schon längst auf Ascher gemünzt, da ihm dieser in keiner Weise, wie

er behauptete, imponire, wartete auf eine Gelegenheit, sich mit Ascher zu messen. Dieses sollte ihm auf dieser Probe vergönnt sein. Ascher, der nach öfterem Wiederholen einer Gesellschaftscene das Personal in einer etwas heftigen Anrede zur Theilnahme an der Situation ermuntert, sieht plötzlich Burmeister, sich erhebend und stolz in die Brust werfend, langsamen Schrittes bis an den Souffleurkasten auf sich zukommen . . . Burmeister bleibt vor ihm stehen — und donnert im tiefsten Baß ihm ins Gesicht:

„Halt's Maul, Jude ohne Organ!“

Ein Schrei der Entrüstung bemächtigt sich des ganzen Personals, aber Ascher erwidert in seiner entzückenden Weise:

„Jude bin ich, Organ hab' ich keins, also gehen wir weiter.“

Als einen bemerkenswerthen Tag für mich kann ich auch den 12. Mai 1864 verzeichnen. Der Regisseur des Privattheaters „Urania“ C. A. Paul hatte an diesem Tage sein Benefiz unter gefälliger Mitwirkung des königlichen Hofschauspielers Herrn Hermann Hendrichs. Ich wurde ebenfalls dazu eingeladen, und so prangte denn mein Name mit dem des untergeßlichen Hermann Hendrichs auf dem Zettel der „Urania“. Gegeben wurde „Hans Sachs“, dramatisches Gedicht von Deinhardstein, in welchem Hermann Hendrichs eine seiner größten Meister-

Privat-Theater-Gesellschaft Urania,

Donnerstag, den 12. Mai 1864.

Zum Benefiz für Herrn C. A. Paul.

Unter gefälliger Mitwirkung des Königl. Hofschauspielers Herrn **S. Hendrichs**, und des Schauspielers Herrn **C. Thomas** vom Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater.

Hans Sachs.

Dramatisches Gedicht in 4 Akten von Deinhardstein.

Personen:

Kaiser Maximilian der Erste		Herr Lehmann.
Meister Steffen, Goldschmidt in Nürnberg		Herr Pape.
Kunigunde, seine Tochter		Fräul. Heuser.
Hans Sachs, Schuster und Meistersänger		* *
Goban Hesse, Rathsherr aus Augsburg		Herr Paul.
Erster	Kämmerling des Kaisers	Herr Martin.
Zweiter		Herr Kohlwage.
Erster	Meistersänger	Herr Kahle.
Zweiter		Herr Scholz.
Meister Jacob, der Bäcker	Bürger von Nürnberg	Herr Jungmann.
Meister Martin, der Krämer		Herr Lemaitre.
Meister Niklas, der Schlosser		Herr Krüger.
Gefolge des Kaisers, Stadtsoldaten, Meistersänger, Merker, Schwertmeister, Volk von Nürnberg beiderlei Geschlechts.		
Die Handlung begiebt sich in Nürnberg um das Jahr 1517.		

* * * Hans Sachs — Herr Hendrichs.

Hierauf, zum ersten Male:

Der Präsident.

Original-Lustspiel in 1 Akt von W. Kläger.

Personen:

Carl von Elmborn, Landrath	Herr Isert.
Bertha, seine Frau	Fräul. Bethge.
Walter	* *
Weber, Secretair	Herr Kahle.
David, Diener	Herr Erdmann.

Ort der Handlung: Eine Provinzialstadt.

* * * Walther — Herr Thomas.

Anfang 7 Uhr. Ende nach halb 10 Uhr.

leistungen schuf. Zum Schluß spielte ich den Walter in „Der Präsident“ von Kläger. Auf dem Zettel figurirt Herr Kahle, der jetzige Hofschauspieler, damals ebenfalls wohlbesessener Neuling in theatralibus. Dieser Abend war für den Benefizianten pekuniär wie künstlerisch ein höchst erfolgreicher, und die Erinnerung an Meister Hendrichs unvergeßlich.

Einen Haupttreffer machte Deichmann mit dem Ensemble-Gastspiel der Wiener Hofburgschauspieler. Es waren Karl Fichtner (starb in Wien), Amalie Haßinger (starb in Wien), Meirner (starb in Wien), Friederike Bognar (gastirt in Deutschland) und Friederike Kronau (verehelichte Baronin von Edelsheim, lebt in Pest).

Diesem Gesamtgastspiel ging noch der Antritt des mir schon bekannt gewordenen Direktors Hein voran, desselben Direktors, der mir in Stettin das Prognostikon des talentlosesten Menschen gestellt hatte. Hein war durch ungünstige Verhältnisse um die Direktion des Theaters in Stettin gekommen, hatte später das Stadttheater in Frankfurt a. D. übernommen, sich aber auch dort nicht halten können, und war mittellos nach Berlin geeilt.

Hier hatte er zuerst dramatischen Unterricht gegeben, leider ohne pekuniären Erfolg, und durch meine Vermittlung bei Deichmann erhielt er die Stelle eines Oberregisseurs für den abgegangenen Hesse.

Es war Hein sehr erwünscht, daß mit der Stelle eines Oberregisseurs auch noch das Fach eines ersten Väter- und Charakterspielers verbunden war, da er ein leidenschaftlicher Komödiant. Er wählte sich zu seinem ersten Auftreten den Herzog Karl in den „Karlschülern“.

Trotzdem ein guter Lehrer und Erzieher für dramatische Künstler und Künstlerinnen, so war er doch, wie man in der Theatersprache zu sagen pflegt, ein schlechter Musikant — er fiel mit Pauken und Trompeten durch, und vor sich sah er den Jüngling stehen, der in der Rolle des Bleistift an jenem Abend enorm gefallen hatte, während er, der Herzog, gefallen — war.

In meinem jugendlichen Uebermuth konnte ich es mir nicht verkneifen, ihn an Stettin zu erinnern, und Hein, der stets einen guten Ausweg wußte, erwiderte mir:

„Lieber Sohn, das hat man schon sehr häufig gehabt, daß jungen Leuten erst in späterer Zeit der Knopf aufgeht.“

Dieser schauspielerische Abfall Hein's war für Deichmann trotz alledem nicht maßgebend, und so wurde Hein nur als Regisseur engagirt.

In diese Zeit, Juni 1864, fällt das Gastspiel der Wiener Hofburgschauspieler, welche in drei aufeinander folgenden Jahren in jedem Sommer vier

Wochen bei ausverkauften Häusern spielten. Für mich war es Manna und Labfal, mit solch akkreditirten und berühmten Künstlern zusammen wirken zu dürfen. In Freitag's „Die Journalisten“, wo Fichtner den Bolz, Meirner den Schmock und Friederike Bognar die Adelheid gaben, hatte ich das Glück, den Piepenbrink spielen zu dürfen, und mit Erfolg.

Das Repertoire umfaßte während dieser Zeit die Lustspiele „Doktor Wespe“, „Cato von Cisen“, „Geistige Liebe“, „Die Journalisten“, „Minna von Barnhelm“, „Der Winkelschreiber“, „Ehestandsinvaliden“, „Vater und Sohn“. In letzterem Stücke spielte den Sohn und in „Minna von Barnhelm“ den Tellheim Karl Mittell. Dieser ausgezeichnete, vortreffliche Darsteller fand mit seinen warmen, fast unerreichten Herzenstönen und seinem übersprudelnden Humor die wärmste Anerkennung, wie denn überhaupt Karl Mittell auch nach dem Gastspiel der Wiener mit eine Hauptstütze des Repertoires wurde.

Im vierten Jahre, 1865, erschienen bei einem ebenfalls vereinigten Burgtheatergastspiel Adolf Sonnenthal, Josef Lewinsky, Meirner und Fräulein Matthes.

Wenn auch der Erfolg Lewinsky's als Franz Moor in den „Räubern“ am ersten Abend ein unbestrittener war, so hatte doch dieses Gastspiel mit dem Andenken an die vorhergehenden sehr zu kämpfen.

In Fichtner'schen Rollen wurde es Sonnenthal nicht leicht, seine großen Vorzüge geltend zu machen, und erst mit dem „Grafen Waldemar“ schienen Publikum und Presse vollständig zufriedengestellt zu sein.

Auch dieses Gastspiel nahm dann für alle Theile einen äußerst günstigen Verlauf.

Meine Thätigkeit auf der Bühne war in diesen Vorstellungen eine sehr vielfältige, und die Erinnerungen an die Erfolge dieser Künstler sind auch für mich die ehrendsten.

Einen Mann darf ich nicht vergessen, dessen Wirksamkeit hinter den Coulissen, ja, in den Garderoben des Theaters die künstlerische Hand stets vor Augen sehen ließ. Es war dies unser Theaterfriseur Hermann Schulz. Ein liebenswürdiges, reizendes Kerlchen, war er der Freund aller, besonders der Damen, noch heute der gesuchteste Damenfriseur in Berlin.

Wenn ich behaupte „künstlerische“ Thätigkeit, so war bei Schulz nicht erst eine lange Beschreibung bei der Anfertigung einer neuen Perücke oder Frisur nöthig; denn der Schauspieler hatte nur mit dürren Worten eben zu erzählen, welche Rolle und welchen Charakter er zu spielen habe. Wie oft hat er mich gefragt: „Was spielst Du denn für eine Rolle?“ und mit wenigen Worten, vielleicht mit einer Geste, war die Perückenfrage schon erledigt. Stolz trat er

gravitatisch mit seinem Kopfschmuck in die Garderobe, und siehe, es war stets der richtige Charakter, zur Rolle passend.

Noch heute bin ich im Besitz all' der Coiffüren, die zu meiner Popularität auf der Bühne, wenn ich eine solche besäße, beigetragen haben: „Pechschulze“, „Geier“ (in „Flotte Bursche“), „Kälbchen“ (in „1733 Thaler 22½ Silbergroschen“) hängen heute noch als Reliquien in meinem Perückenschrank.

In „Minna von Barnhelm“ spielte ich mit den Wiener Hofburgschauspielern den Wirth, und dieser Abend entschied für meine ganze zukünftige Carrière.

Chèry Maurice, (lebt in Hamburg, 90 Jahr alt!) der Direktor des Thalia-Theaters in Hamburg, war an diesem Abend als Zuschauer im Theater. Er sah mich in der Rolle des Wirths, schickte mir seine Karte in die Garderobe mit der Aufforderung, ihn nach der Vorstellung im Theatergarten zu erwarten. Maurice wollte unerkannt im Theater sein, und als ich auf ihn zutrat, machte er eine abwehrende Bewegung.

Ich dachte mir, was ist denn das? Der Mann hat dich ja aufgefordert, ihn im Garten zu erwarten, und jetzt wendet er sich, ohne dir zu danken, ab?

Schon im Begriff zu gehen — trat ich nochmals auf ihn zu und redete ihn an:

„Herr Direktor, Sie haben mich erwartet. Mein Name ist Thomas.“

„Donnerwetter!“ sagte er in seinem gebrochenen Deutsch, „Sie sind das, Sie sind ja noch verflucht jung, ich hatte Sie gar nicht wiedererkannt,“ nahm mich unter den Arm, und so gingen wir ins Hôtel de Rome. Dort machte er mir einen Antrag ans Thalia-Theater in Hamburg. Ich erwiderte ihm, daß ich noch zwei Jahre Kontrakt habe, und er ersuchte mich, am nächsten Morgen mich zu weiterer Besprechung bei ihm einzufinden.

. . . Wieder eine schlaflose Nacht!

Welcher junge Schauspieler wäre nicht die Papsttreppe, wie das Thalia-Theater damals genannt wurde, gerne hinauf gelaufen. Ich konnte den Morgen kaum erwarten, erschien pünktlich zur gegebenen Stunde bei Maurice. Derselbe eröffnete mir, daß ich ihm außerordentlich gefallen, und daß er mir einen Kontrakt böte von dem Tage an, wo ich auf rechtmäßige Weise aus dem Verbande des Friedrich-Wilhelmstädtischen Theaters entlassen sei. Selbstredend nahm ich den Antrag an und erhielt einen Vertrag mit einem jährlichen Gehalt von 1800 Thalern auf drei Jahre.

Man hatte mir schon sehr viel von Maurice erzählt, seinem Aeußern, seiner bestimmten Art und Form, Unterhandlungen einzuleiten, seinem großen, weiten Blick, nicht nur Talente zu entdecken, sondern sie auch zu fördern und ins rechte Licht zu setzen,

und doch hatte ich mir den kleinen Mann mit dem schwarzen, gelockt gedrehten Haar, seinem festen, sicheren Blick, seinem schwarzen Schnurrbart unter der etwas starken Nase ganz anders vorgestellt. Ich war von der Zuthulichkeit und wiederum von der überaus großen Reserve, in die sich Maurice zu hüllen verstand, frappirt. Ich war an die burschikose Art Deichmann's gewöhnt. Maurice schüchterte mich ein. Aber bald schwanden diese Symptome, und ich sah, daß ich in Maurice den Mann gefunden hatte, der zwar vom geschäftlichen Standpunkt ein Mitglied brauchte, indessen mir es mehr als wünschenswerth sein konnte, an das so glänzend geleitete Thalia-Theater engagirt zu sein.

Unsere Zusammenkunft am Abend vorher war aber nicht unbemerkt geblieben — man hatte mich mit Maurice gesehen. Dies war sofort Deichmann berichtet worden, und es gehörte nicht viel Scharfblick dazu, um zu wissen, daß es sich hier nicht nur um eine oberflächliche Zusammenkunft gehandelt habe. Deichmann sagte mir denn auch auf den Kopf zu:

„Sie haben mit Maurice abgeschlossen — ich weiß alles. Aber Sie kommen nicht einen Tag früher von mir weg, bis Ihr Kontrakt zu Ende ist.“

Und so ist es auch gekommen!

Ich habe meine volle zwei Jahre noch an der

Friedrich-Wilhelmstadt gewirkt und am 1. August 1866 ging ich, begleitet von den besten Segenswünschen eines übervollen Hauses, welches Tags zuvor meinen Benefizabend füllte, mit Kränzen und Blumen beladen, nach Hamburg. Zugleich gab mir Deichmann einen Eventualvertrag, der sechs Monate vom Tage meines Abganges gerechnet noch Gültigkeit haben sollte, falls es mir in Hamburg nicht gefiele, mit einer Jahresgage von 2000 Thalern. Auf der Bahn überreichte er mir beim Abschied sein Bild mit dem Verslein:

Nach Hamburg ziehet Dich Dein Stern,
Doch lebt in Dir wohl der Gedanke:
Nicht allzu lange bleib' ich fern
Von meiner lieben, düft'gen Banke.

Es erhellt wiederum daraus, daß er in den sechs Jahren, wo ich bei ihm thätig war, mir seine vollen Sympathieen entgegenbrachte, ich seinem Theater allerdings nützlich und förderlich gewesen, aber auch von ihm richtig beurtheilt wurde. In späteren Jahren sah ich ihn noch häufig — er war Privatmann geworden — und oft durfte ich sein Lob über meine Thätigkeit unter seiner Direktion einheimfen! — Er starb in Berlin 1883.

Hamburg.

Mit Gefühlen eigener, fast undefinirbarer Art, fröhlich hoffend, und nicht ohne banges Zurücksehen nach den Fleischöpfen Aegyptens, die mir in den letzten sechs Jahren in Berlin aufgetischt worden, saß ich im Eisenbahnwaggon, mich mit dem mir von Deichmann mitgegebenen Eventualvertrag beschäftigend, in etwas beruhigt, daß ich zurückkehren könne, falls es mir in Hamburg nicht gefalle.

Am 1. August 1866 Mittags traf ich in Hamburg ein. — Hamburg mit seinem herrlichen Alsterbassin, auf das ich vom Hôtel Belvédère, wo ich abgestiegen war, eine herrliche Aussicht hatte, machte einen grandiosen Eindruck auf mich. Nachdem ich mich ein wenig orientirt, beschloß ich sogleich, Direktor Chéry Maurice meine Aufwartung zu machen.

In dem eine Treppe hoch gelegenen Bureau wurde ich von Maurice aufs zuvorkommendste empfangen. Er, der schweigsamste, wortkargste Mensch,

der eine verzweifelte Aehnlichkeit in dieser Beziehung mit Moltke hatte, begrüßte mich mit einer wohl-gesetzten, fast hochdeutsch geläufigen Anrede, die den Ausdruck seiner Freude bethätigte, mich in Hamburg zu sehen und zu den Seinigen zählen zu dürfen. Er stellte mir seinen Bruder Alphons (gestorben in Hamburg), der die Kassengeschäfte leitete, vor, lud mich auf das historisch gewordene, lederne Sopha, welches noch heute im Bureau figurirt, und wir plauderten wohl über eine Stunde. Beim Abschied konnte ich nicht umhin, ihn um etwas zu bitten, was wohl noch kein Schauspieler umgangen hat: es war dies der sogenannte — Vorschuß.

. . . . Sofort erwiderte Maurice: „Geld spielt bei mir keine Rolle!“

Nun war er mein Mann . . .

Während ich mit Wohlbehagen eine beträchtliche Summe zu mir gesteckt, tändelte ich fröhlich die Treppe hinab, hinaus ins Freie. Inzwischen fühlte ich in Wilken's Keller mein Mütchen, aß und trank vortrefflich, und machte eine kleine Alsterfahrt nach Uhlenhorst, somit hatte ich in einigen Stunden den Totaleindruck von Hamburg in erfreulichster Weise gewonnen.

Nachdem ich dem Altmeister Heinrich Marr (gestorben in Hamburg), dem derzeitigen Oberregisseur

des Thalia-Theaters, meinen Besuch gemacht und er mir in warmen Worten große Hoffnung für meine künstlerische Thätigkeit in die Nähe gerückt, kehrte ich in mein Hôtel zurück, um dem gefürchtetsten Kritiker der „Hamburger Nachrichten“, Dr. Robert Heller (gestorben in Hamburg), mit dem unter einem Dach zu wohnen ich die Ehre hatte, meinen Besuch abzustatten.

Robert Heller, ein Stück junges Deutschland, eng befreundet mit Heinrich Laube, Karl Gutzkow, Heinrich Heine, Feodor Wehl, war in seiner imponirenden, hoheitsvollen Gestalt, eine äußerst liebenswürdige Persönlichkeit. Nachdem ich mich ihm vorgestellt, sagte er:

„Also so sehen Sie aus! Ich hatte Sie mir auch älter vorgestellt, nach dem, was ich bereits von Ihnen gehört. Aber da hat der gute Chéry“ — er meinte Maurice — „ganz Recht. Er sucht sich immer was Junges. Na zeigen Sie Ihre Künste, und ich werde mich darnach zu richten wissen. Sie speisen doch an der Table d'hôte?“

„Zawohl, Herr Doktor!“ erwiderte ich.

„Dann hoffe ich Sie in einer halben Stunde bei Tische zu sehen. Bestellen Sie sich Ihren Platz an der Table d'hôte vis-à-vis von mir, damit wir noch Einiges plaudern können.“

Ich empfahl mich und bald darauf saß ich mit Robert Heller beim schäumenden Maß, und meine

Empfindungen waren gefestigt, daß ich Heller nicht unsympathisch sei

Der Abend brachte im Thalia-Theater die beiden Stücke „Eine Parthie Piquet“, in welcher Heinrich Marr den Rocheferrier und Otto Bachmann (gestorben in Hamburg) den Mercier spielten; dann ein französisches Lustspiel von Scribe „O Oskar!“ in diesem wirkten Helene Schneeberger (jetzige Frau Hartmann, k. k. Hofburgschauspielerin), Julius Hübner (gestorben in Hamburg), Wilhelm Hungar (gestorben in Hamburg) und Karl Baum (gestorben in Hamburg) in den Hauptrollen. Ich saß im ersten Rang wie gebannt: Ohr, Augen, Lippen hingen an diesem wunderbaren Ensemble, welches mir die Schuppen von den Augen fallen ließ. So und nicht anders muß man auf der Bühne agiren, so muß man sprechen, so in den Grenzen der Natürlichkeit sich bewegen, um im wahren Sinne des Wortes Menschen darzustellen. Das Spiel Marr's als alter Marquis war einzig, Bachmann, dieser vortreffliche Zeitgenosse Beckmann's (gestorben als k. k. Hofburgschauspieler in Wien), war von entzückender Natürlichkeit und liebenswürdiger Bonhomie. Im zweiten Stück erregte Helene Schneeberger zuerst meine Aufmerksamkeit; durch ihre wahrhaft ungemachte, ungekünstelte, echt natürliche Naivität riß sie im Laufe des Abends das Publikum zu einer Be-

geisterung für sich hin. Hübner, Hungar und Baum vervollständigten dieses einheitliche, abgestimmte Ensemble und so war dieser erste Abend von so tiefen Eindrücken für mich, daß ich aus dem Thalia-Theater ging, festen Vorsatzes, Maurice zu erklären, ich passe nicht in dieses Ensemble

Am nächsten Morgen eröffnete ich auch Maurice diese meine Ansicht. — Er lächelte und sagte in seiner nur ihm eigenen Weise:

„Nein, lieber Sohn, fürchten Sie nichts! Sie haben in Berlin nur immer allein gespielt. Das war auch nöthig. Hier spielen Sie in und mit dem Ganzen, und die Zeit wird es lehren, daß auch Sie kein Virtuoso, sondern ein Ensembleschauspieler sind.

Einigermassen beruhigt, doch nicht überzeugt entließ er mich, und so kam der 4. August, an welchem ich zum ersten Male vor das kritische Hamburger Publikum treten sollte. Mein erster Abend brachte „Hermann und Dorothea“ (August), „Ihr Ketter“ von Dohm (Fanfaron), „1733 Thaler 22½ Silbergroschen“ (Kälbchen). Das Haus war bis unter das Dach ausverkauft, denn da ein Direktor wie Maurice zwei Jahre auf einen Schauspieler gewartet hatte, ehe er ihn bekommen, und dies dem Publikum nicht unbekannt geblieben, war man nun auf mich und meine Leistungen auf das Aeußerste gespannt.

Thalia-Theater.

☛ Anfang 7 Uhr. ☛

Heute, Sonnabend, den 4. August 1866

4. Vorstellung im Abonnement.

Zum 1. Male:

Ihr Ketter.

Schwank mit Gesang in 1 Aufzuge, von E. Dohm. Musik von A. Lang.

Krawatschke, Tapezier und Möbelhändler	Hr. Hungar.
Christel, seine Nichte	* *
Jean Fanfaron, sein Werkführer	* *
Baron von Knideburg	Hr. Hegel.
Graf Alfred, sein Nefse	Hr. Lanius.
Ubelheid von Stromberg	Frl. Zitt.

Hierauf zum 1. Male:

1733 Thaler 22½ Sgr.

Posse mit Gesang in 1 Aufzuge, nach einer französisch. Idee, v. E. Jacobson. Musik v. A. Lang.

Kälbchen, Häuserspekulant	* *
Malwine, seine Frau	Hr. Bezold.
Martha, seine Tochter	Frl. Garlieb.
Krähhahn, Chauffeeeinnehmer in Fürstenwalde	Hr. Baum.
Paul Selling, Buchhalter	Hr. Lanius.
Julie, Hausmädchen bei Kälbchen	Frl. Henke.
Herren und Damen als Gäste.	

Ort der Handlung: Kälbchen's Wohnung.

Zum Schluß:

Herrmann und Dorothea.

Vaudeville-Posse in 1 Aufzuge, von H. Kalisch und A. Weirauch. Musik von A. Lang.

Frau Weiß, Bäckermeisterin	Hr. Bezold.
Herrmann, ihr Sohn	Hr. Lanius.
August, Lehrjunge	* *
Raake, der Wirth	Hr. Hegel.
Dörthe	* *
Handwerker und ihre Frauen. Musikanten.	

* * Frl. *Ferdinande Stolle*, vom Friedrich-Wilhelmstäd. Theater in Berlin, im 1. Stücke: Christel und im 3.: Dörthe, als Gastrolle.

* * Herr *Thomas*, vom Friedrich-Wilhelmst. Theater in Berlin, im 1. Stücke: Jean Fanfaron, im 2.: Kälbchen und im 3.: August, als Gastrolle.

Cassöffnung 6½ Uhr.

Anfang 7 Uhr.

Morgen, Sonntag, den 5. August: „Oscar, oder: Der ungetreue Gatte.“ Lustspiel in 3 Aufz., frei nach Escribe, von W. Friedrich. Hierauf: „Zimmer zu Hause.“ Lustspiel in 1 Aufz., von M. A. Grandjean. — Den Anfang macht: „Eine Partie Biquet.“ Lustspiel in einem Aufzuge, von Fournier und Meyer.

☛ Anfang 6½ Uhr. ☛

Montag, den 6. August: „Ein toller Tag, oder: Figaro's Hochzeit.“ Lustspiel in 5 Aufz., v. Beaumarchais. Für die deutsche Bühne neu übersezt u. bearb., v. Franz Dingelstedt.

Frl. *Zipser*, Susanne, als Gastrolle.

Bei meinem Auftritt stürmisch vom Publikum empfangen, äußerten sich die Beifallszeichen im ersten Stück auf das Zufriedenstellendste, und so ging es fort den ganzen Abend, bis es beim letzten Stück des Jubels und der Lachsalven kein Ende nehmen wollte. Maurice drückte mir nach der Vorstellung die Hand, und das Lob, welches mir noch recht oft später zu Theil werden sollte, bestand in vier Worten: „Wir haben sehr gefallen!“ . . .

Am andern Morgen stimmten sämtliche Kritiker, voran Heller, mein Loblied in gewinnendster, für mich beglückendster Weise an. — Hamburg hatte in mir den fröhlichen Kumpan — und ich in Hamburg ein warmes Nest gefunden.

Anton Reichenbach (gestorben in Hamburg), der frühere langjährige Komiker des Thalia-Theaters, hatte durch mein Engagement sich verlezt gefühlt und war nach Wien ans Carl-Theater gegangen. — Dort fand er nicht den rechten Boden und kehrte in den ersten Wochen des August nach Hamburg zurück.

Ich hatte noch vorher in „Müller und Miller“ und „Dr. Besche“ ebenfalls schauspielerische Siege erfochten. Nun sollte ich aber, wie Maurice es mir schon verheißen hatte, auch ins Lustspiel hinüber-treten, da dies doch die eigentliche Domäne dieses unübertrefflich geleiteten Theaters war . . . Ich er-

hielt den Großkaufmann Bloom in „Rosenmüller und Finke“, Reichenbach spielte den Hillermann, und so erschienen an diesem Abend die beiden Komiker in einem Stück.

Den Unterweisungen und Rathschlägen meines hochverehrten Meisters und Lehrers Heinrich Marr, der so vielen Jüngern der Schauspielkunst die Carrièren gründete, habe auch ich es zu verdanken, daß auf den energischen Proben, die er leitete, meine Darstellung des Bloom das Gesicht erhielt, dessen die Rolle bedarf.

Mein Erfolg war ein beispielloser, und Reichenbach, der als Hillermann enorm gefiel und mir anfänglich etwas mißtrauisch und zurückhaltend begegnete, gab mir nach dem dritten Akte die Hand mit den Worten:

„Lieber Kollege, lassen Sie uns gemeinsam arbeiten. Nur darin findet jeder seine Genugthuung.“

Ich schlug ein, und unsere wahren, freundschaftlichen Beziehungen sind niemals getrübt worden, bis der Tod diesen vortrefflichen Kollegen mir viel zu früh entriß.

Nun war meine Stellung am Thalia-Theater befestigt. Aber Maurice wollte noch weiter hinaus! Nicht wenig erschrocken war ich, als mir der Theaterdiener einige Tage später den Rajetan in Molières „Männerschule“ brachte. Ich stand sprachlos da, das

Titelblatt der Rolle betrachtend und immer nur den Namen Molière anstarrend.

„Molière! Molière!“ sagte ich. — „Allmächtiger Gott, was soll ich denn mit Molière anfangen.“ Ich las die Rolle und sah, daß dies ein Intriguant sei. Flugs begab ich mich zu Maurice, und ehe ich ein Wort geäußert, winkte er mir mit der Hand.

„Ich weiß, weshalb Sie kommen, meine gute Thomas! Das ist ein Versuch, und ich behaupte, er wird glücken.“

„Aber Herr Maurice, ich kann doch nicht in Molière spielen. Das wird man mir nicht glauben.“

„Ach, lassen Sie, — das Publikum wird es Ihnen schon zutrauen.“

Ich spielte diese Partie im Schweiße meines Angesichts, und hatte, wenn auch keinen überlauten, so doch immerhin einen Erfolg. Aber ich empfand, daß es doch wohl noch zu früh sei, an derartige Gestaltungen zu gehen, und bat Maurice, mich vorläufig doch noch nicht dem kritischen Auge des Publikums preiszugeben.

Meine Kollegen Hungar, Bachmann, Hegel (starb in Hamburg), Reichenbach, Karl Baum, sowie die Damen Anna Zipfer (verheirathet an den Königl. Hofschauspieler Ludwig in Berlin), Helene Schneeberger, Cäsarine Kupfer-Gomansky (starb in Wien als k. k. Hofschauspielerin) und unsere Soubrette Minna

Wagner (jetzt dramatische Sängerin in Dresden als Frau Ueberhorst) bildeten einen Kreis von Kunstgenossen, der in seiner Einmüthigkeit und seinem gegenseitigen Wohlwollen den heutigen Genossenschaftlern zum Vorbild dienen könnte.

In der Mitte stand Heinrich Marr, dieser edle, formvoll geschnittene Kopf mit dem langen, wallenden weißen Haar, wie ein Professor aller Professoren.

Als Inspizientin fungirte Emilie Faller (gestorben in Hamburg), eine kleine, verwachsene Dame, Tochter der berühmten Theaterdirektorin Faller, die in den zwanziger Jahren in Schlesien eine der bedeutendsten Direktionen führte. Meine Kollegen Bachmann und Hungar waren Jugendfreunde dieser interessanten Persönlichkeit, da beide bei ihrer Mutter als jugendliche Anfänger der Kunst engagirt waren.

Man erzählte sich, daß diese kleine, verkrüppelte Dame bei ihrer Mutter eines Tages, als der jugendliche Held und Liebhaber krank geworden, diese Rolle mit großem Erfolg übernommen habe. Scharfen Verstandes, das Theaterwesen durch und durch kennend, war sie auf den Proben eine bewährte, wohlthuende, für die Vorstellungen die präziseste Beamtin, die das Thalia-Theater wohl je gehabt hat. —

Waren wir nicht einig mit uns selbst in unseren Rollen, nahmen wir diese oder jene Scene im Tempo zu schnell, kamen wir uns zu blaß, zu geschraubt,

oder gar im Charakter der Rolle nicht ganz einig vor, so wendete sich das ganze Personal, vom Episodenspieler bis zum Oberregisseur, an Emilie Faller und bat um ihr Urtheil. Sie ist die Lehrerin von Marie Seebach (Königlich Preussische Hofschauspielern), Friederike Gohmann (verehelichte Gräfin Profesch-Osten), Helene Schneeberger und vielen Anderen mehr gewesen. Ich hatte anfangs manches bei ihr zu überwinden, ehe ich mir ihre volle Gunst erwarb; denn sie machte Maurice häufig bei seinen Lobeserhebungen über mich Opposition. — Die Gründe dafür habe ich nie erfahren und auch nicht gesucht, bis endlich das Eis schmolz und auch sie mir ihre volle Zufriedenheit zuwandte.

. . . . So verging das erste Jahr in hellen Freudentagen für mich, meine künstlerische, sowie gesellschaftliche Stellung, die erstere ungetrübt durch den Beifall und die Auszeichnungen des Theaterpublikums, die letztere eingeführt und wohlgelitten in allen ersten Familien Hamburgs.

Bei meinem Benefizabend im ersten Jahre wetteiferte das Publikum, mir Aufmerksamkeiten zu erweisen, wie sie nie einem Schauspieler zu Theil geworden waren. Ein mir noch heute sehr lieber Freund Heinrich Bottstein (lebt in Hamburg) ließ sogar von der Gallerie weiße Tauben fliegen, welche um den Hals an blauen Bändchen Zettelchen trugen mit der In-

schrift „Hammonia ruft — ich liebe Dich!“ Blumen, Kränze, werthvolle Juwelen, Geschenke aller Art wurden mir zu Theil, ja selbst mein Weinkeller wurde einige Tage vorher untersucht, ob er noch einiges in sich aufnehmen könne.

So berauscht von all' dem, was mir Hamburg im ersten Jahre entgegengebracht, reiste ich auf Einladung Anton Ascher's, des damaligen Direktors des Carl-Theaters, nach Wien zum Gastspiel. Ich zögerte lange, ehe ich dorthin abschloß, denn man war in Wien den norddeutschen Komikern nicht ganz grün. Aber Ascher verscheuchte alle meine Bedenken, und so trat ich denn am 3. Juli 1867 in „Robert und Bertram“, einer Posse von Gustav Käder, im Carl-Theater auf. Ueber dieses Gastspiel werde ich mich in einem der nächsten Kapitel (Gastspiele) des Näheren äußern. Nur soviel will ich sagen, daß ich geld- und lorbeerbeladen im August nach Hamburg zurückkehrte.

Diese in Wien errungenen Ersparnisse übergab ich Maurice zur Aufbewahrung und er fragte mich im Laufe des Gesprächs:

„Wien hat Ihnen wohl sehr gefallen?“

„Außerordentlich,“ antwortete ich. „Man hat mir sofort ein Engagement angeboten, welches ich in Anbetracht der guten Gage, des lebenswürdigen Entgegenkommens Seitens der Presse und des Publikums

auch nicht ausgeschlagen hätte, wenn ich nicht an das Thalia-Theater kontraktlich gefesselt sei."

Maurice nahm dies stillschweigend hin, doch schon nach 14 Tagen forderte er mich auf, mit ihm, trotzdem mein Vertrag noch zwei Jahre lief, einen längeren Kontrakt für das Thalia-Theater abzuschließen.

Obgleich nun Wien und die Wiener sehr verlockend auf mich eingewirkt hatten, konnte ich es doch nicht über mich gewinnen, dem mir so lieb gewordenen Thalia-Theater, dessen Chef mir mehr väterlicher Freund, als Direktor geworden war, dessen gesamtes Personal mich als sein Hätschelkind betrachtete, und wo Alles wetteiferte, mir nur sonnige Tage zu bereiten, diesem Institute so schnell abtrünnig zu werden. Ich schloß mit Maurice einen siebenjährigen längeren Kontrakt bis zum Jahre 1875; bezog dafür ein Gehalt von zwei Tausend Thalern jährlich und ein Benefiz

Von nun an gestalteten sich die freundschaftlichen Beziehungen Maurice's, seiner Familie und seiner langjährigen Freunde für mich auf das allerwärmste. Der leider zu früh der Bühne durch Erblindens entrißene Schwiegersohn Maurice's, Heinrich Triebler, dessen Nachfolger ich am Thalia-Theater wurde, hatte am Grindel in Hamburg durch die Fürsorge seines hochverehrten Schwiegervaters

ein reizendes Heim, das mir seine Pforten jedweder Zeit auf das familiärste und freundschaftlichste öffnete. In diesem intimen Kreise lernte ich Maurice so recht lieben und verehren! Er, der sonst so ruhig-kalte, schweigsame, konnte hier im Kreise der Seinen sogar recht angenehm plaudern, und fand er für sich den rechten Mann der Unterhaltung, so war er nicht nur einer der dankbarsten Zuhörer, sondern auch er trug das Seine redlich zur fröhlichsten Unterhaltung bei.

Wie oft ist es mir vergönnt gewesen, mit dem Mann, der die verkörperte Arbeit all' die langen Jahre hindurch gewesen, der das Theaterschifflein in Sturm und Wetter, bei tosendstem Wellengang mit starker Hand der jähren Brandung entrissen, sein Gast zu sein. Wie oft hat er mich leise auf der Bühne während der Vorstellung aufgefordert in seinem gebrochenen französischen Deutsch:

„Trinken Sie heute Abend eine Tasse Thee bei mir?“

„Thee?“ erwiderte ich, „aber Sie wissen doch, Herr Maurice, ich trinke keinen Thee.“

„Wenn ich Thee sage, so meine ich Rothwein, d. h. für Sie, Sie alter Säufer.“

Denn Maurice trank nie geistige oder spirituelle Getränke und scherzhaft hatte ich oft geäußert, wer in seiner Gegenwart Selterwasser trinke, sei schon delirios.

Wie oft, sage ich, habe ich nach der Vorstellung mit Maurice bis drei, auch vier Uhr Morgens geplaudert und hier so recht den Mann von wahrem Herz, von ehrlichen Freundeseigenschaften kennen und schätzen gelernt! Meine Verehrung für diesen Mann wird nie ersterben und meine Segenswünsche für das fernere Wohlergehen dieses für die Entwicklung des Theaterlebens bedeutendsten aller Theaterdirektoren mögen alles das in Erfüllung gehen lassen, ihn, den einzigen, nach Gebühr gewürdigt sehen. In Maurice, der doch nie als ausübender Künstler thätig war, vereinigte sich nicht nur der Geschäftsmann, nie der Mann des Momentes, wie es leider heute so trauriger Weise oft bei vielen dieser Gattung beim Theater der Fall ist.

Maurice erkannte das Talent und verwerthete dasselbe zu Ruß und Frommen beider Theile. Selten ließ er sich durch einen zufälligen ersten unglücklichen Abend bestimmen, den Stab zu brechen und somit die Existenz dieser oder jener Künstler zu vernichten. —

Nein, Maurice überwachte, ja hütete sorgsam den Engagirten, und hatte er nur irgend einen kleinen Anhaltspunkt, der ihn überzeugte, daß nach dieser oder einer andern Richtung hin dem Darsteller Genüge gethan werden konnte, so war er es, der gewiß das Seinige dazu beitrug, jedwedem Theil gerecht

zu werden. Dazu kam, daß er in Heinrich Marr wohl einen der bedeutendsten Lehrer und Regisseure für sein Theater zu gewinnen suchte, und auch hier bewies sich wieder die große Klugheit Maurice's, daß er das Urtheil eines so bedeutenden genialen Geistesheroen wie Marr auf der Bühne schalten und walten ließ und aus dem täglichen Bericht, den er aus dem Munde Marr's empfing, über Proben u. sich sein Bild machte und seine Entschlüsse faßte.

Ein solches Zusammengehen zweier Männer konnte auch nur Ersprießliches und Vortreffliches erwirken. Das Thalia-Theater in Hamburg war bis zum Jahre 1875 die Vorschule des Wiener Hofburg-Theaters.

Sobald am Wiener Hofburg-Theater eine Lücke in irgend einem Fache entstand, oder sobald Laube oder sein Nachfolger Dingelstedt die Witterung erhielt, daß in Hamburg ein Talent saß, so war sicherlich sofort der Antrag für die Burg da, denn das Thalia-Theater war für die deutschen Bühnen bis zum Kaiserlichen Hofburg-Theater ein Freibrief.

Dawison, Friederike Goffmann, Marie Seebach, Berline Würzburg, nachmalige Frau Gabillon (gestorben in Wien), Charlotte Wolter (lebt in Wien), Helene Schneeberger, alle, alle haben ihre Kinderschuhe am Thalia-Theater ausgetreten und wurden, in der Maurice = Marr-

ischen Schule erzogen, gereift die Zierden des Burgtheaters.

Im Jahre 1868 — ich war zwei Jahre im Engagement — erhielt ich nach Beckmann's Tode sofort den Antrag Heinrich Laube's ans Burgtheater.

Als ich Maurice dies mittheilte, sagte er:

„Mein lieber Sohn, das ist noch zu früh, warten Sie noch einige Jahre, auf Beckmann spielt sich's nicht so leicht!“

Und ich mußte refüsiren.

Wiederholt wurden mir von Laube Anträge gemacht, doch leider konnte ich dieselben nicht acceptiren.

Im Jahre 1871 erhielt ich von Dingelstedt dasselbe Anerbieten:

„Geehrter Herr!

Gestern habe ich Sie ungesehen als Bräsig gesehen, bitte mir mitzutheilen, ob Sie noch geneigt sind, die schon von Laube an Sie gegangenen Anträge fürs Burgtheater nochmals aufzunehmen. Ich bitte die Sache discret zu behandeln und mir umgehend Nachricht zu geben. Ihr ergebener Franz von Dingelstedt.“

Ich trat nun mit Dingelstedt in eine längere Korrespondenz, die zu einem Gastspiele 1873 führen sollte. Doch scheiterte das Perfektwerden dieses Gast-

spieles an dem mir damals zu klein bemessenen Honorar.

Den Enttäuschungsbrief Dingelstedt's über mein materielles Gebahren, wie er sich ausdrückte, und all' die kleinen nebensächlichen Umstände werde ich, da sie nicht ganz ohne Interesse, im nächsten Bande veröffentlichen.

So vergingen für mich die Jahre am Thalia-Theater künstlerisch wie in sozialer Beziehung auf das Herrlichste. Maurice förderte mein Talent auf das Wärmste, und gerade in Rollen, die dem Schauspiel und feinen Lustspiel angehörten, war ich am Thalia-Theater ein Hauptfaktor.

Die gesammte Presse, Robert Heller, Feodor Wehl (starb als Intendant in Stuttgart), Dr. Piza (starb in Hamburg), alle wetteiferten, das uneingeschränkste Lob und, wo es nöthig war, mir ihren Tadel zu Theil werden zu lassen. Das letztere geschah in den Grenzen einer formvollen Art, die heute — ach du lieber Gott! — bei einzelnen der Herren ganz abhanden gekommen ist. Aber das ist eben kein Fördern und Aufbauen, sondern nur ein ewiges Herunterreißen und Begraben.

Um die versatilen Art und Weise meines Wirkungskreises am Thalia-Theater zu zeigen, diene noch eins.

Im November 1869 erschien der nicht unbekanntes Schriftsteller Theodor Gasmann (gestorben in Ham-

burg) bei mir und fragte mich, der ich kurz vorher den Lindenwirth in „Dorf und Stadt“ von Charlotte Birch-Pfeiffer gespielt hatte, ob ich, der ich ein großes Dialekt-Talent besäße, nicht auch Plattdeutsch reden könne.

„Nein,“ erwiderte ich, „Plattdeutsch ist ein Idiom, welches selbst demjenigen sehr schwer wird, der Jahre und Jahre unter den Plattdeutschen lebt und verkehrt. Sehen Sie, unser Freund Hungar und all die übrigen alten Mitglieder des Thalia-Theaters, wer nicht Plattdeutscher ist, kann auch diese Sprache nicht reden.“

„Versuchen Sie es nur,“ meinte er, „ich glaube, nachdem Sie gestern so hübsch geschwäbelt, wird Ihnen vielleicht auch dieses Idiom nicht schwer; ich habe die Absicht, „Ut mine Stromtid“ von Fritz Reuter für die Bühne zu bearbeiten, und die Figur des Bräsig müßte Ihnen ganz vortrefflich liegen. Ich mache Ihnen folgenden Vorschlag. In diesen Tagen kommt Karl Kräpelin (gestorben in Schwerin), der bedeutendste Reuter-Vorleser, hierher nach Hamburg. Wir werden eine Vorlesung anhören und daraus werden Sie entnehmen, ob Sie Ihr Ohr an diese Sprache gewöhnen.“

Ich sagte zu.

Der Konventgarten war überfüllt. Kräpelin, das Neußere eines alten Schulmeisters mit einem

großen Borstwiſch unter der Naſe, ſtieg auf das Katheder, las für die begeisterten Zuhörer einige Gedichte aus „Läufchen und Niemels“, wurde bejubelt und beklatscht und das Lachen und Beifallklatschen nahm kein Ende. Mir erſchien der Vortrag, als ob es eine aſſyriſche oder ſonſt längſt begrabene Sprache wäre, ich verſtand kein Wort.

Gaßmann, ſehr nervös, hielt mich, den ſchon Entfliehenden, feſt, damit ich auch den zweiten Theil hören ſolle. Und nun geſchah das ſchier Unglaubliche . . . Mein Ohr hatte ſich, als Kräpelin den drolligen Rathsherrn Herſe mit Mansſell Weſtpfahlen aus „Ut de Franzoſentid“ las, ſo gewöhnt, daß ich Alles verſtand, begriff und mich köſtlich amüſirte.

Gaßmann war entzückt.

„Ich ſage Ihnen, Thomas,“ ſagte er beim Herausgehen, „Sie werden mit dem Bräſig noch mal einen großen Vogel abſchießen.“

Er verband ſich mit Johann Krüger (geſtorben in Hamburg), einem alten Hamburger Schriftſteller, der viele wirksame Stücke ſchon geſchrieben, man machte den Inſpektor Bräſig zurecht und ich erhielt ſtilſchweigend die Rolle. — Von alledem wußte Maurice kein Wort. — Als die Sache fertig war, wurde ihm erſt Mittheilung gemacht.

„Meine Herren,“ ſagte er, „davon verſtehe ich gar nichts. Wenn Sie glauben, daß mit dem Reuter

auf der Bühne ein Erfolg zu erzielen ist, in Gottes Namen. Aber ich kann und verstehe kein Plattdeutsch, verstehe also auch nicht die Wirkung, die man von der Bühne auf das Publikum haben kann. Wenn Thomas sagt, er kann es, — gut, — so will ich es versuchen.“

Ich ließ, da ich nun Alles daran setzte, den Bräsig zu spielen, einen in Hamburg an der Volksschule angestellten Lehrer Glöde kommen, der ebenfalls in intimen Kreisen Reuter-Vorlesungen hielt und bat ihn, mir die Rolle langsam vorzulesen. Da derselbe ein geborener Stavenhagener, also ein Landsmann Reuter's, das Mecklenburgische vortrefflich inne hatte, so impfte er auf mich den Mecklenburger Jargon vortrefflich ein. Nach ungefähr 14 Tagen konnte ich vor Maurice hintreten und mannhaft die feste Versicherung geben: „Wir werden keine Blamage haben, lassen Sie mich den Bräsig spielen.“

An Warnungen hatte es natürlich auch nicht gefehlt. So bat mich mein alter Kollege Anton Reichenbach (ein geborener Hamburger) inständig, nicht auf diese Brücke zu treten, denn er könne sich nicht vorstellen, daß ein Berliner Mecklenburger Platt, so zu sagen Mißingsch, wie Bräsig von Reuter geschrieben, sprechen könne. Aber alle Warnungen halfen nichts und so erblickte denn zum Benefizantheil des Herrn Wilhelm Hungar am 24. Februar 1870 „Inspektor Bräsig, Charakter-

Thalia-Theater.

— Anfang 7 Uhr. —

Heute, Donnerstag, den 24. Februar 1870.

(Mit aufgehobenem Abonnement.)

Zum Benefiz-Antheile des Herrn Hungar.

Zum 1. Male:

Inspektor Bräsig.

Charakterbild in 5 Aufzügen. Nach Fritz Reuter's Roman
„Ut mine Stromtid“, frei bearbeitet von Th. Gasmann.

Personen:

Agel von Rambow, Gutsbesitzer auf Rambow	Hr. Schmidt.
Frida, dessen Gattin	Frau Hübner.
Franz von Rambow, sein Nefte	Hr. Glig.
Pomuchelstopp, Gutsherr auf Gürlitz	Hr. Würzburg.
Hawermann, Inspektor auf Rambow	Hr. Hungar.
Louise, seine Tochter	Fräul. Lallemand.
Zacharias Bräsig, Inspektor eines benachbarten Gutes	Hr. Thomas.
Jochen Rühlert, Pächter	Hr. Reichenbach.
Seine Frau	Frau Kupfer.
Lining	Fräul. Garlieb.
Minning	Fräul. Janisch.
Gottlieb Baldrian	Hr. Hegel.
Rudolph Kunze	Hr. Lanius.
Fritz Tribbelsitz, Deconom	Hr. Baum.
Mamsell Müller, Wirthschafterin	Hr. Bertram.
Moses	Hr. Görner.
Schulmeister Krull	Hr. Bachmann.
Nachtwächter Peter	Hr. Neumann.
Tagelöhner Pösel	Hr. Droß.
Gust Regel, Schweinejunge	Jda Berthold.
Christiane, Rühlert's Magd	Fräul. Sauermann.
Ein Bauer	Hr. Baetde.
Bauern. Bäuerinnen. Schulkinder.	

Die Handlung des Stückes umfaßt einen Zeitraum von ungefähr 2 Jahren.

Preise der Plätze:

Erster Rang, Balcon, Parquet und Parquet-Logen 2 Z . Parterre-Sperrsitze
1 Z 4 B . Zweiter Rang, Amphitheater 1 Z . Parterre 10 B . Gallerie 6 B .

Cassöffnung 6½ Uhr. Anfang 7 Uhr.

Freitag, den 25. Februar. Auf eigenen Füßen.

Gejangs-Posse in 3 Aufzügen und 6 Bildern, von Emil Pohl und H. Wilken.
Musik von A. Conradi.

Sonnabend, den 26. Februar. Der geheime Agent.

bild in fünf Aufzügen nach Fritz Reuter's Roman ‚Ut mine Stromtid‘ frei bearbeitet von Gäßmann und Krüger“ das Lampenlicht des Thalia-Theaters.

Der Zudrang zu dieser Vorstellung war so enorm, daß selbst die Flure und Treppen von Zuschauern besetzt waren, da das Haus die Anstürmenden nicht alle faßte.

Meine intimsten Freunde, und deren waren nicht wenige, vielleicht das ganze volle Haus, saßen beflommenen Herzens im Theater. Wie wird sich unser Emil heute herauswinden?

Wird er's können? Wird er reinfallen? Er hätte es doch nicht machen sollen! Er hat ja so etwas gar nicht nöthig, er braucht es ja nicht u. s. w.; dies war das Gespräch von Beginn der Ouvertüre bis zum Aufgehen des Vorhangs.

Da ertönen hinter der Scene die Worte:

„Korl, Korl, wo büßt du denn?“

Und als diese von mir in dem gurgelnden, gutturalen mecklenburgischen Tone gebracht wurden, brach das Publikum in rasenden Beifall aus. „Er kann's! er kann's!“ so hallte es durch das Haus und jubelnder Empfang war mir, dem auch die Maske des alten Inspektor Bräsig auf Reuter'scher Grundlage gelungen war, zu Theil. Der Erfolg, den ich mit dieser Rolle hatte, war enorm.

Stets vor geräumtem Orchester und überausver-

kaufsten Häusern spielte ich vor den kritischen Hamburgern, die ihren Reuter neben Schiller und Goethe in ihren Bibliotheken stehen haben, diese Rolle. Extrazügler aus allen Gegenden wallfahrteten ins Thalia-Theater. Wie vorstehender Zettel beweist, war aber auch die übrige Besetzung eine vielleicht einzig dastehende. — Hungar als Havermann, Görner als Moses, Reichenbach als Rühlner, Fr. Kupfer als Frau Rühlner, Klara Zitt als Frida, und die beiden Druwäppel-Janisch und Garlieb bildeten ein Ensemble, welches heute kaum zu ermöglichen ist. Ich habe — zu meiner Ehre muß ich es gestehen — dieses Experiment nicht so ausgeschlachtet und dafür das Lob des seiner Zeit größten Gegners Frits Reuters, des Professor Klaus Groot in Kiel (lebt in Kiel), entgegengenommen. Alle die Darsteller, die nach mir die Figur des Bräsig auf die Bühne stellten, mußten, da Gäßmann und Krüger ihnen ihr Stück versagten, sich andere Bearbeitungen verschaffen und, außer Schelper, machten diese sich mehr oder weniger für jedes Städtchen, in welchem sie gastirten, den Bräsig sozusagen mundgerecht, d. h. sie verarbeiteten ihn heute für Württemberg, morgen für Oesterreich, übermorgen für Baden oder die thüringischen Fürstenthümer. Ich habe allerdings von wirklichen Kennern der Reuter'schen Muse die schmeichelhaftesten Beweise der Anerkennung erhalten und in Amerika, worauf ich auch später

zurückkomme, bei ausverkauften Häusern den Bräsig spielen dürfen.

Als Erinnerungszeichen an die Hamburger Affaire schlürfe ich noch heute aus einem Andenken meines lieben Freundes Maurice meinen Mokka. — Es ist dies eine Tasse mit meinem Bilde als Bräsig darauf, welches mir sagt: „Daß du die Nase ins Gesicht behältst, in die Richtigkeit warst du mich über, aber in de Fixigkeit war ich dich über.“

Ueber das Leben und Streben auf der Bühne des Thalia-Theaters kann nur derjenige Rechenschaft geben, der mit Eifer und Achtung vor seinem Beruf stets bei der Sache war.

Marr, Autokrat vom Scheitel bis zur Sohle, duldete nie Widerspruch. Vielleicht ging er mitunter darin zu weit und stieß auf mißvergnügte Gesichter. Aber wir wußten alle, daß es der „Alte“ in seiner knorrigen, etwas brüskten Form ehrlich meinte, und wer lernen wollte, der konnte es. Bei meiner ersten Unterredung, die ich mit Marr bei meinem Antritt hatte, erklärte er mir in kurzen dürren Worten, daß der Berliner Schlendrian, in dem ich mich bei hundertmaligem Spielen einer Rolle vielleicht habe gehen lassen, von nun an aufhöre. Das öftere Abpeitschen einer und derselben Rolle sei für den wahren Künstler der Verderb. Es schleichen sich Unarten und saloppe, unkontrollirbare

Momente ein, die zur zweiten Natur werden und in einem würdigen Repertoire-Verhältniß als unduldsame Fehler schädigend auf Stück und Mitspieler einwirken. Marr nannte derartige Schauspieler Ensemblezerreißer, und es ist viel wahres daran.

Ich erwiderte Marr: „Mein verehrter Herr Marr, ich bin hierhergekommen, um zu profitiren; was Sie mit mir beginnen, ob Sie lieb, nett, grob, — das letztere war eine Lieblingsdevise von ihm — auf der Probe sind, mich erschüttert nichts. Ich will nur von Ihnen lernen.“

Nun denn, wenn ich im besseren Sinne ein Schauspieler geworden, habe ich's der Marr'schen Regie hauptsächlich mit zu verdanken. Obgleich ich in den vielen Pöffen von Kalisch, Salingré, Pohl zu thun hatte und auch recht gefiel, so war und blieb aber in den Augen und Herzen des Hamburger Publikums und der Presse meine Darstellung im Schau- und Lustspiele das Hauptelement, und das war Marr's größter Triumph.

Der Bloom in „Rosenmüller und Fink“, Lebrecht im „Störenfried“, Bartelmann in „Bartelmann's Leiden“, nebenbei eine hoch tragische Partie, Holzapfel in „Viel Lärm um nichts“, Lämmchen in „Krisen“ von Bauernfeld, der Schmock in den „Journalisten“ waren meine Domäne.

Bei letzterem Stücke erwähne ich noch, daß ich höchst erstaunt war, nicht den Piepenbrink, den ich in Berlin bei dem Gastspiel der Hofburgschauspieler mit Glück gespielt, auch hier zu erhalten. Ich ging zu Maurice und interpellirte ihn deswegen.

„Mein lieber Freund, für den Piepenbrink habe ich einen, der die Rolle ausgezeichnet spielt: es ist das Wilhelm Hungar. Ich gebe Ihnen sehr gern den Piepenbrink, aber nur unter der Bedingung, daß Sie die Rolle besser spielen, wie er; denn spielen Sie sie eben so gut, so spielen Sie sie schon schlechter. Ich rathe Ihnen, sich den Hungar anzusehen und kommen Sie mit der Erklärung, daß Sie es auf Hungar wagen, so spielen auch Sie diese Rolle.“

Ich sah Hungar schon auf der Probe als Meister in dieser Partie und als das Publikum Abends jenen unvergeßlichen Darsteller des Piepenbrink mit Recht und wohlverdient unzählige Male herausgejubelt hatte, trat ich schüchtern zu Maurice und sagte ihm leise ins Ohr: „Den Piepenbrink spiele ich hier nie,“ ging in die Garderobe und drückte meinem Freunde Wilhelm Hungar schweigend die Hand. Einen besseren Piepenbrink habe ich nie wieder gesehen.

Marr's Einfluß auf mich hat sich bei allen meinen späteren Darstellungen geltend gemacht Als L'Arronge mit seinem „Leopold“ erschien, trat für mich am Thalia-Theater in modernen Stücken dieses

Genres eine schauspielerische Erquickung ein; endlich gab es Menschen auf die Bühne zu stellen und keine Karikaturen. Der alte Weigelt, Hasemann in „Hasemanns Töchter,“ August Boß in „Compagnon“ sind für mich Oasen in der Wüste gewesen. Und Hamburg, wo ich all' diese Rollen creiren durfte, hat mir bis zum heutigen Tage das wärmste Andenken an diese meine Leistungen bewahrt. Daß bei allem Ernst und bei aller Ehrbarkeit für die Sache auch allerlei Fröhliches und Humoristisches sich bot, ist wohl begreiflich.

Der gute Chéri war sehr empfänglich für kleine Späße und oftmals konnte man ihn sehen, sich über diesen oder jenen Witz die hellen Thränen aus den Augen wischen. So war als in der Hausordnung strengstens verboten, die Kopfbedeckung aufzubehalten, und Jedermann war verpflichtet, beim Betreten der Bühne seinen Hut abzunehmen. Das wurde selbstredend von Allen strikte befolgt, und war's der Fall, daß ein Unbetheiligter oder Besuchender den Hut auf dem Kopfe behielt, so trat Maurice mit der stereotypen Redensart an ihn heran:

„Sie haben wohl Vögel unter dem Hut?“

Dies veranlaßte sofort, daß der Betreffende beschämt seinen Hut zog

Eines Abends, es wurde ein Lustspiel und eine Posse gegeben. Anton Reichenbach und ich hatten

nur in letzterem Stücke zu thun. Ich stand nach dem zweiten Aktschluß des Lustspiels auf der Bühne, da erscheint Reichenbach, ein hagerer, langer Mann mit einem Kiefencylinder auf dem Kopf und er, der sonst verschlossene, sarkastische und nur mit sich lebende Schauspieler, mischt sich, ganz aus der Art schlagend, auf der Bühne unter die Mitspielenden. Maurice sieht mich an, und wirft dann wieder seine Blicke auf Reichenbach. Verwunderungsvoll fragt er mich:

„Was hat denn der Anton, der Kerl hat ja den Hut auf dem Kopf.“

Ich zuckte die Achseln: „Weiß nicht,“ erwiderte ich.

Maurice aber kann es nicht unterlassen, geht auf Reichenbach zu, und wie allbekannt, fragt er ihn:

„Mein lieber Anton, hast Du Vögel unter dem Hut?“

„Sawohl,“ erwiderte der Gefragte, nimmt seinen Hut ab, und es flattern sechs Sperlinge aus dem Hut heraus zum Schrecken sämmtlicher Mitglieder. Ohne ein Wort weiter zu verlieren, geht er gravitatisch in seine Garderobe.

Jetzt war aber guter Rath theuer, denn diese Thierchen flogen hin und her und mußten eingefangen werden, sonst wären sie beim Aufgehen des Vorhangs ins Auditorium geflogen. — Daß dieser Scherz nicht feierlichst gerügt, sondern herzlichst belacht wurde, ist selbstverständlich.

In den siebziger Jahren, als Görner vom Hamburger Stadttheater in den Verband des Thalia-Theaters trat, bestand zuerst eine Feindschaft zwischen Marr und Görner. Nicht die schauspielerische Rivalität war der Grund; es waren von früheren Zeiten her Mißverständnisse, welche diese beiden bedeutenden Künstler entzweit hatten.

Maurice stand zwischen Beiden wie Batti, der Löwenbändiger. Und es war keine leichte Aufgabe, hier in diesen Situationen den Diplomaten zu spielen; aber auch dieses Verhältniß gab dem klugen Chéry Anlaß zu kleinen Späßen.

Beide Männer waren vortreffliche Darsteller Friedrich des Großen auf der Bühne. Marr spielte den König in Töpfer's Lustspiel: „Des Königs Befehl“, und Görner den König in Boas' Lustspiel: „Der alte Friß und seine Zeit.“

Nun hatte Maurice beide Stücke aufs Repertoire gesetzt. Heute spielte Marr den König und morgen Görner. Beide rühmten, Originalrequisiten von Friedrich dem Großen zu haben. Marr die Krücke und Görner den Hut.

Ich hatte in beiden Stücken zu thun, und nun begann der Hauptspäß, den sich Maurice mit seinen beiden Oberregisseuren erlaubte.

Wenn Marr spielte, so raunte er mir in die Ohren: „Gehen Sie hin und sagen Sie mal: ‚Guten

Abend, Herr Görner!“ Und umgekehrt, wenn Görner seinen König mimte, so mußte ich zu ihm: „Guten Abend, Herr Marr!“ sagen.

Maurice stand dann in einiger Entfernung und lauerte, was die Beiden für Gesichter dazu machten.

Görner sah mich von der Seite hämisch an und sagte:

„Wenn ich Marr wäre, so wäre ich nur Friedrich, so bin ich aber C. A. Görner, und daher der Große,“ nahm seine Pife und ging hüstelnd, räuspernd, stolz an mir vorüber.

Marr aber erwiderte eines Abends mir auf meine Frage, ob er Görner sei:

„Dummer Junge, habe ich Landkarten im Gesicht?“ Damit meinte er die vielen Falten, welche Görners Physiognomie schmückten. „Uebrigens rath' ich Dir, mein Sohn, Deine Späße an denjenigen zurückzugeben, der Dich damit beauftragt,“ hob den Krückstock und drohte, wie Friedrich der Große im Kloster zu Lissa. Und nur einer schnellen Seitenbewegung meinerseits hatte ich's zu danken, daß der Krückstock nicht auf meinem Buckel sich herumtummelte.

Nach Marr's Tode übernahm Görner das Amt der alleinigen Oberregie. Es ging durch Görner's Regie nicht der große, gewaltige Zug, den Marr

besaß, immerhin aber war Görner ein Meister und Vorbild für die Jugend.

Leider zersplitterte sich seine große künstlerische Thätigkeit dadurch, daß er ganz entgegengesetzt von Marr Alles spielen wollte.

Marr blieb bei seinen hohen, unvergessenen Leistungen, wie Marquis in „Helene v. Seiglière“, Kan gau in „Minister und Seidenhändler“, Wallenfeld in „Spieler“, Oberst in „Journalisten“, Riccaut in „Minna von Barnhelm“, „Roccoco“ von Laube zc.

Görner spielte heute den Nathan, und das vortrefflich, aber auch den Hans Styr in „Orpheus“, heute den Mephisto, und dann war wiederum sein Wunsch, den Hippe in „Guten Morgen, Herr Fischer!“ zu spielen. Da nun aber kein Mensch aus seiner Jacke heraus kann, und aus der künstlerischen am allerwenigsten, so beeinträchtigte er dadurch seine großen, gewaltigen Kunstgebilde und verwischte manches Vortreffliche, Ideale durch das Profane.

Auch in seinen finanziellen Verhältnissen, ganz entgegengesetzt von Marr, der ein solider und in seinen Grundsätzen moralisch fest gesittigter Künstler war, ging es Görner nicht zum besten, und um sich Geld zu machen, schrieb er die bei der Jugend beliebten sogenannten Weihnachtskomödien. Sie brachten ja dem Theater viel, sehr viel Geld und ihm ganz fette Tantiemen, aber, aber, wo blieb in dieser Zeit die

echte, wahre und traditionelle Handhabung des Kunstinstitutes?

Ich streife nur hiermit eine Erinnerung, die mich an die Zeit mahnt, wo ich vier Wochen lang als König Storch oder als König Kafadu vor einer Schaar lachender Kinder meine Anwesen auf dem Thalia-Theater trieb. Die autokratische Hand Maurice's duldete natürlich keinen Widerspruch von unserer Seite, denn in unserm Innern war uns manchmal recht traurig zu Muth. Aber man sagte sich schließlich, die Zeit geht auch vorüber und wiederum grünt und blüht für uns die ehrliche Kunst.

In diese Zeit fallen meine erstmaligen Gastspiele in Berlin am Wallner-Theater. Theodor Lebrun (gestorben in Hirschberg i. Schl.), der im Jahre 1868 das Wallner-Theater übernommen, stand mit Helmerding und Reusche nicht auf gutem Fuße, ja es kam sehr bald zu starken Reibereien, und eines Tages erklärten die beiden letzteren, sie seien gar nicht bei ihm engagirt, hätten einen Vertrag mit Franz Wallner und somit gegen ihn, Lebrun, keine Verpflichtungen. — Offener Streik. — In dieser Verzweiflung depeeschirte Lebrun an mich, bei dem ich schon früher im Jahre 1869 und 1870 zu wiederholten Malen mit glänzendem Erfolge gastirt hatte, ob ich nicht Zeit hätte, ihn aus dieser grenzenlosen Verlegenheit zu reißen.

Maurice, erst zögernd, mir, dem fast Unentbehrlichen in seinem Repertoire, den gewünschten Urlaub zu geben, gab meinen Bitten nach, und so reiste ich denn nach Berlin, als Gast fürs Wallner-Theater, welches seiner beiden Hauptstützen beraubt war. Vor dem Theater schon wurde ich von Ferdinand Gumbert (der berühmte Liederkomponist in Berlin), der mir ein alter, guter Freund noch heute ist, empfangen. Derselbe setzte mich von der ganzen Sache in Kenntniß, und so erschien ich als Retter in der Noth und spielte vierzehn Abende, u. a. den Schelle in den „Schleichhändlern“ mit großem Erfolge.

Innerhalb meines Gastspiels einigte sich Helmerding mit Lebrun, wo hingegen Reusche nicht mehr von Lebrun acceptirt und als entlassen betrachtet wurde. Als Ersatz für Reusche war Ernst Formes gefunden und Reusche ging nach Wien. —

Einiges und fröhliches Zusammengehen hat zwischen Lebrun und Helmerding nie stattgefunden und Lebrun in Folge dessen stets sein Augenmerk auf mich gerichtet, mir sehr bedeutende Einnahmequellen zugesagt. Ich war aber an Hamburg gebunden, konnte auch damals das allerdings in späteren Jahren perfekt gewordene Engagement nicht acceptiren. Dagegen versuchte ich, ihm ein Mitglied zuzuführen, welches merkwürdiger Weise in Hamburg am Thalia-Theater nicht so den rechten Beifall fand, wie es er-

wartet wurde. Es war dies Ernestine Wegener (gestorben in Berlin).

Die reizende Ernestine kam nach Hamburg vom Woltersdorff-Theater, spielte recht und schlecht, wie es das verwöhnte Kind dieses Vorstadttheaters gewöhnt war. Dort verzogen und gehuldigt, sollte sie sich in ein geschlossenes Ensemble einfügen, und das ging beim besten Willen nicht. Sie fand in Hamburg Enttäuschung auf Enttäuschung, und als am Wallner-Theater das Bedürfnis einer Soubrette wach wurde, war ich für Ernestine der Vermittler zwischen ihr und Lebrun. Ich hatte sehr wohl erkannt, daß der Wirkungskreis für Ernestine im Wallner-Theater ein für sie viel erfreulicher sein würde als bei uns in Hamburg, und daß dem Wallner-Theater hiermit ein großer Dienst geleistet sei.

Noch oft haben wir, die gute Tine und ich, uns in späteren Zeiten der Manipulationen erinnert, deren es bedurfte, Lebrun zum Engagement zu bewegen.

Noch ein anderes Mitglied des Thalia-Theaters, welches in späteren Jahren eine große Carrière gemacht hat, ist durch eine kleine List meinerseits, die ich hier der Dessenlichkeit übergebe, ans Ziel gelangt. Es ist dies Antonie Janisch. Maurice ließ die Janisch als Priska in „Krisen“ von Bauernfeld auftreten und in der überaus schwierigen, vielleicht

der schwierigsten Lustspielpartie, die diese Litteratur aufzuweisen hat, war es auch der Janisch nicht vergönnt, sich Beifall zu erringen. — Diesmal war Maurice enttäuscht. Die Janisch erhielt wenige oder gar keine zusagenden Rollen und das Maß ihrer Trauer war so voll, daß sie thränenreich eines Tages zu mir kam und mich, den mit Maurice so überaus befreundeten Darsteller bat, doch bei demselben ein Uebriges für sie zu thun.

Ich kannte meinen alten Freund zu gut, als daß in diesem Falle Abhülfe gleich geschaffen werden konnte. Nun kam ich auf folgende Idee. „Lernen Sie die Preciosa und die Marianne in den „Geschwistern“, die Hedwig in den „Hagestolzen“, und wenn Sie mit dem Einstudiren fertig sind, werde ich mit Ihnen die Rollen weiterhin durchgehen.“ Dies geschah. Ich fand in dem Talent der Janisch so außerordentlich Ruhbares, daß ich nun auf Umwegen sie fürs Thalia-Theater reif machen wollte. Ich schrieb an Direktor Ascher, Carl-Theater in Wien, und an Friedrich Haase in Leipzig, proponirte beiden ein vereinigttes Gastspiel mit mir und Antonie Janisch. Beide acceptierten und ich lancirte dann diese kontraktliche Vereinbarung durch meinen Freund Arnold Weiße (lebt in Ungarn), den Redakteur des „Hamburger Fremdenblattes“, in diese Zeitung

Wir gaben „Minna von Barnhelm, ich spielte den Wirth, und da allabendlich zur bestimmten Zeit Maurice das Fremdenblatt auf der Bühne überreicht wurde, so stand er auch jenen Abend in einer Coullisse und pflegte dieser Lektüre. Ich sah in einiger Entfernung sein Stutzigwerden, er kam auf mich los und sagte:

„Was lese ich hier, Sie gehen mit der Janisch gastiren?“

„Sawohl,“ sagte ich ganz unbefangen, „ich halte sie für eine Ihrer talentvollsten Darstellerinnen und hoffe mit ihrer Hülfe meinem Gastspiel ganz besonderen Glanz zu verleihen.“

Kopfschüttelnd drehte er sich um, kam dann nach einiger Zeit zurück zu mir und sagte: „Kommen Sie doch morgen Vormittag bestimmt auf das Bureau.“

Als ich am andern Morgen pünktlich erschien, eröffnete er mir, daß er sich höchlichst wundere, daß ich mit der Janisch und einem so merkwürdigen, für mich gar nicht vortheilhaften Repertoire gastiren wolle. Indessen sei er mir ein zu guter Freund und hielte es wohl für passend, wenn in meinem Interesse die Janisch erst einzelne von den Rollen am Thalia-Theater probiren solle.

Ich athmete auf, denn was konnte mir erwünschter kommen. — Und so geschah es. — Mit der Janisch wurde die „Preciosa“, dieses schon ver-

geffene Stück, ein Kassenstück ersten Ranges, es folgten die noch weiter angegebenen Parteen und die Janisch war mit einem Schlage eine Künstlerin, die eine Offerte ans Burgtheater, wohin sie später ging, sofort acceptirte.

Aus Dankbarkeit gegen mich schrieb sie mir gegen Schluß der Saison, daß sie sich nach den Strapazen so angegriffen fühle, daß sie auf das projectirte Gastspiel verzichten müsse. Ich habe das der guten Antonie nie verdacht, ging allein mit meinem eigentlichen Repertoire und hatte wenigstens die Genugthuung einem Talent die Carrière eröffnet zu haben.

Antonie Janisch war nicht die Einzige, der ich im theatralischen Leben die Thore öffnete. Es war im Jahre 1870, Anfang Juni, als ich in Nürnberg am Sommertheater bei Timanski (gestorben in Ulm) gastirte. Dort fand ich eine schlanke, gazellenartige Jüngerin der Kunst mit einem feingeschnittenen, espritvollen Gesichtchen. Sie spielte mit mir die Rosamunde in „Rosenmüller und Finte“, und nachdem ich ihr manche Nuance auf der Probe mitgetheilt, dieselbe alles acceptirt und am Abend reichlichen Beifall für ihre schon recht fertige Leistung eingeheimst hatte, fragte ich sie nach ihrem Bestimmungsort für den Winter.

„Ich gehe nach Meiningen“ war die Antwort.

Da Maurice mir, dem viel reisenden und gastirenden, volles Vertrauen schenkte, hatte er mich auch in diesem Jahre wieder beauftragt, falls ich irgend etwas Talentvolles auf meinen Wanderungen fände, ihm sofort Mittheilung zu machen. Er befand sich zur Zeit in Karlsbad. Flugs telegraphirte ich ihm: „Hier beachtenswerthes Talent, rathe sofort zum Engagement.“ Die Antwort war: „Sofort engagiren mit der und der Gage.“

Nun machte ich der Dame diese Eröffnung, dieselbe hatte aber, wie gesagt, schon nach Meiningen abgeschlossen. Meiningen war im Jahre 1870 noch nicht das Meiningen, was es später wurde. Es war ein kleineres, gut geleitetes Theater . . .

Auf die Nachricht hin, die ich Maurice zukommen ließ, engagirte er diese junge Künstlerin nach Absolvirung des Meininger Kontrakts, und im Jahre 1872 erschien als Debütantin auf dem Hamburger Thalia-Theater: Klara Heese, denn diese war meine Entdeckung. — Die Erfolge, die diese vortreffliche, schöne und hochbegabte Künstlerin in der Schule des Thalia-Theaters, an der Burg und jetzt in München erzielte, sind mir heute noch als Demjenigen, der den Impuls gab, eine große Genugthuung. — Wie ich schon bemerkte, ein Ensemble, wie es das Thalia-Theater die langen Jahre hindurch als fest eisernen Bestandtheil in sich

barg, wird wohl nie und nimmer wieder zusammengeführt werden.

Helene Schneeberger, Klara Zipser, Cäsarina Kupfer-Gomanski, Lucie Pezold (starb in Hamburg), die trefflichste komische Alte, die mit ihrer natürlichen und humorvollen Innerlichkeit in manchen Rollen die Frieb-Blumauer weit überragte, Antonie Janisch, Anna Rossi (verheirathet, lebt in Berlin), Leontine Lallemand (verheirathet, Frau Horvâth, in Hamburg, Stadttheater), Amalie Stahlheuer (Frau Michaelis in Hamburg), Karl Baum, Görner, Wilhelm Hungar, Julius Hübner, Friedrich Schmidt, Julius Hegel, Otto Bachmann bildeten es.

In den letzteren Jahren schloß sich ihnen noch Karl Mittell (starb in Dresden) an. Wenn auch einzelne ausschieden, wie z. B. Helene Schneeberger, so ward die Lücke, die der augenblickliche Verlust gestaltete, durch Talente, wie Anna Glenk (verheirathet), Julie Herlinger (Frau Thies) und Marie Spettini (lebt in Petersburg), ausgefüllt.

Das Repertoire wurde von Maurice auf das sorgsamste, und in einem gewissen Sinne pedantisch behandelt, erwogen, so daß seine Bühne mit Recht für ein Kunstinstitut im wahren Sinne des Wortes galt. Und dabei gab er nur drei Theaterproben — nicht mehr. Wir mußten fertig auf die Probe kommen.

Es gab eine Zeit, wo die Dichter ihre Werke nur am Thalia-Theater die Feuerprobe bestehen ließen, und wir hatten die Ehre, Gukow, Hackländer, Spielhagen, Benedix oft in dieser Situation begrüßen zu dürfen. Stücke, wie „Die zärtlichen Verwandten“, welches am königlichen Hoftheater zu Berlin als unaufführbar zurückgelegt war, wurden im Thalia-Theater unter brausendem Jubel erstmalig aufgeführt, und Excellenz von Hülsen, zu dieser Premiere nach Hamburg geeilt, überzeugte sich von der Lebensfähigkeit der „zärtlichen Verwandten“. — Dasselbe erlebten die „relegirten Studenten“ von Benedix. War es nicht erhebend für uns Alle, machte es uns nicht stolz und arbeitsfreudig, Mitarbeiter eines solch' intelligenten Direktors zu sein?

Maurice wagte nicht, sondern er blieb getreu seiner festen Ueberzeugung. So erging es bei ihm den Verfassern, so den Mitgliedern. — Trotz meiner allgemeinen Beliebtheit mußte ich mich nach der Ansicht Maurice's stets und immer in das Ensemble einreihen. Da gab es nicht immer Paraderollen, im Gegentheil, wie oft habe ich Episoden geringfügigster Art spielen müssen, und ich habe sie gespielt mit demselben Eifer und mit derselben Lust, als ob ich der Träger des Stückes sei.

Das war die Disziplin, die uns jedem Einzelnen, von oben herab, eingeimpft war; wie anders ist das

heute geworden! Nicht am Thalia-Theater, sondern an vielen deutschen Bühnen, wo das Mitglied, nur auf sich bedacht, das Ganze außer Augen lassend, nur Einzelleistungen schaffen will.

Für meine Thätigkeit am Thalia-Theater war, wie gesagt, im L'Arronge'schen Genre neues Fahrwasser, und gerade in dieser Epoche meiner glücklichsten Zeit erschien eines Tages der Theateragent Roeder mit dem Geheimen Kommissionsrath Woltersdorff. Letzterer, als Besitzer des gleichnamigen Theaters in Berlin, war durch die mißlichen Verhältnisse, die über dieses Institut hereingebrochen waren, für Berlin direktion müde. Mich hatten die beiden Herren zur Uebernahme dieser Direktion zu gewinnen ausersehen.

Roeder, in seiner bekannten, wuchtigen Ueberredung und gewandten Form, machte mir die Angelegenheit so plausibel, daß ich, trotz der beneidenswerthesten Stellung, die vielleicht je ein deutscher Schauspieler eingenommen, plötzlich von der Direktionswuth befallen wurde und vollständig mit beiden Herren einig war. —

Die Uebernahme der Direktion des Woltersdorff-Theaters sollte am 1. Juli 1875 stattfinden. Am 31. Mai 1875 ging mein Kontrakt mit dem Thalia-Theater zu Ende. Es lag somit für mich kein

Hinderniß vor, diesen meinen Lieblingswunsch in Erfüllung gehen zu sehen.

Ich theilte Maurice mein Vorhaben mit und es entstand zwischen mir und meinem väterlichen Freunde eine sich weit ausdehnende Unterredung, die in Warnungen, in Vorschlägen jedweder Art, meinen vorgefaßten Plan aufzugeben, fruchtlos verlief. Schließlich machte er mir, den er nicht nur als Mitglied seines Theaters schätzte, sondern als Menschen fast wie sein eigenes Kind liebte, die Eröffnung, daß ich sein Compagnon werden solle, nur möge ich die Direktion in Berlin fallen lassen. Aber ach, meine Illusionen waren so gedoppelt, daß ich auch diese seine dargebotene Rechte ausschlug und bei meinem Vorsatz beharrte.

Wie oft ich später mich dieses Anerbietens erinnert habe und mein Verhalten, wenn auch nicht bereut, so doch durch die leidigen Erfahrungen, die ich durchzumachen hatte, betrauern durfte, werde ich später zu beleuchten Gelegenheit haben.

Mein Abgang vom Thalia-Theater machte Maurice einen großen Strich durch die Rechnung hinsichtlich des Repertoires.

Maurice mußte sich, da ihm der Humorist, der unumschränkt neun Jahre lang das Repertoire beherrschte hatte, nun fehlte, und für den er kaum Ersatz fand — auf ein anderes Genre werfen, und

Thalia - Theater.

Anfang 7 Uhr.

Heute, Montag, den 31. Mai 1875.

(Mit aufgehobenem Abonnement.)

Abschieds-Vorstellung und zum Benefiz-Antheile des Herrn Emil Thomas.

Mein Leopold.

Volksstück mit Gesang in 3 Aufzügen, v. Ad. L'Arronge. Musik v. K. Bial.

Personen:

Zernikow, Stadtrichter		Hr. Rant.	
Natalie, dessen Frau		Frl. Meaubert.	
Marie, } Anna, } Emma, }	Beider Töchter	{ Frl. Link. Frl. Reichenbach. Fr. Catenhusen.	
Gottlieb Weigelt, Schuhmachermeister		Hr. Thomas.	
Clara, } Leopold, Kammergerichtsreferendarius } Mehlmeyer, Pianist	seine Kinder	{ Frl. Lallemand. Hr. Stödel. Hr. Walter.	
Minna, Dienstmädchen in Weigelt's Hause		Frl. Wedes.	
Rudolph Starke, Werkführer } Hempel, } Strejow, } Lipsh, }	Gesellen } bei Weigelt	{ Hr. Jensen. Hr. Baetcke. Hr. Henke. Hr. Koops. Hr. Bertram.	
Wilhelm, Lehrlinge } Schwalbach, Kaufmann		Hr. Hungar.	
Gottlieb, } Karl, }	Knaben	{ Mathilde Henke. Marie Henke.	
Krümel, Unteroffizier		Hr. Lanius.	
Mielisch		Hr. Flashar.	
Herr Schmidt		Hr. Droft.	
1. } 2. } 3. }	Kellner	{ Hr. Wittkamp. Hr. Marisch. Hr. John.	
1. } 2. }		Lieferant	{ Hr. Neumann. Hr. Kohl.
Eine Wäscherin			Frl. Harrig.
Hausbewohner. Schuhmachergesellen. Gäste. Kellner. Lieferanten.			

Ort der Handlung: Berlin.

Zwischen dem 1. und 2. Aufzuge liegt ein Zeitraum von 3,
zwischen dem 2. und 3. von 5 Jahren.

Preise der Plätze:

1. Rang, Balkon, Parquet und Parquetloge 3 M. (2 \mathcal{L} 8 β). Parterre-
Sperrsiß 1 M. 80 \mathcal{L} (1 \mathcal{L} 8 β). 2. Rang und Amphitheater 1 M. 50 \mathcal{L}
(1 \mathcal{L} 4 β). Parterre 75 \mathcal{L} (10 β). Gallerie 45 \mathcal{L} (6 β).

Casse-Öffnung 6 $\frac{1}{2}$ Uhr.

Anfang 7 Uhr.

Letzte Vorstellung vor den Ferien.

zwar das des Schauspiels und der Tragödie. Die Gewerbefreiheit, die zu der Zeit ihm die Erlaubniß gab, auch Trauerspiele und Dramen zu geben, rechtfertigte seinen Entschluß. Aber das Publikum folgte seinen Arrangements nicht nach Wunsch, und so wäre es für uns beide, für ihn wie für mich, in jeder Richtung vortheilhafter gewesen, wir wären zusammengeblieben.

Die letzte Hälfte des Mai 1875 brachte 14 Abschiedsvorstellungen, in welchen ich meine beliebten Charaktere auf die Bühne stellte und am 31. Mai, der letzten Vorstellung, trat ich zu meinem Benefizantheil in der von mir wohl hundert Mal in Hamburg gespielten Rolle des Gottlieb Weigelt in „Mein Leopold“ auf.

Was hat an diesem Abend Publikum, Direktion, Mitglieder alles aufgeboten, mir den Abschied zu erschweren, welche liebenswürdigen sympathischen Beweise allgemeiner Verehrung wurden mir von Alt und Jung entgegengebracht! Man verlor eben in mir ein Stück Geschichte des Thalia-Theaters in Hamburg.

Mit den heißesten Segenswünschen für meinen ferneren Wirkungskreis verabschiedete ich mich von Presse, Publikum und meinen Kollegen, und mit einem Gastspielvertrag für den Mai 1876 an das Hamburger Thalia-Theater ausgerüstet, einem er-

sparten Vermögen von 140 000 Mark, beschloß ich unter den Umarmungen meines väterlichen Freundes Maurice meine neunjährige Laufbahn in diesem unter seiner Leitung einzig dastehenden Institute.

Nun begannen für mich die Tage schwerer Arbeit, denn meine Phantasieen reiften stets dahin aus, das Woltersdorff-Theater in Berlin in ebender selben Weise zu leiten, wie ich es die langen Jahre durchlebt hatte, — welch' betrübenden Hindernissen und welch' trostlosen Zeiten ich entgegensetzen sollte, davon später; denn selten ist ein Mann, der mit schaffensfreudigem Herzen, gesundem, fröhlichem Humor, ehrlich und rechtlich denkend für Jedermann, mehr getäuscht worden als ich. —

Meine Direktion im Woltersdorff-Theater in Berlin. (1875—1877.)

Am 3. Juli 1875 fand die Eröffnungsvorstellung des von mir vollständig neu restaurirten Woltersdorff-Theaters in Berlin statt.

Das Woltersdorff-Theater hatte unter meinem Vorgänger in den letzten Jahren keine sehr glücklichen Tage gesehen, und so war die Erbschaft, die ich dort antrat, nicht beneidenswerth. — Unzulängliches Personal, schlechte Stücke, verschliffene Dekorationen, — das war der Rest der Woltersdorff'schen Direktion. Meine Aufgabe war, mich mit einem Personal zu umgeben, das der Residenz würdig sein sollte.

Trotz der großen Julihitze war das Theater bei der ersten Vorstellung total ausverkauft, und ich sah zu meiner Freude und Genugthuung, daß von meinen Freunden und Bekannten es sich keiner hatte nehmen lassen, soweit der Raum des Theaters es gestattete, diesem ersten Abend beizuwohnen. Auch aus Hamburg

waren Viele herbeigeeilt, um den Freund als Direktor und Darsteller zu begrüßen.

Ich gab ein einaktiges Lustspiel, eine Operette und eine einaktige Posse. Ich wollte in jedem dieser Genre nicht nur mein Personal vorführen, sondern auch den Prüfstein für dasselbe setzen; ein Einakter „In Hemdärmeln“ von Elimar, Herzog von Oldenburg, machte den Anfang, dann folgte „Leichte Kavallerie“, Operette von Suppé und ein Gelegenheitsstück von Wilken und Jacobson „Der neue Direktor“. In diesem Genrebildchen präsentirte ich mich als der neue Direktor. Ein launiger Prolog von Julius Stettenheim, von mir gesprochen, leitete die Vorstellung ein. Mit dem Erfolg des Abends durfte ich nicht unzufrieden sein, obgleich der mir befreundete Kritiker der „Nationalzeitung“, Dr. Kugler (gestorben in Berlin), nicht das günstigste Prognostikon stellte.

„In Hemdärmeln geht er rein und ohne Stievel wird er rausgehen,“ hatte er im Foyer gescherzt. Dies machte selbstverständlich sehr bald die Kunde beim gesammten Publikum . . . Wenn auch nicht ganz, so aber doch ähnlich ist seine Prophezeiung eingetroffen.

Mein Personal bestand aus meist für Berlin unbekanntem, doch recht talentirten Persönlichkeiten, deren Name sehr bald vom Publikum respektirt wurde. Konrad Funke (gestorben in Nauheim), Gustav

Schulke (engagirt in Mainz), Arnold Hänfeler (engagirt am Stadttheater in Leipzig), Johanna Schatz (engagirt in Hamburg) waren sehr schnell beliebt. — Da ich durch den Kontraktbruch der Soubrette Albertine Stauber (Prinzessin von Hanau, lebte in Paris) in der Soubrettenfrage in starke Verlegenheit gebracht war, mußte ich unter allen Umständen einen ebenbürtigen Ersatz haben. Dieser bot sich mir durch den Zusammenbruch der komischen Oper in Wien, wodurch Josephine Gallmeyer (gestorben in Wien) plötzlich ohne Engagement war. Auch ihr Partner in Wien, Felix Schweighofer (gastirt augenblicklich auf verschiedenen Bühnen), war in derselben Lage, und so engagirte ich beide für ein dreißigmaliges Gastspiel. Dasselbe begann am 20. Juli 1875, also drei Wochen nach meiner Eröffnung.

Schweighofer, nicht unbekannt von seinem Engagement bei der Strampfer'schen Gesellschaft, die einige Jahre vordem in Berlin Gastrollen gegeben hatte, war bereits eingetroffen, aber noch harrte ich der Gallmeyer. Dieselbe hatte große pekuniäre Verpflichtungen in Wien und die Abwicklung derselben war nicht ohne Schwierigkeiten . . . Da endlich Depesche: „Komme morgen bestimmt. Pepi.“

Mir fiel ein Stein vom Herzen, denn schon munkelte man, auch die Gallmeyer würde mich im

Stich lassen, — und somit war meiner Angst Einhalt gethan. — Ich besorgte für den nächstfolgenden Tag eine elegante Chaise, und mit einem Riesebouquet bewaffnet, fuhr ich in derselben nach dem Bahnhof, meine Primadonna und von früherer Zeit her sehr gut bekannte Kollegin zu empfangen Der Zug gleitet in den Perron. Die Wagen leeren sich, aber noch sehe ich keine Gallmeyer. — Ich laufe angsterfüllt auf dem Perron hin und her, frage den Schaffner, ob Alles ausgestiegen?

„Jawohl,“ ist seine Antwort.

Da, ich will schon entmuthigt, den Bahnhof verlassen, lauf' ich noch prüfend an den letzten Wagen und richtig, im letzten Coupé finde ich die Gallmeyer, in eine Ecke gefauert, verstört, mehr das Aussehen einer alten Kartenlegerin, als das einer zugfähig sein sollenden Diva.

Ein kleines Packet, die ganze Habseligkeit, vor sich liegend saß sie da.

„Pepi,“ rief ich ihr entgegen, und ein Strom von Thränen entlädt sich den Augen meines Gastes. — Nachdem ich ihr glücklich aus dem Wagen geholfen, dirigire ich durch meinen Theaterdiener die uns draußen erwartende Victoria-Chaise fort, denn in dem Aufzuge, wie sich die Gallmeyer mir präsentirte, war es unmöglich, bei hellem Tage durch die Straßen Berlins zu fahren.

Ich brachte sie in einer Droschke zweiter Güte, so geschlossen wie möglich, in meine Behausung. — Hier offenbarte sie mir, daß sie aller Existenzmittel baar, daß ihre Garderobe verpfändet und sie nichts weiter mitbringe, als sich selbst. Ich tröstete sie, so gut ich es vermochte, und flugs ging es an die Ausstaffirung Am andern Morgen erschien Josephine Gallmeyer im modernsten Kostüm, in dem sie sich in altgewohnter Art so recht gallmeyerisch fühlte.

Der erste Abend fiel für beide Gäste äußerst glücklich aus. Das Volksstück „Eine elegante Person“ von D. F. Berg, gab Beiden weiten Spielraum, ihre Vorzüge geltend zu machen. Namentlich erzielte die Gallmeyer in einem von ihr unübertrefflich vorgetragenen Couplet „Einst war sie jung, jetzt ist sie alt“ stürmischen Beifall. Es fiel mir jedoch bei ihrer Darstellung schon am ersten Abend auf, daß in der eigentlichen Kernscene des Stücks, die einen dramatischen Verlauf nimmt, und in der sich der zweite Aktschluß gipfelt, eine eigentliche schauspielerische Befähigung der Gallmeyer mangle. Doch schrieb ich dies der Aufregung und dem Ungewohnten, vor einem fremden Publikum zu spielen, zu.

Indessen wurde leider meine Ansicht späterhin bestärkt. — Beiden Gästen gefiel es unter meiner Direktion außerordentlich. Das Publikum strömte allabendlich ins Theater und überschüttete sie mit Bei-

fall über Beifall. Es regnete Blumen über Blumen, kurz, dieser Juli in Berlin war nach den trüben trostlosen Wintertagen in Wien für beide Gäste Labsal.

Troßdem muß ich einen enormen Theaterstandal, wie er in Berlin vielleicht selten erlebt worden ist, hier erwähnen, da derselbe so eklatanter Art war, daß das Gastspiel der Gallmeyer und Schweighofer's beinahe auf dem Spiele stand. Beide Gäste hatten mir von Wien die Operette „Eine Operette“, Musik von Kremser, aufs Wärmste empfohlen. Dieselbe war mit beiden Gästen am Strampfer-Theater oftmalig mit großem Erfolg gegeben. Obgleich ich nach der Lektüre warnend auftrat und den Geschmack für derartige Produkte bezüglich Wien und Berlin in Frage zog, bestanden meine Gäste doch auf die Aufführung.

Es war an einem Sonntag, bei ausverkauftem Hause. Die Operette von Kremser bildete, nachdem die Gallmeyer und Schweighofer in zwei Einaktern aufgetreten waren, und ich in der allbekannten Posse „1733 Thaler 22 $\frac{1}{2}$ Silbergroschen“ mitwirkte, den Schluß des Abends. Auf den Proben, die ich leitete, hatte ich Schweighofer schon darauf aufmerksam gemacht, daß eine musikalische Nummer, in welcher er eine Hymne auf den Kaffee sang, mir nicht sehr behaglich erschien.

Schweighofer, der einen Kaffeewirth darstellte,

hatte, um seinen Gästen sein Metier anzupreisen, ein Loblied auf den Kaffee zu singen, indem er mit einer großen Kaffeekanne in der Hand eine Arie von sechs Versen über die außerordentliche Güte dieses Getränks vortrug. Ich sagte ihm gleich auf der Probe:

„Lieber Schweighofer, wir Berliner haben gar kein Interesse für Kaffee. Wenn Sie eine Hymne auf das Weißbier oder sonstige geistige oder spirituelle Getränke singen, gut, so lasse ich das gelten, aber für Kaffee hat der Berliner gar keine Schwärmerei.“

Es ist möglich, daß heute, seit wir mit Wiener Café's außerordentlich gesegnet sind, die Situation eine andere gewesen wäre, aber damals war sie es eben nicht.

Schweighofer erwiderte mir auf meine Bemerkung:

„Das ist meine beste Nummer, Sie nehmen mir meinen Erfolg, wenn Sie diese Nummer streichen.“

Ich gab nach und es blieb, wie es mein Gast wünschte. Die ersten Stücke wurden unter gewohntem Beifall zu Ende geführt und harmlos zog ich mich nach meinem dargestellten, dem Berliner Publikum wohlbekannten Kälbchen in „1733 Thalern 22 $\frac{1}{2}$ Silbergroschen“ aus, und promenirte freudestrahlend im Garten des Woltersdorff-Theaters auf und ab. Da zog es mich förmlich magnetisch ins Theater. Als ich auf der Bühne erschien, kam mir meine Chor-

führerin Böhm (sie ist leider später eines gräßlichen Todes gestorben; sie verbrannte im Belle-Alliance-Theater auf der Bühne durch eigene Unvorsichtigkeit) entgegen und sagte:

„Herr Direktor, sie haben schon ein paar Mal geschischt!“

„Was?“ sage ich, „geschischt?“

„Zawohl, Herr Direktor, sie haben geschischt.“

Es ist nicht möglich, sagte ich mir, und gerade im selben Augenblick trug Schweighofer die bewußte Kaffeehymne vor. Nach dem zweiten Vers entstand ein derartiges turbulentes Benehmen im Publikum: „Schluß!“ rief man, „Aufhören! Aufhören! Runter!“ wie denn eben bei einer Berliner Premiere das Mißfallen sich äußert.

Schweighofer, an derartige Mißfallenszeichen nicht gewöhnt, war dermaßen konsternirt, daß er nur meinen Zurufen aus den Coulissen Folge leistete und abging.

Von der Verwirrung auf der Bühne läßt sich nur soviel konstatiren, daß die übrigen Mitspielenden wie blinde Schafe von der Scene rannten.

Wie aus einem Munde erscholl es aus dem Auditorium:

„Gallmeyer! Gallmeyer!“

Ich winkte aus der Coulisse der Gallmeyer zu, daß sie auftreten sollte. Bei ihrem Erscheinen

stürmisch begrüßt, spielte sie nicht ohne Beklommenheit, doch gefielen die Szenen, in denen sie wirkte, außerordentlich.

Da, o Unglück! hat sie eine Scene, die eine verzweifelte Aehnlichkeit mit der Brief-Diktir-Situation aus dem „Versprechen hinter'm Herd“ hat. Das Publikum erkennt auch diese Reminiscenz sofort und wiederum die Rufe:

„Aufhören! Runter! Vorhang runter! Aus!“

Die Gallmeyer fällt in Ohnmacht. Ich dirigire meinen Chor schnell heraus, um das Finale zu bringen und unter Pöchen, Pfeifen und — Jubeln fällt der Vorhang.

Aber es war noch nicht aus. Das gesammte Publikum blieb auf seinen Plätzen.

„Direktor! Direktor!“ so hieß es jetzt, und es blieb mir weiter nichts übrig, als vor das erbofte, zu allen fröhlichen Scherzen geladene Publikum zu treten. Der Vorhang ging in die Höhe, und als ich erschien, wehte mir ein höhnisches „Ah, Ah!“ entgegen. Nachdem einigermaßen Ruhe gestiftet war, fing ich an:

„Mein verehrtes Publikum! Aus welchem Grunde Sie in diesen Zorn gerathen, verstehe ich nicht! Dieses letztere Stück „Eine Operette“ von Kremser ist mit den beiden Gästen einige fünfzig Mal in Wien aufgeführt worden. Ich hielt es für meine Pflicht,

Ihnen dies ausgezeichnete Werk nicht vorzuenthalten.“

— Höhnische Zwischenrufe folgten dieser meiner Rede!

— „Wenn Sie nicht der Meinung waren, so thut es mir leid, aber nehmen Sie die Versicherung, daß in der Folge so etwas vermieden werden wird.“

„Hermann und Dorothea“, hörte ich rufen. Es war dies das Stück, welches mit mir in der Hauptrolle als August als Ersatz aufgeführt werden sollte.

„Ich bedaure unendlich,“ fuhr ich fort, „daß wir ‚Hermann und Dorothea‘ mit mir als August nicht mehr geben können! Die Temperatur ist auf den höchsten Siedepunkt gerathen, und wir müssen auf diese Weise leider den Abend schließen!“

Aber, wenn Sie glauben, daß meine Gäste Schuld an diesem unglücklichen Abend haben, so bitte ich Sie, es offen auszusprechen, denn dann ist es mir unmöglich, Fräulein Gallmeyer und Herrn Schweighofer wieder auftreten zu lassen!“

Ein hundertfaches „Nein!“ tönte mir entgegen und man rief Gallmeyer und Schweighofer noch mehrmals heraus.

Mit dieser geschickten Wendung hatte ich mir wenigstens meine Gäste für die weitere Dauer gerettet. —

Einzelne meiner Kollegen, unter anderen der Kommissionsrath Engel (gestorben in Berlin), Direktor des Kroll'schen Theaters, der in äußerst

liebenswürdiger Art von der Gallmeyer vor ihrem Eintreffen in Berlin alles erdenkliche Unangenehme verbreitet hatte, waren jetzt durch den Erfolg derselben umgestimmt. Engel machte ihr die verlockendsten Anträge; dies geschah ebenfalls von Albert Hofmann, dem Besitzer des „Kladderadatsch“, Direktor des Friedrich-Wilhelmstädtischen Theaters.

Durch den Musikalienhändler Fürstner (lebt in Berlin) auf diese Machinationen aufmerksam gemacht, trat ich sofort an die Gallmeyer heran, sie durch einen längeren Vertrag an mein Institut zu fesseln. — Ich wußte, daß dieses Arrangement kein gewöhnliches, beim Theater übliches sein konnte; denn die gute Pepi war sehr bald für Berlin gewißigt und daher war es nicht leicht, mit ihr handelseins zu werden.

Nach langen Debatten wurden wir einig, und ich schloß mit der Gallmeyer einen Vertrag, der ihr jeden Abend ein Honorar von 150 Mark und 10 pCt. der jedesmaligen Bruttoeinnahme, sowie zwei halbe Bruttoeinnahmen allmonatlich sicherte. Der Vertrag sollte am 1. Oktober desselben Jahres beginnen. Bei Abschluß des Vertrages verlangte die Gallmeyer 10 000 Mark Vorschuß. Auch diesen bewilligte ich ihr, und so reiste sie denn am 20. August nach Meran, in Tirol, um ihre sehr stark angegriffene Gesundheit dort zu rehabilitiren.

Schweighofer, mit dem ich auch einen längeren

Vertrag abgeschlossen, spielte, als die Gallmeyer abgereist war, allein als Gast weiter, leider aber, war es das Repertoire, oder daß ihm die Partnerin fehlte, mit einem Worte, die Einnahmen sanken immer tiefer hinunter, bis sich dieselben sogar eines Abends zu einer Bruttoeinnahme von 45 Reichsmark verminderten. — Das hohe Honorar — Schweighofer bekam 100 Mark pro Abend — veranlaßte mich, durch das aufgedeckte Defizit mit ihm zu unterhandeln, und sein Ausscheiden war das Resultat eines so glücklich begonnenen Gastspieles.

Die Zeit zwischen dem Schluß des Gallmeyer'schen Gastspieles und ihrem Antreten, war für die Kasse keine sehr ersprießliche. Jedwedes Publikum wartet auf das Mitglied, welches es eben nicht vermissen will, und so kam es, daß trotz des Engagements der sehr beliebten Soubrette Anna Preuß (engagirt in Breslau), des nicht minder beliebten Tenors Adolphi (gestorben in Philadelphia [Amerika]), beide vom Friedrich = Wilhelmstädtischen Theater, das Haus schwach besetzt war, es halfen auch keine Novitäten, man wartete eben auf die Gallmeyer.

Um nun für dieselbe eine durchschlagende passende Partie zu haben, mußte ich, da das eigentliche Repertoire der Gallmeyer für Berlin auf die Dauer nicht ergiebig genug erschien, ein neues Stück schreiben lassen.

. . . . Jetzt war guter Rath theuer, — da sämtliche Autoren des Humors, weder Emil Bohl (lebt in Ems), noch Ed. Jacobson (lebt in Berlin), Wilken (starb in Berlin), Salingré (starb in Berlin) sich für dieses Unternehmen erwärmen konnten.

Wilhelm Mannstädt (lebt in Steglitz bei Berlin), den Verfasser des mit großem Glück gegebenen Volksstücks „Das Milchmädchen von Schöneberg“, ersah ich mir für meinen Plan aus. Mannstädt sagte zu, und nun war auch diese Hauptfrage erledigt. So entstanden die „Luftschlöffer“. — Was von der Gallmeyer und mir später auf den Proben für dieses Stück dazu geschaffen wurde, war nicht ganz ohne Belang für den Erfolg. Ich erwähne nur des großen Duetts und meiner pantomimischen Scene im letzten Akt.

Mit der Gallmeyer zu arbeiten, war äußerst schwierig. Ihr gefiel heute die Rolle nicht, dagegen die Musik; am andern Tage war es wieder umgekehrt. Bald hatte sie in dem einen Akt zu viel zu reden, bald in einem andern wieder zu wenig zu singen, und der größten Langmuth bedurfte es, um einem Dialog, aller Weiblichkeit baar, ihr gegenüber die Ruhe zu bewahren. — Eine Fluth von Grobheiten wälzte sie auf Direktor, Autor und Komponist. Rücksichtslos ging sie in ihrer Unart vor, und in dem Bewußtsein, mir diejenige Künstlerin zu sein,

deren ich dringend bedurfte, war sie maßlos in ihren Forderungen. Beim Antritt ihres Engagements hatte sie 16 000 Mark Vorchuß und erstritt sich von Probe zu Probe immer noch mehr aus mir heraus, wissend, daß ich sie nöthig brauchte.

Der erste Abend der „Luftschlöffer“, in welchen sie eine aus Oesterreich kommende Landwirthin spielte, um hier in Berlin die Situationen der Großstadt zu durchleben, war für mich ein sehr ersprießlicher. — Leider hatte die Gallmeyer sich mehr zugemuthet, als sie körperlich zu leisten im Stande war, und somit fielen die von ihr gewünschten und förmlich erpreßten Gesangsnummern bis auf zwei, am nächsten Abend, weg. Hals über Kopf mußte ich andere Arrangements im Stücke unternehmen, da sie sich am Tage nach der Premiere hartnäckig weigerte, irgend welche von ihr vorgezeichneten Gesangsnummern zu executiren.

Das Haus war auf Tage voraus ausverkauft, und wenn ich jetzt meiner Leistung als Pinneberg — mit der populär gewordenen Redensart „die Sache ist nämlich die“ — hiermit Erwähnung thue, so geschieht es, weil ich mir einen großen, vielleicht den größten Theil des Erfolges zuzuschreiben habe.

Von der Launenhaftigkeit, der Gewissenlosigkeit und jeder künstlerischen Regung baaren Art und Weise, sich Abends auf der Bühne vor vollem Hause zu be-

nehmen, wie es die Gallmeyer that, hat sich wohl vor oder nach ihr keine Darstellerin erlaubt. Die Folge war, daß Publikum und Presse nach und nach flauer gegen sie gestimmt wurden und dies ihr den Aufenthalt in Berlin verleidete.

An wem sollte sie sich nun rächen? Immer an dem Direktor, das war die Devise der Gallmeyer.

Obwohl ich der förmlich aus Wien Verstoßenen, Obdachlosen Haus und Thür geöffnet, trotzdem ich ihr alle pekuniären Mittel gegeben hatte, ihren sie quälenden Verpflichtungen nachkommen zu können, trotzdem ich ihr in Berlin Wohnung, Kostüme, ja Wagen zur Verfügung stellte und ihr, wie noch nie einer Schauspielerin in materieller Art Annehmlichkeiten geboten, war ich dazu ausersehen, den größten Unfug über mich ergehen lassen zu müssen. — Am Abende der zehnten Vorstellung der „Luftschlösser“ mußte ich, da es der Gallmeyer plötzlich beliebte, nicht spielen zu wollen und ohne jedweden Grund mir eine Absage zukommen ließ, eine baare Summe von 1934 Mark an der Kasse zurückzahlen.

Alle Vorstellungen meinerseits, sie zum Auftreten zu bewegen, gingen spurlos vorüber.

„Ich bin krank, schickt mir den Arzt, und dabei Punktum.“

Das war ihre Antwort, mit der sie mich, den fast Rathlosen, entließ.

Anfangs glaubte ich sogar, wenn auch nicht an eine Krankheit, so doch an eine Ermüdung; aber zu meinem Entsetzen mußte ich, da derartige Absagen fast jeden dritten, vierten Tag über mich hereinbrachen, zur Erkenntniß kommen, daß die Gallmeyer es nur auf eine Erpressung abgesehen. Das kaum zu erschwingende vereinbarte Honorar erschien ihr immer noch nicht hoch genug, und mich einschläfernd und in dem guten Glauben haltend, sie würde alles Verlorene wieder einbringen, holte sie sich Tausende auf Tausende aus mir heraus.

Die „Luftschlösser“ gingen ihrer 80. Aufführung entgegen, da trat sie eines Tages unvermuthet zu mir ins Zimmer und es entspann sich folgender Dialog:

„Lieber Emil, ich sehe es ein, auf solche Weise geht's nicht weiter. Wir müssen ein Stück haben, ein Stück; so ein leichtes Geripperl, wie dies, was wir jetzt jeden Abend werkeln, das geht nicht. Ich muß zeigen können, daß ich eine wirkliche Schauspielerin bin.“

„Mir aus der Seele gesprochen, liebe Pepi,“ antwortete ich, „und es wird sich sehr bald die Gelegenheit dazu finden, Dein Talent nach dieser Richtung hin leuchten zu lassen. — Ich habe ‚Our boys‘ — ‚Unsere Jungen‘ — ein Stück, welches schon ein ganzes Jahr in London ausverkaufte Häuser

gemacht, erworben, und in diesem Stück wirst Du eine Deinem Wunsche gemäß angelegte Rolle spielen.“

„Our boys“ wurde übersetzt, leider fand sich keine Partie für die Gallmeyer darin vor, und so wurde auf ihren Wunsch, unter ihrer Beihülfe, eine ganz neue Rolle Scene für Scene nach ihrer Angabe hineingeschrieben. — Ja ich mußte sogar, da sie es ausdrücklich befahl, eine Soloscene von Maria Vacano (starb in Stuttgart) schreiben lassen, da sie diesen für eine ihr zusagende Scene als den Einzigen bezeichnete, den sie für solches Experiment acceptire.

Nachdem dies alles auf ihren Wunsch fertiggestellt und sie äußerst zufrieden auch auf den Proben mit einer Berve vorging, die mir und dem Personal völlig fremd erschien, war ich glücklich, der Gallmeyer endlich denjenigen Wirkungskreis erschlossen zu haben, den sie sich sehulichst gewünscht. — Ihr lag daran, in diesem Stücke eine gemüthvoll-ernste, sogar mit einem Anflug von dramatischer Färbung angelegte Rolle vor das Berliner Publikum zu bringen.

„Unsere Jungen“ erblickten am 15. Januar 1876 das Lampenlicht des Woltersdorff-Theaters. — Meine Darstellung als Butterhändler Bröske machte in der ersten Hälfte des ersten Actes einen sehr guten Eindruck, der zu mehrmaligen Hervorrufen Veranlassung gab.

Nun trat die Gallmeyer auf. — Mit großem,

wachsenden Interesse verfolgte man ihre Darstellung. Sie hatte sich eine Gouvernante schreiben lassen; welche in das Haus eines Aristokraten eintritt und mit dem Vater und dem Sohn zugleich ein frivoles Spiel zu treiben sich vornimmt.

Auf ihrem mitgebrachten Reisekoffer sitzend, spielte sie diese von Bacano für sie hergerichtete Scene, in der sie alle ihre Erlebnisse in den verschiedenen Häusern recapitulirt und, Cigaretten dabei rauchend, in der unzweideutigsten Form die List und die Raffinirtheit eines Weibes, sich in vornehme Häuser und deren Bewohner einzudrängen, frei giebt.

Die gewünschte und gesuchte Wirkung blieb aber ganz aus, und statt eines gehofften, stürmischen Hervorrufes wurde ihr beim Fallen des Vorhanges nach dieser Scene ein kräftiges, abweisendes Zischen zu Theil.

Wüthend stürzte sie in die Garderobe, verlangte sofort nach mir, und als ich ihrer ansichtig wurde, war sie eben im Begriff sich auszukleiden, und kündigte mir an, daß sie nicht mehr weiter spiele. —

Was nun?

Ein ausverkauftes Haus, eine Künstlerin, die sich in ihrem selbsteigenen Können getäuscht und die durch einen provozierten Theaterskandal, — der unausbleiblich war, — die Existenz eines ganzen Institutes gefährdete; ich wand alle Künste der Ueber-

redung an und brachte es schließlich so weit, daß die Vorstellung ihren Fortgang nahm. — Leider sollte ich den Leidenskelch eines Theaterdirektors an diesem Abend noch weiter leeren.

Mit Vorliebe und großer Selbstgefälligkeit hatte die Gallmeyer sich für den letzten Akt eine gemüthvoll=tragische Scene schreiben lassen, in welcher sie ihre Jugendliebe wiedererkennt, einen Arzt, der sich inzwischen verheirathet hat; mit allen Attributen, wie sie es verlangte, daß diese Scene mit aufgehendem Mond und in mattem Lichte desselben gespielt werden müsse, hatte ich, um diesem Allen gerecht zu werden, eine wundervolle Dekoration dafür anfertigen lassen. — Es wäre gar nicht nöthig gewesen, daß ich mich noch so durch Dekorationen in Unkosten stürzte, wenn die Gallmeyer nicht darauf bestanden hätte. — Jetzt kam diese Scene, die mir, der ich den Abend über in meiner Leistung zum Entsetzen der Gallmeyer bejubelt worden war, also den Erfolg des Stückes bringen sollte. — Aber ach, — wie hatte ich Recht, als ich beim ersten Auftreten der Gallmeyer mit mir einig war, sie ist nur eine Coupletsängerin, sie ist die Interpretin ihrer eigenthümlichen parodistischen Vortragsweise, aber leider keine Schauspielerin.

Die Scene kommt, sie giebt sich die größte Mühe, für das Publikum diejenige zu sein, die ihr vorschwebte, aber die sie nicht darstellen konnte. —

Die Stimmung im Hause schlägt um, — und als sie einsehrt, daß sie unter der Wucht dieser Scene erlahmen könne, wirft sie die ganze Situation über den Haufen und treibt Allotria.

„Sa sehn's," sagt sie plötzlich zu der von ihr wiedergefundenen Jugendliebe, „dös ist halt so a G'frett, thut nix, schaun's ob jung oder alt, der Mondschein scheint schon schön.“

Damit zeigte sie auf die von mir für sie hergestellte Dekoration und verläßt unter dem homerischen Gelächter des Publikums, ihren armen Partner allein zurücklassend, die Bühne. Der Abend feuchte sich zwischen Hohulachen und Zischen bis zum Schluß hin und ich war um ein, ohne Mitwirkung der Gallmeyer ganz gut gemachtes, Repertoirestück ärmer!

Daß die Berliner Kritik, die sonst in jeder Beziehung für die Gallmeyer und ihre Leistungen eingetreten war, sich diesmal von ihr abwandte, ist wohl selbstverständlich.

Vor allen Dingen war es der im Jahre 1875 vom Besitzer des „Berliner Tageblatts“ neu gewonnene Feuilleton-Redakteur Dr. Oskar Blumenthal. (Lebt in Berlin. Direktor des Lessing-Theaters.) Er pries wohl die Vorzüge der Gallmeyer als Couplet-sängerin, aber der Schauspielerin, die sie doch nun einmal sein wollte, sprach er nach dieser Rolle jedwede Begabung ab.

In seiner ihm eigen zu Gesicht stehenden Art eröffnete ihr Blumenthal, daß sie sich für Berlin vollständig ausgegeben habe und zweifelte für die Zukunft an weiteren Erfolgen. — Diese Kritik hatte man ihr in kollegialischer Liebenswürdigkeit am zweiten Abend der Vorstellung von „Unsere Jungen“ auf den Tisch ihrer Garderobe gelegt. Zornentbraunt ließ sie mich rufen und erklärte mir, daß sie zwar den Abend nicht stören, aber nicht wieder auftreten werde.

Ich sah ein, daß trotz aller liebevollen, zuvorkommenden Behandlung, die ich ihr hatte zu Theil werden lassen, ein gedeihliches Zusammenwirken eine Unmöglichkeit sei. Aber ich wollte sie nicht ganz meinem Institut entfremdet wissen, da von verschiedenen Konkurrenten in Berlin ihr doch die verlockendsten Anträge gemacht waren, und ich für mein schweres Geld, das ich geopfert, nicht geprellt sein wollte. Bei der unberechenbaren Phase, die ein Theater dem Publikum gegenüber durchsteht, wäre es kein Wunder gewesen, wenn die Gallmeyer an einem anderen Theater aufgetreten, volle Häuser gezogen hätte, und so einigte ich mich mit der Gallmeyer, indem ich sie auf sechs Monate beurlaubte, um sie dann wieder in einem neuen Stück auftreten zu lassen. —

Der außerordentliche Erfolg, den die Gallmeyer in Berlin anfangs zu verzeichnen hatte, war für sie bei

ihren Widersachern in Wien eine vollständige Rehabilitation. D. F. Berg (gestorben in Wien), der Besitzer und Redakteur des Wiener „Kikeriki“ und Verfasser von „Berlin, wie es weint und lacht“, „Eine leichte Person“, war der Gallmeyer in Wien grimmig Feind geworden. Der Durchfall seines Stückes „Eine resolute Person“ — die Titelrolle war für die Gallmeyer geschrieben — hatte ihn dermaßen gegen sie aufgebracht, daß er in seinem „Kikeriki“ förmliche Warnungsartikel gegen sie losließ und so wohl mit die Hauptursache war, daß die Gallmeyer Hals über Kopf Wien verließ.

Nachdem Berlin entgegengesetzt über die Künstlerin geurtheilt und die „Luftschlösser“ mit der Gallmeyer zu einem vermeintlichen Kassenstück in Berlin geworden waren, Wien aber keinen Ersatz für die ins Ausland gegangene Soubrette gefunden hatte, so sah man sich genöthigt, zur Gallmeyer zurückzuführen.

Es entstand nun ein Briefwechsel zwischen ihr und ihrem früher zeternden Feinde Berg, der ihr zurief:

„Was willst Du in dem kalten Preußen? Du bist eine Wienerin und gehörst nach Wien! Kehre zurück! Ich bin der Erste, der wieder für Dich eintritt! Ich schreibe Dir die Rollen, in denen Du gewiß Deine alten Erfolge erzielen wirst!“

Höhnend brachte die Gallmeyer mir derartige Schreiben, deren mehrere an sie gerichtet und immer dringlicher wurden.

„Nie kehre ich nach Wien zurück!“ rief sie trotzend aus, „Berlin und Ihnen, Thomas, habe ich es zu verdanken, daß ich keinen Selbstmord an mir begangen. Wenn Sie wüßten, wie man mich behandelte, so würden Sie begreifen und mitfühlen, was in meinem tiefsten Innern begraben ist!“

Vielleicht jeder Anderen konnte man derartige Entrüstungsausdrücke glauben, nur der Gallmeyer nicht. — Sie hatte längst mit Direktor Jauner vom Carl-Theater in Wien für ein Gastspiel kokettirt, das von Berg auf das Wärmste empfohlen und unterstützt wurde. Ich wußte dies; denn was bleibt beim Theater verschwiegen?

Als sie nun wieder nach Meran reiste, drückte sie mir unter Thränen die Hand:

„Lieber Emil! Du wirst nie eine dankbarere Kollegin gefunden haben, als ich es bin! Im Herbst sehen wir uns wieder!“

So war der Abschied. Aber einige Wochen später schrieb sie mir, daß ihr die große Ehre zu Theil geworden sei, vor Sr. Majestät Franz Joseph im Theater in Feldberg in Böhmen spielen zu dürfen.

Es war dies ein Arrangement des Fürsten Lob-

komiß, der Direktor Zauner ersucht hatte, mit seiner Gesellschaft bei Gelegenheit eines Jagdausflugs, den der Kaiser von Oesterreich nach dort unternommen hatte, Gastrollen zu geben. Hierzu hatte man die Gallmeyer ebenfalls eingeladen.

Da nun unserem Vertrage gemäß die Gallmeyer ohne meine Erlaubniß in keinem anderen Theater außer dem meinen spielen durfte, um so mehr, als doch nur eine ärztlich konstatierte Krankheit ihrerseits das Engagement bei mir unterbrochen hatte, und der Termin auf Schloß Feldberg in meine vertragsmäßige Zeit fiel, so mußte ich selbstredend davon unterrichtet werden. — In ihrem Gesuch, sich der Zauner'schen Gesellschaft in Feldberg anschließen zu dürfen, betonte sie ausdrücklich, daß sie, wenn ihr Gesuch abge schlagen würde, sie dennoch spielen werde, da sie als getreue Patriotin ihrem Herrscher zur Verfügung stehen müsse.

Ich kannte leider diesen komödiantischen Trick ihrerseits; äußerte sie doch eines Tages, als ich ihr die Mittheilung machte, daß Feldmarschall Moltke sich im Woltersdorff-Theater eine Loge bestellt habe:

„Eigentlich sollte ich garnicht spielen! Eine gute Oesterreicherin spielt nicht vor Leuten, die Oesterreich 1866 so maltraitirt haben.“

Das Gesuch für Feldberg tönte wiederum in diesen Phrasen aus; aber um der lieben Ruhe willen

und immer noch hoffend, die Gallmeyer werde mir das einmal einbringen, was ich an ihr verloren, gab ich nach und erteilte die Erlaubniß.

Ein heißer Dankesbrief dafür war ihre Antwort. Zugleich theilte sie mir in diesem Dankeschreiben mit, daß sie darauf rechne, daß ich das Volksstück „Die Weiber, wie sie nicht sein sollen“ von D. F. Berg erwerbe, da hierin für sie eine der zusagendsten Rollen sei. — Auch das that ich. Ich erwarb für 1000 Gulden Einreichungshonorar und fünf Prozent der jedesmaligen Bruttoeinnahme von Berg dies Stück. Ich las dasselbe, und eine eigenthümliche Ahnung beschlich mich. Ohne die Gallmeyer und ihre excentrische Art, sich auf der Bühne zu bewegen, war dies Stück unmöglich zu geben.

„Was machst Du damit, wenn die Gallmeyer nicht kommt?“

Und es kam so. — In Feldberg bei dem Ensemble-Gastspiel unter Direktor Zauner's Direktion, machte sie mit demselben hinter meinem Rücken einen Vertrag. Und statt der Gallmeyer traf im September der Bevollmächtigte des Herrn Direktor Zauner, Herr Griesrau, bei mir ein. Er legte mir schweigend einen Brief der Gallmeyer vor; in demselben theilte sie mir mit, „daß sie unter keinen Umständen nach Berlin zurückkehre, und ich auf die Bedingungen des Bevollmächtigten des Herrn Direktor Zauner eingehen solle.“ Diese

Bedingungen waren eine Abstandssumme von 10 000 Mark und die Gallmeyer bliebe in Wien.

Ich kannte sie nur zu gut!

Was sollte ich machen? Auch ohne die 10000 Mark wäre die Gallmeyer nicht mehr ins Engagement zurückgekommen. — So nahm ich denn die dargebotene Summe und quittirte die Entlassung der Gallmeyer aus dem Verbande meines Theaters.

Zur Ehre sei ihr nachgesagt, daß sie den von mir erhaltenen Vorschuß, wenn auch erst später, so doch ehrlich zurückgezahlt hat.

Nun hatte ich ein Stück schwer erkaufte und feine Soubrette. Denn aufführen mußte ich es. So sehr sich auch später Lina Mayr mit der Rolle der Gallmeyer abmühte — es war ein trostloser Abend in meiner Direktionsperiode. Man hatte eben, wie das der Fall ist, auf die Eigenart, die nicht Jedermann sitzt und paßt, ein Conglomerat von Ungezogenheit, gepaart mit selbstironisirenden Späßen, parodistischen Scherzen und einem, der Darstellerin gut zu Gesicht stehendem Couplet, zusammengeschrieben, und das alles vereint brachte die Gallmeyer, wenn sie bei Laune war, mit großem Geschick. —

Lina Mayr, die ich als Gast auf drei Monate engagirt hatte, war eine reizende Handschuhmacherin in „Pariser Leben“, aber alles das von ihr in einer Gallmeyer-Rolle Verlangte mangelte gänzlich.

Unmittelbar nach dem Gastspiel der Gallmeyer tauchte am Theaterhorizont eine Erscheinung auf in Gestalt der kleinen achtjährigen Dora Frieße (lebt in Berlin, engagirt am Adolph-Ernst-Theater. Frau Schulz).

Urdrollig und äußerst wirksam kopirte sie die Gallmeyer in ihren meisten Rollen. Besonders in dem einaktigen Stück „Eine gebildete Köchin“ riß sie das Publikum zu lautem Beifall hin.

Ich hatte dies vermeintliche Wunderkind aufs Gerathewohl, ohne Empfehlung irgend eines Theatermannes engagirt und glaubte, mit sechs Vorstellungen, die kontraktlich mit den Eltern des Kindes vereinbart waren, würde es abgethan sein.

Weit gefehlt!

Die kleine Dora erregte in ihren Vorstellungen die Aufmerksamkeit des Berliner Publikums ebenso, wie ihre Vorgängerin, im höchsten Grade, und so kam es, daß Dora Frieße fast vier Wochen das Repertoire beherrschte. — Ich habe diese Miniaturkünstlerin nicht außer Augen gelassen und brachte sie im Jahre 1887 als erste Soubrette, wiederum unter meiner Direktion, ins Central-Theater nach Berlin. —

Nach dem Abgang der Gallmeyer mußte ich, da die Soubrettenfrage nicht gleich gelöst werden konnte, zu einem anderen Genre greifen, und so trat die Operette in den Vordergrund. Ich hatte in

Paris die dreiaktige Operette „La perle du blanchisseuse“ von Basseur gekauft und mein Sekretär Herrmann Hirschel (lebt in Berlin), hatte die Uebersetzung geliefert. Ein sehr glückliches Textbuch mit einer charmanten Musik hoffte ich auf den gewünschten, sehulichst erwarteten Erfolg; zudem hatte ich mein Personal, das zwar hauptsächlich für Lustspiel und Posse zusammengestellt war, auch für die Operette erweitert.

Die Hauptpartieen sangen Anna Preuß, eine in Berlin sehr accreditirte Sängerin, Frau Hütter-Krause (gestorben), Adolphi, Junker, Gustav Schulze und die komische Partie der Schauspieler Ludwig Max. Diesen letzteren Schauspieler hatte ich von Stettin, wo er am dortigen Bellevue-Theater, ein Unternehmen, in welchem geraucht und getrunken wurde, also einem Chantant-Theater, engagirt war, kommen lassen.

Leider war er einer von den vielen, vielen, die meine Spielweise, meine Gesten auf das Hartnäckigste kopirten und wie es bis auf den heutigen Tag im großen Deutschen Reiche hundert falsche Thomasse giebt, die dem Publikum meine Nüancen, meine Erfindungen, meine Extempores vorsehen, so hat der Schauspieler Max, der heute noch am Thalia-Theater in Hamburg eine ganz glückliche Stellung in Folge dessen einnimmt, es der Genügsamkeit des Publikums

zu danken, welches mit der Kopie zufrieden ist, wenn es das Original nicht besitzen kann.

Nachdem die sorgsamsten Proben von der „Perle der Wäscherinnen“, so hieß im Deutschen die Operette, stattgefunden, kam der Abend der ersten Aufführung. Diese sollte um 7 Uhr ihren Anfang nehmen, und um $\frac{3}{4}7$ war der Tenor Adolphi weder in der Garderobe noch in seiner Behausung zu finden.

Er saß — man denke sich! — in einem Wiener Café-Haus und spielte Tarock.

Meine Verzweiflung kannte keine Grenzen. Die Vorstellung begann, nachdem dieser rücksichtslose Darsteller endlich im Theater erschienen war. Das Publikum, das alle Räume im Hause füllte, stampfte mit den Füßen, bis die Ouvertüre um $7\frac{1}{2}$ Uhr begann! — Ein recht ermunternder Beginn einer Premiere für den Direktor!

Nun begann die Vorstellung.

Die Musik gefiel außerordentlich, leider ließ die Darstellung manches zu wünschen übrig. — Adolphi, sonst ein außerordentlich beliebter und wirksamer Tenor, war durch den Vorfall, sich verspätet zu haben, derartig konsternirt, daß er im ersten Akt gleich sein Entré warf und seine Partnerin Frau Krause in einem musikalisch reizenden Duett ebenfalls so unsicher machte, daß beide unter Opposition die Bühne verließen. Der zweite Akt rettete den ersten,

konnte aber trotzdem nicht den sehr unerquicklichen Eindruck, den derselbe auf das Publikum gemacht hatte, verwischen, und da der dritte Akt dem zweiten an Wirksamkeit nachstand, so war der Abend für mich ein verlorener; ich hatte mit schwerem Gelde die Operette dem Konkurrenten Albert Hofmann entzogen, eine splendide Ausstattung dazu hergerichtet und das Facit war ein Verlust von circa 11 000 Mark, da die Einnahmen kaum die laufenden Tagesspesen deckten.

Um mich und meine Kasse nach diesen Vorgängen über Wasser zu halten, mußte ich nun, da das Publikum von Stücken, in denen ich nicht beschäftigt, keine Notiz nahm, selbst auf die Bretter. In einigen älteren Possen, worunter „Die Bummler von Berlin“ von Weirauch, „Bruder Liederlich“ von Pohl, „Maschinenbauer“ von Weirauch und „Robert und Bertram“ von Käder, trat ich vor die Berliner, die mich mit Jubel begrüßten und durch zahlreichen Besuch mein Unternehmen Wochen lang sicherten.

Die Soubrettenfrage löste ich nicht ohne Glück durch Josephine Pagan, eine routinirte Soubrette, die in der Gallmeyer'schen Rolle als Josephine Grillhofer in den „Luftschlössern“ debütierte und mit ihr die hundertste Vorstellung der „Luftschlösser“ gegeben wurde. Wirkte sie auch nicht so faszinierend

als Coupletsängerin wie ihre Vorgängerin, so war sie eine recht gute Schauspielerin, die meinem Repertoire vortreffliche Dienste leistete.

Mitten in diesen Direktionstrubel kam mir plötzlich die Nachricht des Industriellen Hermann Geber (gestorben in Berlin), daß er an der Friedrich- und Dorotheenstraßen-Ecke ein Theater gebaut habe (der heutige Wintergarten). Geber fragte bei mir an, ob ich geneigt sei, dies Theater mit zu übernehmen. Ich fand die Lage außerordentlich günstig; aber da es kein reguläres Theater war, es war ein höchst eleganter Saal ohne Ränge, mit zwei Proszeniumslogen, einer kleinen, aber immerhin ausgiebigen Bühne versehen, so war ich nicht Willens, allein diesem Anerbieten Folge zu leisten. Ich machte meinen Freund Theodor Lebrun auf diese Proposition aufmerksam und da wir beide ein so großes Personal hatten, um auch dieses kleine Theaterchen zu speisen, so associirten wir uns und pachteten dasselbe.

Unter dem Namen Thalia-Theater eröffneten wir März 1876 dies neue Haus. Gegeben wurde „Ein gebildeter Hausknecht“ und „Mamsell Uebermuth“ und die Operette „Dorothea“ von Offenbach. In den beiden ersten Stücken wirkten nur Mitglieder des Wallner-Theater, in der Operette die Meinen. Das Haus war ausverkauft, aber der Erfolg trotz

Helmerding, Formes, Wilken, Ernestine Wegner nicht der erwünschte. In der Operette sang von meinem Personal Anna Preuß, Adolphi und Mikolini (gestorben in Ulm als Theaterdirektor). Lebrun gab in dieser Zeit den „schwarzen Korsaren“ von Offenbach mit dem Tenor Basta (gestorben in München) und Frau Schenk-Ulmeyer (gestorben in Prag), während in meinem Hause die Posse „Eine resolute Frau“ von Mannstädt und Weller mit Josephine Pagan, Gustav Schulze, Hinze und Max in den Hauptrollen aufgeführt wurde.

Wer das Deck eines Theaterschiffes nicht kennt, kann sich keine Vorstellung machen, wie schnell Vermögen auf Vermögen in den Dreck fällt, wenn kein Erfolg zu erreichen im Stande ist. Weder „Der schwarze Korsar“ bei Wallner, noch „Die resolute Frau“ im Woltersdorff-Theater, noch die Koryphäen des Wallner-Theaters im Thalia-Theater vermochten Einnahmen zu erzielen, welche hingereicht hätten, ein Drittel der laufenden Tageskosten dieser drei Unternehmen zu begleichen. Dazu kam, daß mein Associé Lebrun für seine Mitglieder, welche im Thalia-Theater zu thun hatten, ein doppeltes Spielhonorar ausgesetzt hatte, eine Nobleffe, die uns, da ich — gleiche Brüder, gleiche Kappen — es auch mit zu tragen hatte, und meinem Personal ebenfalls bewilligen mußte, Unsummen gekostet hatte.

So kam es, daß einzelne Mitglieder allein über hundert Mark Spielhonorar pro Abend erhielten, die monatliche Gage gar nicht gerechnet. Einnahmen im Wallner-Theater von 200 Mark, im Woltersdorff-Theater von 120 Mark und im Thalia-Theater von 40 Mark Brutto waren an der Tagesordnung und täglich sah ich mit offenen Augen unseren gemeinschaftlichen Untergang voraus.

Für das neue Unternehmen (Thalia-Theater) war Julius Rosen (gestorben in Börtshach) als Ober-Regisseur von Lebrun und mir engagirt.

Auch das war ein Fehlgriff!

Rosen war kein praktischer Regisseur, und bald sah ich ein, daß unter all' den gegebenen Umständen kein Gedeihen möglich! —

Am 15. April erklärte ich meinem Freunde Theodor Lebrun, daß es mir unmöglich sei, weiterhin das Thalia-Theater zu halten und trat nach einem Verluste von 28 000 Mark aus der Compagnie.

Lebrun hat noch bis zum ersten Mai allein dort weiter gespielt, ohne den mindesten Erfolg. Um dieser Direktionsepöche einen einigermaßen lukrativen Abschnitt zu geben, ersuchte er mich, den schon Ausgeschiedenen, am 30. April in einer Vorstellung mit-zuwirken; weder Lebrun noch ich hatten in diesem neuen Hause gespielt. So beschloffen wir denn, in

einem gemeinsamen Gastspiele mit „Der Präsident“ von Kläger, in welchem ich den Walter, Lebrun den Beethoven in „Adelaide“ von Hugo Müller und zum Schluß „Dr. Besche,“ Posse von Kalisch, in welcher ich den Besche spielte, die Direktion des Thalia-Theater. — Zum ersten Mal seit der Eröffnung des Hauses sahen wir in dieser letzten Vorstellung ein total ausverkauftes Haus. Das Publikum überschüttete Lebrun und mich mit Beifall, und gerührt nahmen wir diesen Vermuthstropfen für unser verlorenes Geld entgegen.

Wir zogen uns wieder beide auf unsere nicht sehr blühenden Direktionen zurück, und da ein sehr heißer Mai unseren Kassen auch gerade keine Festtagsglocken läutete, so sehnte ich mit Schmerzen den 15. Mai heran, an welchem ich als Gast am Thalia-Theater in Hamburg auftreten sollte. — Mein Personal war keineswegs beunruhigt um seine Gagen, trotz der leeren Häuser, vor denen allabendlich gespielt wurde. Ja, mein Bögling Konrad Junfer, ein überaus talentvoller, lustiger und ehrlicher Patron, trat lachend an mich zwei Tage vor meiner Abreise nach Hamburg heran, klopfte mir auf die Schulter, und sagte:

„Der Direktor geht jetzt nach Hamburg und holt für uns die Gagen.“

Er hatte Recht.

Ich spielte in Hamburg auf Marie Geistinger, welche die geschürzte Operettenmuse an den Nagel gehängt und sich der Tragödie gewidmet hatte. Sie war in Hamburg als „Medea“, „Sapho“, die „Dame mit den Kamelien“ aufgetreten, hatte aber leider nicht den gewünschten Erfolg gehabt. Man wollte die Geistinger nicht in diesem Repertoire sehen, und wartete auf das Gesangsstück. Ich traf in Hamburg ein, als sie die letzte Gastrolle gab. Es war ein mäßig besetztes Haus, und wie es nun 'mal beim Theater nicht anders hergeht, als ich sie als alte Freundin auf der Bühne begrüßte, war sie nicht sehr über mein Erscheinen erbaut; sie hatte von dem großen Vorverkaufe meines Gastspiels gehört, und die Folge war, daß sie eine Kühle ihrerseits für mich an den Tag legte, die unsere Beziehungen von diesem Momente an trübten.

Was konnte ich dafür, daß man die gefeierte Operettendiva sehen wollte und nicht die Tragödin?

Das Thalia-Theater fand ich nicht mehr in der Verfassung, als ich es verlassen. Durch das Aufpfropfen eines für das Thalia-Theater fremden Elementes, des Schauspiels und des Dramas, war die eigentliche Stimmung, die Bühne und Publikum so eng verbunden, verloren gegangen. — Mein Repertoire umfaßte meine alten Rollen, und mein Gastspiel war von großem Erfolg begleitet. Unter

den neu engagirten Darstellern, die als Ersatz für mich gelten sollten, fand ich Anton Anno (gestorben in Berlin) und Adolph Ernst (lebt in Berlin, Direktor des Adolph Ernst-Theater). Ersterer, ein guter Schauspieler, aber ohne Humor, der andere eine Kopie von mir, wie die Leute sagten.

Ich gestehe, daß ich öffentlich hiermit dagegen protestire.

Daß mit diesen Beiden das Thalia-Theater keine Erfolge im humoristischen Genre erzielen konnte, war vorauszusehen. Doch Maurice glaubte gerade in dem einen Schauspieler, der schattenhaft manches von mir abgucken, dem Publikum gegenüber einen Erfolg für sich zu erwarten. — Weit gefehlt! War die Wirkung derselben ohne mich schon eine sehr flauere, wie nun erst, als ich als Gast neben diesen Beiden auf der Bühne erschien.

Anno ging in demselben Jahre nach Petersburg und Ernst nach einjähriger Thätigkeit nach Berlin. — Wenn ein Mißbehagen diese Beiden durch mein Gastspiel überkommen, ich nehme es ihnen nicht übel, und eine kollegialische Herzlichkeit ist unter solchen Verhältnissen wohl ausgeschlossen.

Mit einem baaren Verdienst von 10 000 Mark in 14 Vorstellungen in der Tasche — traf ich am 1. Juli in Berlin ein, glücklich und froh, meinen Mitgliedern die Gage zahlen zu können, denn mein

erspartes Vermögen und der Creditbrief eines Hamburger Freundes von 30 000 Mark war in einer Saison zugesetzt. Trotz ruheloser Arbeit und einem beim Publikum und der Presse sehr beliebten Personal, stand ich dennoch im Monat Juni, der eine Hitze von einigen 30 Grad Réaumur auf das Dach des Theaters herabsandte und weil kein Stück vorhanden, fast rathlos.

Da erschien der Theateragent Martin Böhm (lebt in Berlin) und bot mir das Stück „Der geschundene Raubritter“ an. Der Polizeipräsident von Madai hatte dem Luisenstädtischen Theater dies Opus, nachdem dasselbe zum Gaudium des Publikums einige 30 Mal gespielt worden war, verboten. Man hatte die Darsteller jeden Abend bei offenem Vorhang während des Spiels mit Würsten, Pfannkuchen und sonstigen Naturalverpflegungen vom Publikum aus auf die Bühne bedacht, und es war mehr ein Privatvergnügen den Abend dort zu verjohlen und zu verjauchzen, als in eine Theatervorstellung zu gehen.

Ich erschrak, als man mir den Antrag machte, ich solle den „geschundenen Raubritter“ geben; aber, aber, was thut ein Theaterdirektor nicht, wenn er in der Patsche sitzt? Und so geschah es, daß im Juni 1876 „Der geschundene Raubritter“ bei ausverkauftem Hause in Scene ging.

Das eleganteste Publikum Berlins versammelte

sich plötzlich im Woltersdorff-Theater, um dies schnöde Machwerk zu bejubeln und zu beklatschen. Der Schauspieler Max spielte den Geschundenen. Seine Mittel reichten aber für diesen Bramarbas nicht aus und so erhielt ich am Sonntagmorgen seinerseits die Absage. — Er war heiser und konnte am Abend nicht geschunden werden.

Um mir das ausverkaufte Haus zu retten, sprang ich selbst in die Ritterstiefel, umgürtete mich mit dem Schwerte Heinrichs IV. und trat als geschundener Raubritter vor das erwartungsvolle Publikum.

Die Einnahmen, die mir dies Experiment brachte, waren sehr gut. Leider war aber die erste Hälfte des Juni so deprimierend in pekuniärer Hinsicht, daß es mir unmöglich gewesen wäre, am ersten Juli meinen Verpflichtungen nachzukommen, hätte ich nicht in Ch. Maurice einen wirklichen, wahren Freund gehabt. — Ich depeschirte nach Karlsbad, wo sich derselbe zur Kur aufhielt:

„Brauche übermorgen achttausend Mark. Gage zahlen. Rückantwort bezahlt!“

Und umgehend antwortete Maurice:

„Bin morgen Mittag mit Bewußtem in Ihrem Zimmer.“

Maurice kam, legte mir ohne jedwede Quittung das Geld auf den Tisch, und seine erste Frage lautete:

„Was werden Sie jetzt thun?“

„Lieber Maurice,“ antwortete ich, „ich habe noch ein Jahr mit Woltersdorff Kontrakt; derselbe hat meine Kaution, und ich muß also am ersten September wieder anfangen.“

„Dann versuchen Sie es noch ein Jahr, geht's nicht, mein Haus steht ihnen zu jeder Zeit offen.“

„Wie soll ich das Geld, das Sie mir bringen, zurückzahlen?“ fragte ich ihn.

„Das können Sie halten, wie Sie wollen.“

Nach Jahr und Tag war es mir erst möglich, diesen meinen Verpflichtungen nachzukommen, aber meinem Retter in der Noth kann ich den Dank, den ich ihm hiermit nochmals wiederhole, nicht versagen.

Am 1. Juli schlossen sich somit die Pforten des Woltersdorff-Theaters, das ich mit den schönsten und berechtigtesten Hoffnungen vor Jahresfrist eröffnet hatte. — Arm an Vermögen, aber an den traurigsten Erfahrungen reicher.

Um meiner Privatkasse einiges zu Gute zu thun, folgte ich einer Offerte des Direktors Adolph L'Arronge nach Breslau, Lobe-Theater, gastirte dort nicht ohne Glück zwölf Mal und hatte somit die Mittel für eine Erholungsreise, die ich ins Seebad nach Swinemünde unternahm.

Hier wohnte ich bei meinem alten Freunde und Direktor Deichmann, der, nachdem er das Friedrich-

Wilhelmstädtische Theater verkauft, dort das Wilhelms-Bad gebaut hatte. In Gesellschaft mit Glasbrenner und Dr. Eduard Jacobson, auch Badegäste dortselbst, verlebte ich fröhliche vier Wochen.

Am 1. September 1876 eröffnete ich meine Saison mit einer Aufarbeitung der Weirauch'schen Posse: „Wenn Leute Geld haben“.

Ich hatte mein Personal nach Möglichkeit verringert. Anna Preuß ging nach Frankfurt a. M., Adolphi ebenfalls und Max hatte, weil in meiner Schule erzogen, daraufhin von Maurice ein Engagement ans Thalia-Theater erhalten. Auch Josephine Pagan war nach Dresden gegangen, und so spielte ich mit einem kleinen Stamm des vorjährigen Personals mit Hinzuziehung eines Gastspiels von Lina Mayr, der bekannten Handschuhmacherin aus „Pariser Leben“. Die Posse „Wenn Leute Geld haben“ ging den Monat September sehr gut.

Im Oktober trat Lina Mayr in „Pariser Leben“ auf, auch das machte einige gute Häuser, und ich sah schon einer besseren Saison beruhigt entgegen. Da kam für mich ein fast unüberwindlicher Schlag. Wieder versuchte ich es — da keine ergiebige Posse für mich zu finden war, das Wallner-Theater selbst laborirte ja damals schon an diesem Genre — mit der Operette. Ich kaufte Offenbach's „Wilddiebe“, stattete wiederum enorm aus, und trotz Lina Mayr

und Martha Kopka, der jetzigen königlichen Opernsängerin, hatte ich nur einen mäßigen Erfolg.

In 14 Monaten hatte ich die bekanntesten Soubretten spielen lassen: Gallmeyer, Pagan, Lori Stubel (lebt in Wien), Lina Mayr, Anna Preuß, — und nie der Erfolg, den die Kasse so nothwendig bedarf!

Was nun thun?

Von Wien war mir eine junge Dame empfohlen, ohne Repertoire und ohne Namen: Betty Damhofer. Ich hatte, als man mir diese Soubrette empfahl, keine Verwendung für sie und lehnte die Offerte ab. — —

Jetzt hatten sich meine Ansichten über die einen populären Namen tragenden Soubretten geändert, und ich kam auf die mir gänzlich unbekanntes Damhofer zurück.

In einer schlaflosen, sorgendurchtränkten Nacht nahm ich eine Schatulle, in welcher sich die von den Theateragenten versendeten Photographieen der empfohlenen Damen befanden, und leerte diese Schatulle auf dem Tisch aus. Da sprang ein Bild seitwärts von den übrigen. Ich drehte dasselbe um, es war die Damhofer.

„Ein eigener Zufall,“ sagte ich mir, nahm das Bild heraus und verschloß die Photographieen in den vor mir stehenden Behälter.

Am andern Morgen beauftragte ich meinen damaligen Sekretär Fellechner, sofort nach Wien zu fahren und nicht lebendig wieder zurück zu kommen, es sei denn, er bringe mir die Damhofer mit.

Sie war am Carl-Theater bei Zauner engagirt und ich gab Fellechner Vollmacht, alles Mögliche zu thun, mir sie als Mitglied zu acquiriren. —

Tage vergingen, ich erhielt keine Nachricht. Da endlich eine Depesche: „Damhofer abgeschlossen. Komme morgen Berlin.“

Jetzt hatte ich ein Mitglied, von dem ich nicht wußte, welche künstlerischen Eigenschaften es für Berlin mitbringe. Aber ich war mit mir eins: Du bringst ein neues fremdes Element, und glückt dieses Arrangement, so hast du nicht mit den raffinirt capriciösen, unkünstlerischen Alltäglichkeiten zu thun, sondern du pflanzst ein neues Reiz auf den schon morschen Theaterstamm.

In Betty Damhofer erhielt mein Unternehmen die erste feste, solide Stütze, ohne die ein Berliner Theater, das ausschließlich dem Humor gewidmet ist, dauernd nicht bestehen kann.

Ich saß im Theaterbureau beschäftigt, als sich die Thüre öffnete und sich mir eine blendende Erscheinung als meine neu engagirte Soubrette in Person von Betty Damhofer präsentirte.

„Donnerwetter!“ dachte ich mir, „wenn die so

spielt und singt, wie sie aussieht, so bin ich über alle Sorgen hinaus!“

Im schönsten, unverfälschten Wienerisch erzählte sie mir ihre kleinen Reiseabenteuer, die wirklich geringfügig und fast unerwähbarer Natur, ihr aber, dem naiven Wiener Kinde, das zum ersten Mal aus den Thoren der Kaiserstadt hinausgekommen, ganz unsagbar interessant erschienen.

Ich hörte diesem reizenden Geplauder mit größter Aufmerksamkeit zu und gewann die Uezeugung, daß ich es hier mit dem Urtypus der Wiener Naivität zu thun hatte.

„Was wollen Sie spielen? Was haben Sie auf dem Repertoire?“ fragte ich.

„Ja, mein Gott,“ erwiderte sie, „was soll ich spielen? die ‚Therese Krones‘! Beinah hätt’ ich ganz vergessen, dem Herrn Direktor einen Brief von meiner Meisterin abzugeben; ich bitt’ schön, hier ist er!“

Und damit überreichte sie mir einen Brief meiner alten Freundin Braunecker-Schäfer (gestorben in Wien).

Ich las denselben flüchtig. Es war einer jener landläufigen Empfehlungsbriefe, der sich von diesen nur durch den vertrauten Ton der mir seit langer Zeit bekannten Kollegin unterschied.

„Also ‚Therese Krones‘? Was sollen wir dem

alten Stück noch Neues abgewinnen? Und weiter haben Sie nichts auf dem Repertoire?"

„Ja, ich bin ja erst ein Jahr beim Theater und in Wien habe ich dann in den Operetten gespielt,“ war die Antwort.

Ich sah, daß ich in Betty Damhofer eine Kunstnovize erhalten, deren Nutzen für das Repertoire nur in einem neuen Stück liegen würde. Auf ihren dringlichen Wunsch riskirte ich es und gab die „Therese Krones“.

Am 14. November 1876 kam ich mit diesem, für Berlin weidlich abgespielten Stück heraus, und zu meinem Erstaunen sah ich das erste übervolle Wochenhaus seit Eröffnung meiner Saison.

Ganz Berlin — ich meine das Premièrenpublikum — hatte sich eingefunden, und meine Besorgniß für das Gefallen der jungen Unbekannten war nicht grundlos, denn keine Geringere als Marie Geislinger war die letzte Therese Krones für die Berliner gewesen.

Von dem beispiellosen Erfolge, den Betty Damhofer als Therese Krones erzielte, läßt sich nur das eine und für mich wichtigste dokumentiren, daß ich das satzsam gesehene Stück 28 Abende bei fast ausverkauftem Hause geben konnte.

Da ich keinen geeigneten Vertreter für den Raimund hatte, spielte ich in jener Vorstellung

diese Rolle selber. Nun muß ich zugeben, daß mein wienerisch — der Gastin gegenüber — nicht ganz echt geklungen haben mag, und der Raimund von mir ins Berlinische hinüberschielte. Aber Dr. D. Blumenthal schrieb im „Tageblatt“: „Ferdinand Raimund, von Emil Thomas dargestellt, ist so oft in Berlin als Gast am Königstädtischen Theater gewesen, daß wohl etwas Berliner Dialekt hängen geblieben ist!“ Eine bessere Entschuldigung konnte mir doch nicht werden.

Ich weiß in meiner langjährigen Theaterpraxis keine Darstellerin zu nennen, die in so kurzer Zeit eine derartige Beliebtheit, ja ich möchte sagen „Popularität“ in Berlin erreichte, als Betty Damhofer.

Daß meine Konkurrenten alles aufboten, um mir dies neu erworbene Talent abspenstig zu machen, ist selbstverständlich, wie denn derartige Manipulationen noch heutzutage bei vorkommenden Fällen, nicht nur dieselben von damals, nein, in noch viel größerem Maßstabe an den Tag gelegt werden. Gerade diese unehrliche Konkurrenz hat mir bis in die jüngsten Tage geblüht, und ich behalte mir vor, gerade diese ungeheuerliche Art und Weise, die leider heutzutage mehr wie je um sich gegriffen, näher zu beleuchten.

Meine Aufgabe war es, für Betty Damhofer, die in ihrer Erscheinung, ja selbst in Spiel und Ge-

sang lebhaft an die Geistinger in ihren Anfängen erinnerte, eine neue Rolle ausfindig zu machen. Wiederum faßte ich den mir eng befreundeten Wilhelm Mannstädt ins Auge, und da auch er, ermuntert durch die geniale Wiedergabe der Krones, mit Freuden in mein Gesuch einwilligte, so wurde für die Damhofer das phantastische Stück „Flamina“, französischen Ursprungs („La fille du diable“), geschrieben.

Dies Stück enthielt eine Rolle der dehnbaren Varianten, so daß der Damhofer Gelegenheit gegeben war, sich in acht verschiedenen Charakteren zu präsentiren. Parallel mit dieser Rolle war die meinige, ebenfalls ein Verwandlungskunststückchen.

Allerdings verlangte dies Stück eine immense Ausstattung: Vom Pensionat in die Kaserne, natürliche Cascaden und Wasserfälle, dann wieder zurück in prachtvolle Boudoirs, zu Gefechten, Tänzen und Teufelspuk; das alles zusammengemengt in ein tolles Durcheinander gab so viel Abwechslung, daß bei guter Darstellung ein Erfolg nicht ausbleiben konnte. Derselbe war denn auch ein vollständiger.

„Flamina“, phantastisches Zauberstück in zwölf Tableaus von W. Mannstädt und Weller (lebt in Berlin, schrieb mit Mannstädt verschiedene Stücke), kam am 23. Dezember 1876 heraus und errang einen noch nie dagewesenen Beifall. Betty Damhofer hatte

alle ihre Vorgängerinnen durch Schönheit, Jugend, Stimme und Talent vergessen gemacht und strahlte in der Titelrolle als Kassenmagnet am Horizont des Woltersdorff-Theaters. Das Stück wurde 175 Abende hinter einander aufgeführt. —

Endlich sah ich nach langen düsteren Nächten sonnige Tage. — Dies konnte Woltersdorff, dem doch mein Wohl und Wehe hätte am Herzen liegen müssen, nicht vertragen. Mißhelligkeiten aller Art brachen zwischen ihm und mir in so zugespitzter Form aus, daß ich, der ewigen Zänkereien und Widerwärtigkeiten müde, eines Tages das Woltersdorff-Theater räumte, meine Caution im Stich ließ und in das leerstehende Thalia-Theater in der Dorotheenstraße übersiedelte.

Das für Theater sich interessirende Publikum war erstaunt, als eines Morgens sämtliche Zeitungen diese Meldung brachten.

Von Seiten Woltersdorff ist nie ein weiterer Regreß genommen worden. Er hat sein Theater durch spätere Pächter bis zur gemeinsten Schmiere heruntergebracht, bis Direktor Frißsche (lebt in Berlin) das Theater käuflich an sich brachte.

Im Thalia-Theater, das allerdings nur ein Bühnchen und keine Bühne zur Verfügung stellte, fing ich mit der bewußten „Flamina“ an und trotz der über Nacht schnell hergestellten Versenkungen und

technischen Hilfsmittel, die ich auf der Bühne herzustellen hatte und die mehr den Charakter eines Provisorium ausmachten, hatte ich ebenfalls Erfolg.

Für größere Aufführungen, das sah ich ein, war dies Theater nicht geeignet, und so versuchte ich es mit dem Genre kleiner Stücke. In diesen stand natürlich die Damhofer im Mittelpunkt, und so kam es, daß ich mit dem „Ungeschliffenen Diamant“, „Cassis Pascha“, „Fortunio's Lied“ — in diesen drei Stücken spielte die Damhofer — und zum Schluß „Guten Morgen, Herr Fischer“ — mit mir als Doktor Hippe — Wochen lang sehr gute Häuser erzielte.

Eine französische Operette, von einem in Berlin vollständig unbekanntem Komponisten, Leo Delibes, „Confusus IX.“, die ich seit Jahresfrist angekauft hatte, war mir vom Verleger Choudens in Paris laut Vertrag aufgegeben, innerhalb sechs Wochen aufzuführen, widrigenfalls ich 8000 Francs Conventionalstrafe zu zahlen hätte. — Diese Operette, mehr Burleske, enthielt außer den sehr humoristischen Männerpartieen zwei Damenrollen. Die eine war der Theaterprinz, also keine neue Erscheinung, dagegen war der andern Partie zugemuthet, 16 Jahre alt zu sein, in voller Unschuld über das Bestehen des männlichen Geschlechts unwissend, aber vom Componisten mit den schwierigsten Coloraturarien bedacht.

Woher diese Darstellerin nehmen? — Ich hatte schon längst die Absicht gehabt, die Operette zu geben, fand aber immer nicht eine für diese schwierige Aufgabe geeignete Darstellerin. Auch wurden mir vom General-Intendanten von Hülßen, in liebenswürdigster Form allerdings, Vorstellungen gemacht, ich sollte doch mit der Aufführung dieser Operette warten, da das königliche Hoftheater die Oper „Der König hat's gesagt“ ebenfalls von Delibes zur Aufführung angenommen hatte.

Hülßen fürchtete nämlich, wenn Delibes, der in Berlin nicht bekannt war, bei mir nicht das erhoffte Glück haben würde, dies für die Oper „Der König hat's gesagt“ Mißtrauen erwecken könne. Jedoch konnte ich die Wünsche des Herrn General-Intendanten nicht befriedigen. Denn abgesehen von der Conventionalstrafe, die ich bei der Unterlassung der Aufführung des „Confusius“ zu zahlen gehabt hätte, war ich — ich gestehe es — ein wenig eitel darauf, Delibes in Berlin zum ersten Mal einzuführen. —

Aber immer noch fehlte mir die Darstellerin der jungen Prinzessin. — Soubretten über Soubretten probirten. — Keine war genügend. — — Da, eines Morgens (ein Fräulein von Reinfelden, die mir sehr warm empfohlen war, entfaltetete auf der Probe mehr ein Rabengefrächz als eine wohlgebildete Colo-

raturstimme), war ich schon so deprimirt, daß ich beinahe die Flinte ins Korn geworfen hätte.

Trostlos schweiften meine Augen auf der Bühne über die Schaar meiner Getreuen, da sehe ich im Chor ein kleines Persönchen, das ich auf Anregung und Wunsch ihrer Schwester engagirt hatte. Franziska Kopka (lebt in Paris), das war dies Persönchen, an die ich herantrat, die Schwester der königlich preußischen Opernsängerin.

Letztere war mir ein sehr verdienstvolles Mitglied und erfreute sich einer großen Beliebtheit. Ihre Schwester Franziska galt im Kreise meiner Mitglieder als ein kleines musikalisches Wunderkind.

Dies wissend, fragte ich sie:

„Na sage 'mal, mein Herzchen, kannst Du das vielleicht machen?“

Und stolz den Kopf erhebend, mit ihrem Stumpfnäschen in die Luft fahrend, antwortete sie:

„Ich begreife Sie nicht, Herr Direktor, warum sie mich nicht schon längst gefragt haben; denn das ist doch eine Kleinigkeit für mich!“

Ich stand sprachlos.

Ist das Frechheit oder Talent? — Ich hob sofort die Probe auf und blieb mit diesem Wunderkinde und dem Kapellmeister Mohr (lebt in Berlin) allein zurück. Und nun geschah das Ueberraschendste: die

kleine Kopfa sang die ganze Partie ohne Fehler vom Blatt herunter!

Ich war gerettet.

Nach 14 Theater- und Orchesterproben kam ich Ende März 1877 mit „Confusius“ heraus. Die Titelrolle spielte ich selbst, die humoristischen Rollen lagen in den Händen der Herren Junfer und Gustav Schulze. Den Prinzen Leo sang Betty Damhofer.

Die beiden ersten Akte erregten schon einen stürmischen Erfolg; aber der dritte mit seinem großen Liebesduett (eigentlich den ganzen Akt ausfüllend) zwischen den Damen Damhofer und Kopfa erreichte den Gipfelpunkt des jubelnden Beifalls, der bis zum Frenetismus sich steigerte. Es ist wohl in der Operette nie wieder ein derartiger Erfolg zu verzeichnen gewesen, wie ihn die beiden Damen an diesem Abend errungen haben.

Am nächsten Tage eröffnete mir Franziska Kopfa, daß sie, da der Vertrag bei mir in sechs Wochen zu Ende sei, bereits ein Engagement an das Friedrich-Wilhelmstädtische Theater mit 2000 Thaler pro Jahr abgeschlossen habe. — Eine schöne Carrière von einer Hülfschoristin mit 8 Thaler monatlich.

Im April dieses Jahres arrangirte Paul Lindau (Intendant in Meiningen) in seiner Eigenschaft als Präsident der Berliner Presse, im National-Theater unter der Direktion Robert Buchholz (gestorben in

Hamburg) eine Vorstellung für den Unterstützungsverein der Berliner Presse. Gegeben wurde Shakespeare's „Wintermärchen“. Zur Mitwirkung waren eingeladen Franziska Ellmenreich (Hamburg), Frau Claar-Delia vom Residenz-Theater Berlin (Frankfurt a. M.), Fräulein Kamm vom Residenz-Theater Berlin (gestorben in Berlin), Betty Damhofer vom Woltersdorff-Theater, Ludwig Barnay vom Hamburger Stadt-Theater (lebt in Berlin), Ernst Boffart vom Hoftheater München (lebt in München), Karl Mittell vom Dresdener Hoftheater (gestorben in Dresden), von Horar vom Hoftheater Karlsruhe (lebt in Karlsruhe), und ich.

Den Prolog, der diese Vorstellung einleitete, sprach Direktor Emil Hahn vom Victoria-Theater (lebt in Berlin). Die Eintrittspreise für diese Vorstellung waren für die Berliner Verhältnisse enorm fixirt. So kostete ein Parquetstz 20 Mark und der finanzielle Erfolg konnte für den Verein der Presse mit dem hübschen Sümichen von 15 000 Mark verzeichnet werden; der künstlerische hielt in einzelnen Theilen nicht gleichen Schritt. Barnay als Leontes, die Ellmenreich als Hermione hatten zwar große Einzelmomente, doch schienen beide an diesem Abend ermüdet. Ernst und wahr, vom Publikum begeistert aufgenommen spielte die leider schon zu früh ins Grab gesunkene Kamm die Perdita. Horar

sekundirte derselben aufs liebenswürdigste als Florizel. Mittell und Frau Claar-Delia brachten äußerst wirksame schauspielerische Leistungen, während Betty Damhofer als Dorcas in ihrem Schäferkostüm allgemeine Bewunderung erregte und für den Vortrag ihres kleinen Liedchens stürmischen Beifall erhielt. Bossart als Autolykus lenkte durch sein malerisches Kostüm wie durch sein flottes Spiel die Aufmerksamkeit des aus Allerhöchsten und Hohen Kreisen vollbesetzten Hauses auf sich. Die Küpelscenen zwischen Mopsus und Titirus (den letzteren spielte Menzel) waren an diesem Abend wohl die gelungensten und, wie Karl Frenzel in der „National-Zeitung“ andern Tages berichtete, die siegreichsten.

Es war an diesem Abend für das Publikum die Parole ausgegeben, daß keiner von den Darstellenden, um keinen Mißmuth bei den einzelnen zu erregen, beim Auftritt empfangen werden sollte. Denn da drei Kaiser — Se. Majestät Kaiser Wilhelm I., Kaiser Franz Joseph von Oesterreich und Dom Pedro von Brasilien — dieser Vorstellung die Ehre ihrer Gegenwart gegeben hatten, so sollte, damit der eine oder der andere der Darsteller weder zu viel noch zu wenig Applaus empfinde, während des Spiels gar kein Beifall gezollt werden. Dies wurde vom Publikum auch respektirt, bis ich — es war nach 10 Uhr — mit Menzel über die Berge kommend,

mich dem Publikum präsentirte. Stürmischer Beifall durchhallte das wie vom Banne erlöste Haus, und so aufgemuntert durch diese Ovation spielten wir beide *con amore* unsere Rollen bis zum Schluß, begleitet von Lach- und Beifallssalven des übervollen Hauses.

Nach Schluß der Vorstellung versammelten sich die Mitglieder der Presse unter Vorsitz Paul Lindau's mit den geladenen Gästen und Darstellern der Vorstellung, und ich empfing ganz besonders in einer sehr wohlgesetzten und Lindau eigenen Toastrede das vollste Lob. Karl Frenzel's Kritik war am nächsten Tage, wie schon bemerkt, voll des Lobes über meine Leistung, und so konnte ich froh mit unserm großen Klassiker ausrufen:

Denn was man schwarz auf weiß besigt,
Kann man getrost nach Hause tragen.

Daß ich bei meinem vorjährigen Gastspiel in Hamburg, das für mich künstlerisch wie pekuniär so glücklich ausgefallen, wiederum von Maurice für das Jahr 1878 gewonnen war, muß ich hier noch berichten.

Meine Direktionsthätigkeit, das stand bei mir fest, mußte am 1. Juni dieses Jahres beendigt sein. Von den vortrefflichen Einnahmen, die mir das

Damhofer-Engagement brachten, hatte ich noch von der vorjährigen Saison so viel nachzutragen, daß ich den Direktionsplacereien, der übergroßen Sorgen müde, aus dem Wege gehen wollte.

Mein Vertrag mit den Mitgliedern lief am 1. Juni 1877 ab, mit Ausnahme des von Betty Damhofer. Ich hatte diese Dame auf zwei Jahre engagirt, folglich mußte ich entweder ihr Talent zu verwerthen suchen, oder ihr für das ganze Jahr die volle Gage zahlen.

Da es nun meine Absicht war, kein festes Engagement anzunehmen, so schlug ich ihr vor, im Verein mit mir Gastspielreisen zu unternehmen. Sie willigte ein, und so war denn die erste Station, wo wir Aufenthalt nahmen, das Thalia-Theater in Hamburg.

Während meiner Abwesenheit von Berlin — das Gastspiel in Hamburg fiel in den Mai — ließ ich Gustav Kadelburg vom Wallner-Theater, der sich mit Direktor Lebrun überworfen hatte und plötzlich abgegangen war, in meinem Theater gastiren.

Dies Gastspiel war nicht ohne Verlust. Ich ließ dann Franz Guthery in „Eine leichte Person“ spielen, — leider kein günstiges Resultat, und so kam mit einem gewaltigen Defizit für mich, der Schluß meiner zweijährigen Direktionszeit.

Um für mein ferneres Gastspiel mit der Dam-

hofer ein für diesen Zweck geeignetes Stück zu haben, zimmerte ich mit meinem Freund Mannstädt, den ich nun 'mal zu meinem Hausdichter erkoren hatte, ein Opus zusammen, das für die Damhofer und für mich Paraderollen in des Wortes verwegenster Bedeutung haben sollte. A. Weller war hier ebenfalls Mitarbeiter.

Kurz vor meiner Abreise nach Hamburg wurde es fertig. — Ich spielte es mit allerhand Späßen und Scherzen, und wohlgemuth und froher Hoffnung reiste ich nach Hamburg. Meine zweite Heimath begrüßte mich in „Mein Leopold“, „Bräsig“ u. s. w. aufs Wärmste. Auch die Damhofer gefiel enorm, und nun rückte ich bei Maurice mit meinem neuen Stück heraus. — Als er es gelesen, schüttelte er den Kopf und sagte:

„Mein lieber Thomas, für so was habe ich kein Urtheil; ich bin fest überzeugt, daß Sie und Fräulein Damhofer es machen werden; ob wir aber dem Publikum damit gefallen, lasse ich dahingestellt sein.“

Der damals neu engagirte Regisseur Franz Bittoug, nicht unbegabt, aber kein Freund des von mir im Moment cultivirten Genres, fällte dasselbe Urtheil.

Eatenhufen, als Kapellmeister, zuckte über die auch von Mannstädt zu dem Stück verfertigte Musik höhnisch die Achseln, und so war denn über das Stück von allen Seiten der Stab gebrochen, so daß

es meiner vollen Energie bedurfte, mich nicht über-
tönen zu lassen.

Herrgott! Was sollte da auf den Proben nicht
weggelassen, geändert und noch neues, als besseres,
hinzugefügt werden. — Aber ich bestand, wie Shylock,
auf meinem Schein, und es durfte nichts anderes
gesagt, gesungen und getanzt werden, als was ich
im Original mitgebracht hatte.

Das Personal des Theaters war theilweise noch
das alte, als ich zwei Jahre vorher Hamburg ver-
lassen hatte. Aber auch manches neue Gesicht erblickte
ich auf den Proben, und diese Leutchen waren, da uns
der kollegialische Neid nun doch einmal in die Wiege
gelegt ist, nicht recht erbaut, mich als Gast dort zu
sehen.

Das Komiker-Trifolium, welches sich in meine
Rollen, wie weiland die Schergen in Christi Rock,
getheilt hatte, waren die Herren Max, Rant und
Lube. Alle drei hatten nur Episoden in meiner
neuen Posse, — also schon Unzufriedene. Der
engagirten Soubrette war Betty Damhofer auch sehr
ungelegen, und so stand ein Quartett als Contremine
da. Was jeden andern genirt hätte, mir machte das
Spaß und Vergnügen, gegen Derartiges ankämpfen
zu dürfen. Und waren es auch keine leichten Siege,
die ich über solche Leute stets erfochten habe, so
waren es doch immer Siege.

Der Abend der ersten Aufführung von „So sind sie Alle“ — so hieß nämlich mein Stück — war gekommen. Es war Pfingstsonntag. Ein total ausverkauftes Haus harrete der neuen Gabe. Hinter sämtlichen Couliissen des Theaters war der Raum vollgepfropft vom Personal, welches den mit Bestimmtheit vorhergesehenen Durchfall mit ansehen wollte.

Aber — es kam ganz anders.

Schon mein Auftreten erregte großen Jubel. Nun aber erst die Scene im ersten Akt, in welchem Büpfe (so hieß der Mann für Alles, den ich in diesem Stück spielte) in der vollendetsten Schnellsprechweise von mir dargestellt wurde.

Ein mehrmaliger Hervorruf bei offener Scene brachte eine entgegengesetzte Meinung hinter den Couliissen hervor. Mit langen und verlegenen Gesichtern sah ich die Herren wie die Damen in ihre Garderoben schleichen, und als die Damhofer ihre Schnadahüpfel herausschmetterte und schließlich durch einen Tanzjodler mit mir das Publikum zu brausendem Beifallsturm, dem unzählige Hervorrufe folgten, hingerissen hatte, war für mich der Sieg entschieden.

Der Abend verlief unter dröhnenden Lachsalven, die bis zum letzten Fallen des Vorhangs anhielten.

Nach dem Schluß der Vorstellung wiederholte Maurice die von mir im Stück gebrauchte Redensart:

„Was Püfke in die Hand nimmt, gelingt alles“.

„So sind sie Alle“ beherrschte nun im Verlaufe des Gastspiels das Repertoire unter den denkbar günstigsten Einnahmen. Maurice hatte daraufhin in der Damhofer eine Soubrette für sich gewinnen wollen, indem er ihr einen Engagementsantrag machte. Diesen schlug sie aber aus, da sie einerseits durch Vertrag an mich gebunden war, andererseits sie ein gewisses dankbares Gefühl an mich fesselte, da sie in mir doch denjenigen sah, der ihr die Carrière eröffnet hatte, und so blieb sie meine Gastspielgefährtin.

Im März desselben Jahres war der Schriftsteller N. J. Anders bei mir erschienen und fragte bei mir an, ob ich unter seiner Direktion ein längeres Gastspiel annehmen würde. Ich war nicht wenig erstaunt, den kleinen Mann, der bei mir früher für 10 Thaler monatliches Gehalt als Couplettdichter angestellt war, sich jetzt als Direktor eines Berliner Theaters aufwerfen zu sehen.

„Wo sind Sie denn Direktor?“ fragte ich.

„Im Vorstädtischen Theater.“

Ich war wie vom Donner gerührt. — So weit war ich künstlerisch herabgedrückt, um endlich als Gast im Vorstädtischen Theater, dem Tummelplatz Mutter Gräbert'scher Stücke als Gast zu figuriren. Ich stand schon im Begriff, das Anerbieten abzulehnen;

der betreffende Anders mußte wohl auf meinem Gesicht das Unbehagen gelesen haben, welches ich während der Unterredung empfand, denn er fiel mir, ehe ich mich noch aussprechen konnte, mit den Bedingungen für ein dreißigmaliges Auftreten in die Rede.

„Lieber Direktor, ich biete Ihnen für 30 Abende 15 000 Mark, aber Sie müssen sich verpflichten, ein für Ihr Gastspiel geschriebenes Stück mitzubringen.“

15 000 Mark für mich allein für einen Monat, während ich 20- auch 25 000 Mark als Direktor aus meiner Tasche zu zahlen hatte.

Dies klang natürlich annehmbarer. Ich acceptirte den Antrag und engagirte auf das spätere Verlangen des pp. Anders Betty Damhofer, die inzwischen in Berlin erklärter Liebling geworden war, ebenfalls für das Gastspiel am Vorstädtischen Theater. Dieses schloß sich unmittelbar an das Hamburger an.

Am 1. Juni spielten wir „So sind sie Alle“ im Vorstädtischen Theater, und der immense Erfolg veranlaßte die Direktion, das Gastspiel zu verlängern. Leider scheiterte dies an früher abgeschlossenen Verträgen, und um den von uns basirten Erfolg auszunutzen, engagirte die Direktion eine Soubrette und einen Komiker, die unsere Rollen weiter spielten; es waren dies Herr Adolph Ernst und Fräulein Natalie Hahn.

Bei der Jubiläumsvorstellung der 300. Auf-

führung von „So sind sie Alle“ am Vorstädtischen Theater gedachte die Direktion unserer durch eine liebenswürdig gehaltene Depesche, die uns in Amsterdam auf einem Gastspiel im Van Nier-Theater traf, mit folgenden Worten:

„Den beiden Originalen, Herrn Direktor Emil Thomas und Fräulein Betty Damhofer, als Püpfle und Grethe, sendet heute bei der 300. Vorstellung von „So sind sie Alle“ die herzlichsten Glückwünsche und ein donnerndes Hoch die Direktion des Vorstädtischen Theaters in Berlin.“

Nach dem Berliner Gastspiel absolvirte ich im Verein mit der Damhofer Gastspiele in Kassel, welche uns beiden in dem nun von uns neu gegebenen Gastspielstück „So sind sie Alle“ außerordentliche Ehrungen und ergiebige Kassenerfolge brachten, dann im Bremer Sommertheater. — —

Mein alter Freund und Schulkollege August Wolf, der ebenfalls als Darsteller humoristischer Rollen in den fünfziger Jahren sich beim Theater herumgetummelt hatte, war mein Vorgänger bei Emil von der Osten gewesen; dann in Neu-Strelitz und darauf mehrere Jahre im Kroll'schen Theater engagirt. Schließlich hatte er dem Theater Valet gesagt und in der Belle-Alliancestraße eine Restauration, verbunden mit einem Tanzsalon, übernommen. Als umsichtiger und für dieses Unter-

nehmen talentvoller Geschäftsmann, prosperirte er aufs vortrefflichste. Aber einmal der Bühne zugehörig gewesen, ließ ihn der Gedanke nicht ruhen, wieder mit dieser in Verbindung zu treten. Deshalb errichtete er auf dem nun von ihm gekauften Grundstück im Garten ein kleines Sommertheater.

Doch das kleine Gartentheater genügte ihm nicht; er nahm in seinem Restaurant das den lustigen Tanzbeinschwingern bis jetzt gewährte Vergnügen und baute das Belle-Alliance-Theater. Das Repertoire dieses Theaters war ein wohlüberlegtes und mit sicherer Hand durchgeführtes.

Von den kleinsten Anfängen an hat es August Wolf durch seine gerade, biedere, reelle und umsichtige Geschäftsleitung nicht allein zu einem reichen Mann gebracht, sondern auch in litterarischer Beziehung vielen, vielen Autoren Thor und Thüre geöffnet.

„Die Danicheffs“, „Fromont jr. und Risler sr.“, „Die Amnestie“ von May, „In der Mark“ Schauspiel von Hans Hopfen. Alle diese Stücke wurden bei Wolf aus der Feuertaufe gehoben. Ein vortreffliches Volksstück „Am Rande des Abgrundes“ von K. Elcho erregte geradezu Aufsehen und wurde weit über 80 Mal gegeben. Das Personal des Theaters war, da sich Wolf das Ziel gesteckt hatte, eine Volksbühne in des Wortes bester Bedeutung für Berlin hinzustellen, in

diesem Sinne ein vortreffliches. Namen wie Klara Heller, Helzig, Becker, Amalie Strahl, Alma Seemann, Oskar Blencke, Georg Helzig, Robert Philipp, Oskar Seydel, Albert Wisocky und vor allem Julius Wisbeck bürgten dem Berliner Publikum für das Genre des Volksstücks als vortreffliche Interpreten.

Im September 1877 trat August Wolf an mich mit der Frage heran, ob ich im Verein mit der Damhofer auf seiner Bühne Gastspiele annehmen würde. Wir wurden Handels einig, und so erweckten wir am 16. September am Belle-Alliance-Theater die Posse „Luftschlösser“ zu neuem Leben. Betty Damhofer spielte die von der Gallmeyer bei mir im Woltersdorff-Theater creirte Rolle und hatte mit derselben einen nicht mindern Erfolg als ihre Vorgängerin. Mein „Pinneberg“ war für die Berliner der alte Bekannte geblieben, und so durften wir uns allabendlich vor total ausverkauftem Hause als lustige und stets bereite Sorgenscheucher auf der Bühne herumtummeln.

Mein Freund Wolf war nicht minder vergnügt wie wir, und da wir als Jugendfreunde nicht in dem strikten Verhältniß wie Gast zu Direktor und umgekehrt standen, sondern die frohen Jugenderinnerungen nach der Vorstellung am gemüthlichen Tische vorüberrauschen ließen, so wurde dies Gastspiel ein für beide Theile äußerst ersprießliches.

Auch hier erging es uns wie schon am Vorstädtischen Theater, daß uns früher eingegangene Verpflichtungen ans Residenz-Theater in Dresden riefen, wo Dr. Hugo Müller, ebenfalls ein lieber alter Freund, das Direktionscepter schwang. Alle nur erdenklichen Vorstellungen bei Müller meinerseits, wie die des Direktors Wolf, uns noch längere Zeit dem Belle-Alliance-Theater zu erhalten, waren vergeblich. So mußten wir denn unser Gastspiel, welches noch lange für alle Betheiligten ein ergiebiges gewesen wäre, abbrechen.

In Dresden, wo ich im Hôtel de Saxe Wohnung genommen hatte und dort sehr liebe Bekannte antraf, wurde mir eine leider nicht sehr günstige Nachricht über die Verhältnisse des Residenz-Theaters zu Theil. Hugo Müller, der ausgezeichnete Schauspieler und Verfasser so vieler vortrefflicher Volksstücke: „Von Stufe zu Stufe“, „Gewonnene Herzen“, „Hendemann und Sohn“, hatte im ersten Jahr seiner Direktionsthätigkeit außerordentlich reussirt. Im zweiten (diesem) Jahre, wo ich mein Gastspiel beginnen sollte, hatte sich eine ziemliche Abnahme der Betheiligung des Publikums für sein Unternehmen bemerkbar gemacht, und so kam es denn auch, daß ich bei der ersten Gastspielvorstellung — ich fing mit der Damhofer in „So sind sie Alle“ an — ein absolut leeres Haus vorfand. Unser Antheil war

nach Abzug von 300 Mk. Kosten für mich 28 Mk. Welche Enttäuschung! In Berlin ausverkaufte Häuser und in Dresden — Abfall!

Ich war außer mir und drückte Hugo Müller mein äußerstes Mißfallen aus, daß er uns nicht gestattet habe, länger in Berlin zu bleiben und so fest darauf gedrungen, zu ihm zu kommen.

„Beruhige Dich, mein lieber Emil,“ sagte er, sein Lorgnon ins Auge klemmend und den wohlgepflegten Schnurrbart drehend, „Du wirst noch sehr zufrieden sein! Du sowohl, wie die Damhofer, Ihr habt enorm eingeschlagen und das Geschäft ist so gut wie aufgelöst.“

Der zweite Abend brachte uns auf unsern Antheil schon 149 Mk., also eine enorme Steigerung gegen den ersten Abend. Der sehr rigorose Dr. Otto Bank war im „Dresdener Journal“ des Lobes voll über unsere Leistungen und ebenso Hartmann in den „Dresdener Nachrichten“. Beim Publikum hatten wir auch außerordentlichen Beifall und so brachte der dritte Abend schon ein volles Haus. Bis zur 18. Vorstellung, dem Ende unseres Engagements, konnten wir dann vor total ausverkauften Häusern spielen. — Unser Antheil in Dresden allein belief sich auf 12 500 Mark.

Indessen war ich des Gastirens müde. Mein Temperament und meine Ideale, die ich mir für

meinen Beruf treu bewahrt habe, zielten wieder auf ein geregeltes Engagement. Eingedenk der Worte meines Freundes Chéri Maurice schrieb ich ihm:

„Lieber Freund und Direktor! Ich verdiene zwar sehr viel Geld, aber ich sehne mich nach den künstlerischen für mich Befriedigung erweckenden Zeiten des Thalia-Theaters zurück. Wie steht's? Wenn Sie noch Lust haben, bin ich der Ihre!“
Umgehend erhielt ich folgendes Schreiben:

„Lieber Thomas! Sie haben mir durch Ihre Mittheilung, sich wieder zu meinen Fahnen zu stellen, große Freude bereitet; da Sie mir aber auch gleichzeitig eröffnet haben, daß Sie so viel Geld verdienen, weiß ich nicht, ob Sie mein Gebot annehmen. Was fordern Sie? Nicht zu viel! Was ich thun kann, wissen Sie, thue ich!

Wie steht's mit Fräulein Damhofer? Ist dieselbe noch bei Ihnen engagirt? Wenn ja, wäre es mir sehr recht, diese hochgeschätzte Kraft für mein Institut zu gewinnen. Bitte, antworten Sie gleich! Herzlich grüßt Sie Ihr stets treu ergebener Chéri Maurice.“

Ich stellte der Damhofer diese Angelegenheit vor, und nach kurzem Ueberlegen überließ sie es mir, diese Affaire zu ordnen. Nachdem ich Maurice unsere Forderungen, daß wir uns nur auf 3 Jahre und dann auch nur als Gäste engagiren lassen

würden, mitgetheilt und er sie angenommen hatte, traten wir am 15. Oktober am Thalia-Theater in Hamburg unser Engagement an.

Unser gemeinsames erstes Auftreten war in L'Arronge's „Mein Leopold“, und Hamburg nahm uns mit derselben Wärme, mit der es uns entlassen, wieder auf. Im November konnte ich eine meiner Lieblingsrollen schaffen, die mir Geld und Lorbeeren bis heutigen Tages eingebracht hat. Es war dies der Hasemann in „Hasemann's Töchter“, ebenfalls von Adolphe L'Arronge. Dies vortreffliche Volksstück hatte bei seinem Erscheinen in Hamburg mit mir als Hasemann einen epochemachenden Erfolg. Und die sonst nicht am Thalia-Theater übliche Art und Weise, selbst beliebte Stücke abzupeitschen, hier wurde, weil das Publikum absolut danach verlangte, eine Ausnahme gemacht, so daß „Hasemann's Töchter“ viermal wöchentlich auf dem Repertoire standen.

„Inspektor Bräsig“, „Auf eigenen Füßen“, Posse von Wilken, „Ehrliche Arbeit“, von demselben Verfasser, „Rosenmüller und Fink“, „Gebrüder Bock“, Volksstück von L'Arronge, waren die Hauptmagnete neben „Hasemann's Töchter“. Die Damhofer sowohl wie ich, getragen von der Gunst des Publikums und der Presse, fanden in Hamburg unsere Wünsche voll und ganz erfüllt.

Leider traf mich in diesem Jahre am 6. November ein sehr harter Schlag. Meine gute Mutter, deren Abgott und einziger Sohn ich war, die in mir ihr ganzes Glück und die Berechtigung zum Leben fand, sollte von dieser Erde genommen werden. Aber wie der Schauspieler nicht nur ein zweites Gesicht, sondern auch durch seinen Beruf Fesseln aller inneren Gefühle in sich tragen muß, so auch bei mir. Um 7 Uhr Abends drückte ich meiner guten Mutter die Augen für immer zu und um $1\frac{1}{2}$ 8 Uhr rief mich meine Pflicht aufs Theater, um vor einem Publikum, das seinen immer lustigen Thomas zu sehen verlangte, in Sardou's „Kleinstädter“ den Präsekt zu spielen.

Ich schritt auf die Bühne, und mechanisch das auswendig Gelernte herunterstammelnd, bin ich heute noch ungewiß und ohne Rechenschaft, was an diesem Theaterabend geschehen ist. Aber ich that Maurice, der bei einem ausverkauften Haus ohne Ersatz war, gegenüber meine Pflicht. Weiter nichts!

Meinen Trost in diesen kummervollen Stunden fand ich in einer Seele, die von meiner verstorbenen Mutter wie ein Kleinod behandelt und mir als Vermächtniß aufgegeben war. Es war Betty Damhofer. Sie hatte in den trüben und allertrübsten Stunden nicht nur mich, sondern auch die gute Alte zu trösten und zu pflegen gewußt, und deren

Wunsch war, Betty Damhofer und mich vereint zu sehen.

Ein recht rauher, kalter Novembertag führte uns auf den Ottensener Kirchhof. Wir senkten hier die gute Alte in die kühle Erde, und auf der Heimfahrt drückte mir meine Frau, denn das sollte sie werden, schweigend die Hand. Wir blickten uns in die Augen und unsere Blicke sagten uns: „Wir sind einig“.

Am 12. December war unsere Hochzeit. Ich darf behaupten, daß selten ein junges Ehepaar mit solcher Herzlichkeit, Wärme und Zuneigung an seinem Hochzeitstage von der Hamburger Bevölkerung beglückwünscht wurde, wie wir beide. Hunderte und Hunderte von Gratulanten kamen, sei's mit Geschenken, Aufmerksamkeiten oder auch nur, um uns die Hand drücken zu wollen mit den besten Wünschen für unsere Zukunft. Es ist dies ein Zug der familiären Anhänglichkeit Hamburgs, der wohl kaum anderswo seinesgleichen findet.

So war ich denn glücklicher Ehemann.

Bei unserem ersten Auftreten auf der Bühne wurden wir — Maurice hatte es sehr sinnig und liebenswürdig im Repertoire festgesetzt — in der Posse „Auf eigenen Füßen“ von Wilken stürmisch begrüßt.

Der Titel dieses Stückes erinnerte an unsere nun-

mehrige selbstständige Häuslichkeit. Im Verlaufe des Abends, wo sich in diesem Stück die Situation so zuspitzt, (ich freie in der Person des Matsch um das Lieschen und heirathe sie schließlich), daß sich viele Anspielungen auf unsere Heirath abspielten, wurden wir bis zum Schluß des Stückes durch reichen Beifall ausgezeichnet.

Unsere Erfolge, die dem Thalia-Theater zu Gute kamen, veranlaßten Direktor Pollini (Stadt-Theater), mich eines Tages zu sich zu bitten. Er eröffnete mir, daß es meiner Frau doch wünschenswerth erscheinen müsse, da sie eine vortreffliche Sängerin, von der Natur verschwenderisch ausgestattet, ihren Wirkungskreis in dem Genre zu finden, der ihrem Talente würdiger sei. Und da das Repertoire des Thalia-Theaters nicht gehörigen Spielraum böte, schlug er mir vor, mit meiner Frau ein gemeinsames Engagement bei ihm anzunehmen. Lange hielt ich mit meiner Frau darüber Rath, endlich gab ich den Versprechungen und den Ausichten auf eine beiderseitig ausgedehnte Stellung und obendrein eines großen Geldgewinns, der mir seitens Pollini garantirt wurde, nach. Ich schloß mit Direktor Pollini einen Vertrag, der uns beiden eine Summe von 45 000 Mark für 10 Monate zusagte. Ich als Regisseur und erster Komiker, meine Frau als erste Operettensängerin. Da meine Frau

zu letzterem Genre prädestinirt war, so war dies eben der Lockvogel, mit dem uns Pollini dem Thalia-Theater entziehen wollte.

Als Maurice vom Kontrakt hörte, war er außer sich. Er ließ mich kommen, und in ruhiger, klarer Darlegung der Thatsachen sah er ein, daß er dem großen Talente meiner Frau nicht den nöthigen Wirkungskreis geben könne und willigte, wenn auch ungern, in unsere Trennung.

Wochen und Wochen lang wurden alle Repertoireverhältnisse zwischen mir und Direktor Pollini besprochen. Es wurde die Operette „Boccaccio“ von Suppé angekauft, in der die Titelrolle zu creiren meiner Frau kontraktlich zugesichert war. Mit Lustspielen, in denen ich im Stadt-Theater in Hamburg und Altona meine Thätigkeit darlegen sollte, waren wir ebenfalls versehen, und so hing der Himmel voller Geigen.

Meine freundschaftlichen Beziehungen zu Maurice waren unvermindert. Er konnte es nicht glauben, nicht denken, daß Thomas aus der Heimstätte seines Triumphes ins Stadt-Theater übersiedeln konnte. Am 5. Januar 1880 bereitete mir denn auch das Thalia-Theater zu meinem 25 jährigen Schauspieler-Jubiläum einen Festtag, an dem sich mit begeisterter Betheiligung sämtliche Hamburger Theater sowie das Publikum anschlossen.

Und wer war der Erste, der am 5. Januar, morgens früh 8 Uhr zu mir ins Zimmer trat, um den Vorrang aller Gratulanten einzunehmen? Herr Direktor Pollini! Er hatte es sich nicht nehmen lassen, obwohl er wußte, daß der Chef des Thalia-Theaters und sein Personal große Vorbereitungen getroffen hatten, mir doch als Erster seine Glückwünsche darzubringen. Selbstredend war ich sehr erfreut darüber, hatte aber keine Ahnung, daß der Wolf im Schafspelz bei mir gewesen war.

Gegen 10 Uhr erschien Chéri Maurice, begleitet von Görner und Hungar, meinen ältesten Collegen und überreichten mir eine prachtvolle Adresse der Mitglieder des Thalia-Theaters und einen schweren silbernen Lorbeerkranz. Auf 25 Blättern desselben waren diejenigen Rollen verzeichnet, die ich auf dem Thalia-Theater mit Glück dargestellt hatte. Meine Frau hatte unser reizendes Heim am Rathshausmarkt in einen Blumenhain verwandelt und Gratulanten auf Gratulanten, zu Hunderten Geschenke kostbarster Art dokumentirten die Beliebtheit, deren ich mich zu erfreuen hatte.

Der Abend brachte im Theater eine Festvorstellung, die ihresgleichen sucht. Es waren dieselben Stücke, in denen ich zum ersten Mal im Jahre 1866 die Bühne des Thalia-Theaters betreten, und Jubel über Jubel, Applaus über Applaus durchhallte bis zum Schluß

das Haus. Nachdem die mir gewidmeten kostbaren
Blumenspenden überreicht waren, fand ich mich
dankebarlichst mit einer launigen Ansprache an das
Publikum ab, und eine Ueberraschung seltenster Art
wurde mir beim Betreten des Pforte'schen Lokals
noch dadurch zu Theil, daß die Kapelle des 76. Re-
giments auf dem Rathshausmarkt konzertirte. Souper
und Ball bis zum frühen Morgen schlossen diesen
für mich denkwürdigen Tag. Wahrlich, eine Aus-
zeichnung, werth, stets in dankbarster Erinnerung zu
bleiben.

Einen ehrenvollen Antrag, der mir von Seiten
des Kammerrathes Ginderup aus Kopenhagen im
Jahre 1879 gemacht wurde, muß ich noch erwähnen.
Derselbe kam nach Hamburg und machte mir den
Vorschlag, mit einem Ensemble, ausschließlich des
Thalia-Theaters, in Klampenborg bei Kopenhagen
einen Gastspielcyclus von 20 Vorstellungen zu geben.

Der König von Dänemark, wie er mir mit-
theilte, als Deutscher von Geblüt, habe ihm gegen-
über den Wunsch ausgesprochen, deutsche Komödie
in der Nähe Kopenhagens zu sehen. Ein Gastspiel
deutscher Schauspieler im Hoftheater würde, politi-
schen Verhältnissen Rechnung tragend, nicht thunlich
sein. Daher wünsche er, daß das Arrangement auf
besagte Art zu Stande käme.

Mir wurde die vollständige Direktive übertragen,

und nachdem alle Abmachungen geordnet, ich das betreffende Personal engagirt hatte, fuhren wir im Juni 1879 über Kiel, Korsör nach Kopenhagen. Die Gesellschaft bestand aus den Damen: Betty Damhofer, Susanne Goethe (starb in Hamburg), Hedwig Meyer (verheirathet in Berlin), Jda Weckes (verheirathet in St. Louis in Amerika); den Herren: Ottbert (lebt in Darmstadt), Max, Bollmann (lebt in Hannover) und mir. Das Repertoire sollte nur einaktige Stücke umfassen.

In Kopenhagen wurden wir nun auf das liebenswürdigste vom Kammerrath Ginderup empfangen und hinein in die Gefilde Klampenborgs geführt. Dies reizende, entzückend gelegene Seebad wurde uns allen zum Eldorado. Wir wurden auf Staatsunkosten in den verschiedenen Jagdschlössern des Königs einlogirt, und die Verpflegung war eine äußerst splendide. Ein reizendes Theaterchen war eigens für diesen Zweck gebaut.

Das Gastspiel eröffnete ich mit „Der Präsident“, „Hohe Gäste“, „1733 Thaler 22 $\frac{1}{2}$ Silbergroschen“. Ein überaus volles Haus harrte erwartungsvoll, was die deutsche Muse bringen würde. Aber trotz unseres wirklich flotten Zusammenspiels, es wollte nicht recht fangen. Ich war darüber sehr besorgt, wurde aber durch den vortrefflichen dänischen Hofschauspieler und Darsteller humoristischer Charaktere, Paulsen, der im

Theater anwesend war und sich mir vorstellen ließ, eines besseren belehrt. Er sprach ziemlich deutsch und erklärte mir, daß diese Stücke, da sie aus dem Französischen seien, ins Dänische übersezt, also dem Publikum längst bekannt seien. Die Vorstellung habe im Dänischen auch sehr gefallen, und damit hätten wir eigentlich nichts Neues oder gar Hervorragendes gebracht.

Sämmtliche dänischen Zeitungen waren denn auch, wenn auch nicht gerade abfällig, so doch kühl gestimmt.

Als Nothbehelf hatte ich, falls uns irgend etwas im Repertoire passiren sollte, das einaktige Genrebild „Das Versprechen hinter'm Herd“ mitgenommen. Sofort studirte ich dies Stückchen ein, und siehe da, diese Piece war neu.

Das österreichische Idiom mit seinen Tödlern war eben den Dänen fremd geblieben, und somit brachten wir, da das Mand'l mit ihrem Loisl und der alte Quantner für den Nordländer so recht anheimelnd gemacht sind, und der den Dänen verhaßte Berliner, in der Figur des Freiherrn von Strizow, der Genarrte und übers Ohr gehauene ist, die sympathischste Wirkung hervor. Die Besetzung dieses Stückchens: Mand'l — Betty Damhofer, Quantner — Louis Max, Loisl — Siegmund Bollmann, Strizow

— Emil Thomas, war in der That eine höchst gelungenene! —

Sa, es passirte mir, als ich eines Tages mit meinem ganzen Personal das Thorwaldsen-Museum besuchte, daß plötzlich ein Abgesandter des Kammer-raths Ginderup athemlos mir die Meldung brachte, die Vorstellung müsse, da ich ein anderes Stück angefekt hatte, abgeändert werden. Se. Majestät der König wolle, da hohe Gäste anwesend seien, „Das Versprechen hinter'm Herd“ sehen.

Ich bin fest überzeugt, so reizend und niedlich das Genrebild ist, solch hohe Ehren hat dasselbe seit seinem ersten Erscheinen wohl nie genossen.

Der Aufenthalt in Dänemark wurde uns außerordentlich lieb und werth gemacht, und die im Anfang sich etwas reservirt gehaltene Presse gab uns allen beim Abschied nach der letzten Vorstellung ein Souper, woran sich unter vielen Notabilitäten über 100 Personen betheiligten. Dasselbe fand im Freien in der Nähe des Ostseestrandes statt, und mit begeisterten Reden auf die deutsche Kunst und deren Jünger, den Wünschen auf eine baldige Wiederkehr wurde die Nacht bis zum frühen Morgen verbracht.

Wie das Hofburg-Theater in Wien, so hatte auch das Königliche Hoftheater in Berlin seit dem Jahre 1872 mich ins Auge gefaßt. Excellenz von Hülsen, der zu wiederholten Malen nach Hamburg

gekommen war, um dort mit prüfendem Auge mancher Premiere des Thalia-Theaters beizuwohnen, hatte mich für diese Zeit seines Aufenthalts als Cicerone ausersuchen. Er mochte mich sehr gern. In Streit's Hôtel, wo er logirte, war ich sein steter Gast, und seine offene, liebenswürdige Art, mit Schauspielern zu verkehren, hatte mich ihn, gegenüber den Theater-Intendanten, die ich im Laufe der Jahre kennen zu lernen Gelegenheit hatte, hochachten — schätzen und verehren gelehrt.

Er hatte die Absicht — und das sprach er stets unverhohlen aus, falls ich, wie er sich scherzend ausdrückte, „müde“ werden sollte, mich für das Königliche Schauspielhaus zu engagiren. Mit dem „müde“ meinte er, daß ich von dem so unruhigen und rastlosen Arbeiten nach zehnmonatlichem starkem Abspielen des umfangreichen Repertoires im Sommer noch von so anstrengenden Gastspielen absehen sollte. Nachdem ich häufig in meiner Gegeurede meine ungebundene, einzig dastehende Situation im Thalia-Theater klargelegt, daß ich nämlich, falls das Repertoire es mir gestatte, auch anderweitig gastiren zu dürfen, pekuniär sehr hoch gestellt sei, erwiderte er mir, daß er, um mich dem Hoftheater einverleiben zu können, Alles thun werde, um meinen Wünschen zu genügen.

Ich traute dem Getriebe im Hoftheater nicht und nur die mir gegebene Versicherung Hülsen's, daß er

mit mir das Repertoire eines Raupach, „Schleichhändler“, „Zeitgeist“, wieder auferstehen lassen wolle, gab mir einige Gewähr, eine günstige Position zu erringen. Aber selbst die kontraktliche Abmachung, daß mir bei einem zehnjährigen festen Kontrakt eine Jahresgage von 15 000 Mark bewilligt würde, daß ferner ausnahmsweise zum ersten Mal von Seiten der Intendanz gestattet würde, meine freien Tage, soweit es das Repertoire gestatte, anderweitig zu verwerthen, konnte mich immer noch nicht schlüssig machen.

Da ereignete es sich, daß dem Unterstützungsverein „Berliner Presse“ zum ersten Mal das Hoftheater seine Pforten für ein Benefiz öffnete. Dr. Paul Lindau, als Präsident des Vereins, kam auf die Idee, da die Jahreszeit schon vorgerückt war — die Vorstellung war am 22. Mai 1879 angesetzt —, mich als Magnet für diese Vorstellung dem Intendanten vorzuschlagen. Derselbe ergriff mit Freudigkeit diesen Moment und schrieb mir u. A.:

„Gehrter Herr Thomas! Wenn Sie in dieser Vorstellung spielen und gefallen, so ist besagter Kontrakt perfekt. Alle übrigen Probegastspiele fallen aus!“ u. s. w.

Auf drängendes Zureden meiner Frau nahm ich diesen Antrag an. Maurice bewilligte mir freundschaftlichst den Urlaub und ich ging nach Berlin. Endlich durfte ich die geweihte Stätte des kleinen

Hauses auf dem Gensdarmenmarkt betreten. Scheu sah ich mich um, als ob die Manen Kott's, Devrient's, Lemm's, Döring's, Dessoir's aus den finstern Nischen der Bühne herabsahen, und mit einer heiligen Ehrfurcht war ich in dies Haus getreten. Welche Enttäuschung! Meine Freundin Frieb-Blumauer (gestorben in Berlin), mit der ich so häufig während ihrer Gastspiele in Hamburg zu wirken Gelegenheit hatte, kam mir sehr seriöse und kühl entgegen. Ich war höchst verdukt. Denn während ihrer Gastspiele in Hamburg war sie stets die liebenswürdige, zuvorkommende gastirende Künstlerin, aber in ihrem Heim mußte ich erfahren, daß sie keineswegs dieselbe war. Eine so vortreffliche, hinreißende Schauspielerin sie war, so konnte sie auch eine höchst unangenehme Kollegin sein.

Ich spielte, wie nachfolgender Zettel besagt, in „Rosenmüller und Finte“ den Bloom. Jahre lang hatte sie mit Döring die „Beatrix“ gespielt, und da der alte Herr, der in seinen letzten Jahren wahrscheinlich zufrieden war, wenn nur am Abend alles so ging und kam, damit der Vorhang zur rechten Zeit fiel, so war sie die Beherrscherin des Humors auf der Bühne. Es erschien in Folge dessen sonderbar, daß ich, der frische, fröhliche Darsteller mir nun nicht gefallen ließ, was sie Jahre lang angeordnet hatte.

Herr Hoftheater-Direktor Deetz (lebt in Berlin),



Königliche

Schauspiele.

Anfang
7.

Schauspielhaus.

Anfang
7.

Donnerstag, den 22. Mai 1879.

Zum Besten der Unterstützungskasse des Vereins
„Berliner Presse.“

Kassenmüller und Sinte.

Original = Lustspiel in 5 Aufzügen von Dr. Carl Töpfer.

Christian Thimotheus Bloom, Groß-

Kaufmann	.....	.....	.....
Gustav Theodor, sein Sohn	.....	.....	.....
Rosalinde von Kronau, seine Mündel	.....	.....	.....
Anselm Bloom, pensionirter Hauptmann, des Kaufmanns Bruder	.....	.....	.....
Ernestine, seine Tochter	.....	.....	.....
Carl Theodor, sein Sohn	.....	.....	.....
Friedenberg, Kaufmann aus der Residenz	.....	.....	.....
Ulrike, seine Tochter	.....	.....	.....
Mählich, Zunftmeister,	.....	.....	.....
Major	.....	.....	.....
Sicht, Apotheker, Haupt-	.....	.....	.....
mann	.....	.....	.....
Hilfermann, Comptoiristen in Blooms	.....	.....	.....
Behrend, Geschäft	.....	.....	.....

Beatrice, Wirthschafterin in Blooms

Hause	.....	.....	.....
Sturr, ein alter invalider Grenadier im Hause des Hauptmanns	.....	.....	.....
Raffel,	.....	.....	.....
Aron,	.....	.....	.....
Brähm,	.....	.....	.....
Kralle, Gerichtsdienner und Executor	.....	.....	.....
Sack, Jockey	.....	.....	.....
Ein Kellner	.....	.....	.....
Ein Hausknecht	.....	.....	.....
Ein Arbeiter	.....	.....	.....
Ein Briefträger	.....	.....	.....
Männer. Weiber. Kinder. Comptoiristen.	.....	.....	.....

Fr. Frieb-Blumauer.
Fr. Siegrist.
Fr. Sint.
Fr. Abmeyer.
Fr. Basse.
Fr. Berthold.
Fr. Beringer.
Fr. Kühlmorgen.
Fr. Thülede.
Fr. Schulz.
Fr. E. Schmidt.

Ort der Handlung: Eine Provinzialstadt.

Die Rolle des „Thimotheus Bloom“ hat Hr. Thomas, vom Thalia-Theater in Hamburg übernommen.

Zum Schluß:

Die Zauberweige.

Dargestellt von Mitgliedern des Friedrich-Silbermädtyischen Theaters.
 Operette in 1 Akt. Musik von S. Offenbach.

Vater Mathieu, ein alter Dorfer	Dr. Swoboda.	Georgette, seine Mündel.	Frl. Stibel.
		Antoine, ein Gärtnerburche	Frl. v. Mersberg.

Die größere Pause nach dem dritten Akt des ersten Stückes.

Preise der Plätze:		Wochentage.	
Fremden-Loge	7 Mark	Zweiter Rang Balkon	3 Mark
Erster Rang Loge	5 "	Zweiter Rang Logen	3 "
Erster Rang Balkon	5 "	Barriere	1 "
Parquet	4 "	Barriere Sitzplatz	2 "
Parquet-Loge	4 "	Dritter Rang Sperrsih	1 "
Tribüne	4 "	Dritter Rang Prosceumms-Logen	1 "
Barriere-Logen	3 "	Amphitheater	1 "

Der Billet-Verkauf findet statt:

Auf Meldungen reservirte Billets mit 50 Pf. Bestellgeld 8 - 9 Uhr.
 Nicht reservirte Billets 11 - 1 1/2 = 10 1/2 - 1 =

Bei Rückgabe der Billets in Folge Wegfall oder Abänderung der Vorstellung wird auch das Restgeld zurückgezahlt.
 Sämmtliche Dienst-, Abonnements- und Frei-Plätze haben keine Gültigkeit, jedoch werden dieselben den Betreffenden bis 12 Uhr reservirt. Die Abonnenten haben ihre Abonnements-Quittung vorzuzeigen.

Opernhaus.

128ste Vorstellung. Antigone. Tragödie von Sophokles. Uebersetzung von Donner. Musik von R. Mendelssohn-Bartholdy. (Antigone: Frl. Clara Ziegler vom königl. Hoftheater in München, als Gast.) Anfang 7 Uhr.

Sonabend, den 24. Mai.
 129ste Vorstellung. Morgano. Phantastisches Ballet in 3 Akten und einem Prolog von Paul Taglioni. Musik von F. Periel. (Clea: Frl. DeH' Era, vom Victor Emanuel-Theater zu Messina, als Gast.) Anfang 7 Uhr.

Freitag, den 23. Mai.

Keine Vorstellung.

Schauspielhaus.

Sonabend, den 24. Mai.
 130ste Vorstellung. Die Frau ohne Geist. Lustspiel in 4 Aufzügen von Hugo Bürger. Anfang 7 Uhr.

Kranf: Dr. Post. Contractlich beurlaubt: Dr. Hellmuth Bräm.

Anfang 7 Uhr. Ende nach 10 Uhr.

Druck von Ernst Wittich Erben, Königl. Hofbuchdrucker, Adlerstr. 6.

stellte mir nicht eine Deforation auf der Probe, und wenn ich danach fragte, so wurde mir geantwortet:

„Aber lieber Herr, Sie kennen ja das Stück so genau, wozu brauchen Sie noch Deforationen?!“

Anfangs ließ ich mir das gefallen, aber endlich riß mir die Geduld. Ich sagte mir: Du trägst doch heute Abend deine Haut zu Markte, warum soll ich mir so etwas gefallen lassen.

Bei einem nicht zarten Wortwechsel, der sich wegen einiger Striche im Text zwischen der Blumauer und mir entspann, warf sie mir mit erhobenem Haupt die Worte entgegen:

„Aber, lieber Herr, die Einrichtung des Stückes ist von Staminskij, und den werden Sie doch hoffentlich respektiren!?“

„Entschuldigen Sie, meine gnädige Frau,“ erwiderte ich, „meine Einrichtung des Stückes, die ich mitgebracht habe, ist von Heinrich Marr, und in diesem Sinne sind wir beide quitt!“

Bleich vor Wuth und Entrüstung stand die Frieß vor mir, — ich wußte, daß ich mir eine unversöhnliche, gefährliche Feindin geschaffen hatte.

Nicht sehr begeistert verließ ich die Probe. Meiner Frau sagte ich von all dem Vorgefallenen nichts, um sie nicht zu ängstigen. — Ein solennes Diner, das mich über die Unannehmlichkeiten des Morgens hinwegtäuschte, folgte darauf, und Gustav von Moser, Paul

Vindau, Direktor Lebrun freuten sich auf den Abend, der ihnen mit mir den Bloom präsentiren sollte.

Die Unterstützungskasse des Vereins Berliner Presse hatte sich nicht getäuscht. Das Königliche Schauspielhaus war total ausverkauft. Bei meinem Auftritt freundlich empfangen, steigerte sich mein Erfolg zu einem großen Siege. Nach dem dritten Akt erschien Graf Redern bei mir auf der Bühne und redete mich an:

„Na, Sie bleiben doch bei uns? Das ist ja sehr schön, da werden wir sehr vergnügte Tage haben.“

Und der in der Nähe stehende Schauspieler Krause (gestorben in Berlin), der den Hillermann spielte, sagte:

„Nicht wahr, Herr Graf, nun haben wir endlich mal einen, der's versteht?“

Bald darauf erschien Hülßen und ersuchte mich, am andern Morgen um 12 Uhr im Bureau der Intendanz vorzusprechen.

In diesem Augenblick stand bei mir fest, daß ich mich nicht ans Hoftheater engagiren lassen würde. Ich hatte auf der einen Probe, die ich mitzumachen Gelegenheit hatte, erkannt, daß auf die Dauer meine Wirksamkeit an dieser Stätte unmöglich sei.

Der Abend war für mich siegreich zu Ende gegangen, und ohne dem mir freundlichst vom Verein der Presse angetragenen Souper beizuwohnen, reiste ich noch an demselben Abend nach Hamburg zurück.

Am andern Morgen um 9 Uhr war ich im Bureau des Thalia-Theaters.

„Nun? Wie war's“ fragte Maurice.

„Ausgezeichnet!“ antwortete ich, „Sie werden's gleich lesen!“

„Haben Sie abgeschlossen?“

„Nein!“

„Also, Sie bleiben bei mir?“

„Ja, wenn . . .“

„Wir werden uns schon einigen!“ fiel er mir ins Wort. Und — wir haben uns geeinigt.

Daß Hülsen über meine plötzliche Abreise nicht sehr erbaut war, ist sehr begreiflich, und eine Aussprache zwischen uns hat sich erst bei dem 50jährigen Direktor-Jubiläum, das Maurice im Jahre 1883 feierte, bewerkstelligen lassen.

Mitten in diesem Taumel jedweder Auszeichnungen traf mich das immer mehr heranrückende Engagement, Bollini betreffend, wie ein Blitz aus heiterm Himmel. Bollini eröffnete mir eines Tages unter allerlei Ausflüchten, daß es ihm unangenehm sei, mir mittheilen zu müssen, daß sein Repertoire, das sich im Laufe der Zeit geändert habe, für mich und meine Frau wohl nicht das richtige sei. Er rückte aber auch nicht mit der Sprache heraus, sondern es war nur ein stetes diplomatisches Geplänkel. Sobald ich ihm nun ernsthaft vorschlug,

die Sache gänzlich aufzugeben, verblieb er stets dabei, er freue sich auf unseren Eintritt in sein Unternehmen.

Es war ein offenbarer Zufall, als ich eines Mittags in das Bureau des Stadt-Theaters trat, um Pollini konventionell zu begrüßen.

„Es ist ausgezeichnet, daß Sie gerade kommen!“ rief er mir entgegen. „Heute Mittag kommt Zauner!“

„Schön!“ sage ich ohne Beigeschmack der Freude oder des Bedauerns.

„Sind Sie mit Zauner nicht gut?“ fragte er weiter.

„Doooh!“ sagte ich gedehnt. „Wir kennen uns beide sehr gut.“

„Aber Zauner hat Sie sehr gern!“ fuhr Pollini fort.

„Das glaube ich wohl,“ erwiderte ich, „aber was drängen Sie mir so den Zauner auf? Da steckt doch was dahinter.“

Berschmißt lachend lud er mich zum Diner ein. In demselben Augenblick klopft's.

Wer tritt herein?

Zauner!!!

„Grüß Sie Gott, lieber Thomas!“ rief er aus, „das ist ja ausgezeichnet, daß ich Sie gerade treffe. Sie haben doch gehört, daß ich in Wien die komische Oper übernehme? Sie muß ich haben! Ich engagire

Sie vom Fleck weg und vor allen Dingen Ihre Frau!"

„Thut mir leid,“ entgegnete ich, „ich bin aber hier bei Direktor Pollini engagirt!“

„Ach, lieber Thomas,“ ruft Sauner, „mit dem werden wir schon einig!“

Die Zeit zum Diner war gekommen, und wir drei begaben uns in Pollini's Wohnung. Wir setzten uns — ich kannte diese opulenten Diners — an den gedeckten Tisch, und nach der Suppe fing Pollini an:

„Na also, wie ist's? Wollen Sie zu Sauner?“

Ich replizirte nochmals:

„Ja wie denken Sie sich denn unseren Kontrakt?“

„Na, ich mache Ihnen also folgenden Vorschlag: Sie gehen mit Ihrer Frau auf acht Monate zu Sauner, ich bedinge mir aber aus, daß Sie im nächsten Jahre vier Wochen bei mir im Stadt-Theater zusammen gastiren.“

Sauner, dem nur darum zu thun war, mich und meine Frau für sein Theater zu acquiriren, warf sofort darauf ein:

„Ich gebe Ihnen Beiden für acht Monate 16 000 Gulden, eine Gage, die in Berlin noch nicht gezahlt ist! Sie haben Ihre erste Stellung, eröffnen mit mir ein neues Unternehmen, und ganz Oesterreich und Deutschland beneidet mich um solch ein Künstlerpaar.“

Es war mir nun klar, der Plan Pollini's war gelungen. Daß ich zu Maurice zurückgehen würde, wenn er mich aus dem Vertrage ließe, wußte er, also bestand er auf den Wiener Kontrakt. Sein Ziel war, mich dem Thalia-Theater entzogen zu wissen und drängte mich auf diese Weise in das Jauner'sche Unternehmen. Daß mir und meiner Frau Mißhelligkeiten aller Art entstehen würden, falls ich auf meinen Vertrag bei Pollini bestände, sah ich ein. Dem Allen zu entgehen, und da meine Frau, eine Wienerin, also gern in ihre Heimath zurückkehren wollte, schloß ich mit Jauner diesen gebotenen Vertrag.

Am selben Abend — ich spielte den Weigelt in „Mein Leopold“ — war es Zufall oder war Maurice von dem am Mittag Vorgefallenen schon unterrichtet, kurz, er saß in seiner kleinen Theaterloge und verfolgte wie noch nie die so oft von mir gegebene Rolle. Im dritten Akt rief er meine Frau nach dem von ihr stimmungsvoll vorgetragenen „Lied der Thräne“ in seine Loge und hatte mit ihr folgende Unterredung:

„Sage mir, meine liebe Tochter, was will Dein Mann? Warum will er von mir fort? Will er mehr Sage? Ich gebe Alles, nur um ihn mir zu erhalten! Es ist nicht allein der Künstler, den ich scheiden sehe, nein, es ist der Freund! Es ist ein Stück von meinem Herzen, das von mir geht!

Wenn Du irgend einen Einfluß auf Deinen Mann hast, so laß ihn nicht fort. Ich bitte Dich darum!" Dabei drückte er meiner Frau die Hand und sich die Thränen aus den Augen wischend, ging er, keine Worte mehr findend, aus der Loge heraus.

Meiner Frau, der man ein großes Glück in Wien versprochen, waren die Worte, die sie soeben aus dem Innersten eines Mannes vernommen, der sich nach außen stets mit Kälte und Verschlossenheit umgeben hatte, äußerst peinlich. Sie machte mir den Vorschlag, mit Maurice zu reden, um die eben geschlossenen Verträge rückgängig zu machen. Ich habe dies nicht erst versucht, denn ich hatte Pollini zu gut kennen gelernt, als daß ich nicht wußte, daß nach dieser Richtung hin kein ergiebiges Resultat erzielt worden wäre. Und so verließ ich denn zum zweiten Mal das Thalia-Theater und meinen Freund Chéri.

Am 31. Mai 1881 nahm ich mit meiner Frau Abschied von der Stätte meines so langjährigen Wirkens, mit dem festen Vorsatze, den ich ja auch in meiner Abschiedsrede betonte, sobald es in der Möglichkeit läge, zurückzukehren.

Gastspiele und Wien.

Der Zwischenraum zwischen dem Hamburger und Wiener Engagement wurde von mir und meiner Frau einestheils zu Gastspielen, andererseits zur Erholung ausgenutzt. Ein Gastspiel in Breslau hatte nicht allein den Zweck, Geld und Lorbeern einzuheimsen, sondern hauptsächlich meine dort lebenden Verwandten (meinen Vater, meine Stiefmutter und =Brüder) mit meiner Frau bekannt zu machen. Es waren heitere, sonnige Tage, die wir da recht innig im Familienkreise verlebten. Zugleich war auch das Gastspiel unserer Kasse äußerst wohlthätig, denn für ein junges Ehepaar, das frisch, fromm, fröhlich in die Welt guckte, war es auch nöthig.

Von Breslau gingen wir nach Ostende, von Ostende nach Brüssel und von da nach Paris. Hier machten wir auf drei Monate Halt. Ich hatte mir vorgenommen, nicht allein die Fröhlichkeit, das Wohlleben und die Amusements, welche Paris bietet, zu

durchleben, sondern hier an der Geburtsstätte der von uns so vielfach importirten Komödien mit deren Interpreteten Bekanntschaft zu machen.

Unser erster Besuch galt dem Théâtre français. Wir sahen „Le gendre de monsieur Poirer“ (Ein moderner Schwiegersohn). Got (lebt in Paris) spielte den Vater, Delaunais (lebt in Paris) den Schwiegersohn, die Reichenberg (lebt in Paris) die Tochter und Tyron (gestorben in Paris) den Freund. Beim Auftreten Got's war ich dermaßen frappirt von seiner Natürlichkeit, Einfachheit und dabei doch kolossalen Wirksamkeit, daß ich glaubte, es wäre im Hause etwas passirt, worauf er das Publikum aufmerksam machen wollte. Er ist wohl der größte Schauspieler, den das Théâtre français seit langer Zeit besessen. Wie er in der Scene mit Delaunais, der mit seinen 64 Jahren die Jugendfrische eines 30jährigen mit sich brachte, all' die Vorurtheile über sein Vorleben und dieser wieder Motivirungen für seine Trivialität hinwarf, solche Schauspielkunst wird schwerlich erreicht.

Die Reichenberg ist die verkörperte Naivität, vermischt mit lebenswürdiger Sentimentalität; sie war als Dritte im Bunde bezaubernd. Tyron, der eine große Aehnlichkeit mit Döring hatte, war in der Scene — wo er in seiner Fürsprache, die er bei dem Vater für die Tochter einlegte — geradezu verblüffend.

Die Vorstellung machte auf mich einen immensen Eindruck; ich war so benommen von dem Gesehenen und Gehörten, daß ich mit meiner Frau die Avenue de l'Opéra hinaufgehend, stumm vor mich hinbrütete.

„Aber Emil“ sagte meine Frau, neben mir scherzend hertändelnd, „Du sprichst ja heute gar nichts! Was ist denn mit Dir?“

„Liebe Betty,“ antwortete ich, „ich bin eben sprachlos.“ —

Das Variété-Theater in Paris ist die Urstätte aller Komik, und ein Quartett wie Baron (lebt in Paris), Lafouche (lebt in Paris), Dupuis (gestorben in Paris) und die Judic (lebt in Paris) hat wohl selten ein Theater aufzuweisen. Ich sah dort „La Kousotte“, „Lili“, „Miniche“, „Mamselle Nitouche“, und gestehe, einer feineren und besser ins Detail ausgearbeiteten Komödie habe ich während meiner ganzen Theaterpraxis auf keinem Theater beigewohnt.

Baron, der echte, groteske Boulevard-Komiker mit seinem stereotypen „uoh“. Ein lebenswürdiger Bonvivant, trotzdem die Jugend ihm nicht mehr ganz hold, ist Dupuis, und ein verdrießlicherer Humorist wie Lafouche, dies Trio muß jedem, der auch nur eine Ahnung von wirklich heiterem Humor hat, Bewunderung einflößen.

Madame Judic mit mehr als forpulentem Außern, aber einem entzückenden Kopf, sang ihre

Chansons faszinierend, und wenn der Rath eines erfahrenen Schauspielers allen Soubretten nützlich sein kann, so ist es der: Geht hin, seht und hört die Judic. Die einfachsten, mit entzückender Naivität vorgetragenen, ein klein wenig frivol angehauchten Chansons waren der Inbegriff jedweder Vollendung.

Baron ist einer jener Komiker, die wir in Deutschland selten oder gar nicht besitzen. Diese unbewußt reflektirende Art, dies nie Stehenbleiben oder Sichhineinlegen in einen Witz, wie das bei uns leider so gang und gäbe, ist alles bei ihm graziös, und die gewagtesten Scherze gleiten bei seiner Darstellung in geistreicher Interpretation über die Zunge.

Dupuis, vollsaftig, entzückend, natürlich, rosig, jugendlich (trotzdem ein alter Herr), ist er eben Franzose, elastisch, elegant und überaus wirksam.

Lafouche! Was soll ich von diesem mir in allen seinen Rollen imponirenden Künstler sagen? Er ist für mich, der Vierte im Bunde, einer der bedeutendsten Charakterdarsteller, die ich je gesehen. Und mit diesem Quartett hat Herr Bertrand Jahre lang im Variété-Theater die ausgezeichnetsten Geschäfte gemacht und das Plus dieser Geschicklichkeit brachte ihn auf die Höhe eines Direktors der Großen Oper.

Im Théâtre Nouveauté sah ich zwei Veteranen, ja sogar Pensionäre des Theaters Palais Royal. Es waren die Direktoren dieses Instituts Brasseur

(starb in Paris) und Bertillier (starb in Paris). Brasseur, ein Schauspieler aus der alten Pariser Schule, ist der personificirte Pariser Bourgeois. Bertillier das Vorbild Karl Treumann's in Wien, ist der elegante, liebenswürdige Bonvivant, dessen Chansons weit und breit in Frankreich bekannt sind.

Ich sah beide in der Komödie „Tata chez Toto“ von Rochefort, dem Laternenmann. In einer burlesken Scene, in welcher Tata ihre Verehrer auf einem Maskenball bei sich empfängt, erschien Brasseur, um dem untergehenden Stern, der dieser Dame drohte, Färbung zu geben, parodistisch als Leichenbitter. Der Moment, wo alles im höchsten Glanze froher Cancanstimmung sich hingiebt, und Brasseur in diesem Kostüm mit einem schwarzen Dreispitz, Flor am Hut, mit rosafarbenen Handschuhen und einer Citrone in der Hand erschien, war unbeschreiblich.

Ich verließ die Vorstellung am Arme meiner Frau und flüsterte ihr leise ins Ohr: „Liebe Betty, diese Kerls können alle mehr wie Brot essen.“

An Ausstattungsstücken sah ich den „Courier des Czaren“. Marais (starb in Paris) spielte den Courier. Er war hinreißend in dieser Rolle, wie denn überhaupt die ganze Besetzung dieses sonst für Dekorationen, Schlachtgetümmel, Evolutionen gearbeiteten Stückes eine ganz vortreffliche war. Ein von der Regie gestelltes Bild (nach der Schlacht) war

das stimmungsvollste, was ich bisher auf der Bühne gesehen. Zerbrochene Lafetten, sterbende Krieger, krepirte Pferde, verwundete Soldaten, die ganze Lazareth-Batterie, dies alles in buntem Gewirr und Trubel, in und übereinander, über Hügel und Steinmassen sich ausdehnend; dazu mit schmetternden Fanfaren hoch oben über den Bergen, die Sieger einziehen zu sehen — und dies alles mit einem Aufwand von Hunderten von Personen, Pferden &c. Das war ein Eindruck, der die höchste Achtung vor solch einem gewaltigen Regietalent einflößen mußte.

In der Komischen Oper gab man Offenbach's Schwanengesang „Die Erzählungen Hoffmann's“. Der unübertreffliche Talazac (starb in Paris), war nicht allein ein stimmbegabter Sänger, sondern auch ein vortrefflicher Schauspieler in der Titelrolle; Madame Judith (lebt in Paris), erregte in ihrer schwierigen Gesangspartie als Marionette meine volle Aufmerksamkeit, und die Darstellerinnen, die ich später in Deutschland in dieser Partie sah, hatten auch nicht die leiseste Ahnung von der graziösen und dadurch ebenso hinreißenden Wirkung, wie die Judith sie erzielte. Das Orchester der Komischen Oper war bewunderungswerth, und vielleicht nur das Wiener Hof-Opernorchester kann sich mit dem der Komischen Oper in Paris messen.

Paris ist die liebenswürdigste, amüsanteste und

zugleich interessanteste Stadt, besonders für uns Theaterleute, die wir nur bei äußeren Anlässen uns dahin begeben; es ließ in mir den Wunsch reifen, nicht sobald diese Stadt der Städte zu verlassen. Drei Monate waren es, die wir in Paris durchleben durften.

Das Louvre mit allen seinen Schätzen und Herrlichkeiten, die Boulevards, das Bois de Boulogne, Notre-Dame und all' die anderen historischen Plätze unterzog ich der aufmerksamsten Betrachtung, so daß ich Paris als das Eldorado aller bis dahin gesehenen Städte betrachten durfte.

Abschied zu nehmen von all' den irdischen Genüssen, die eben Paris bietet und immer bieten wird, wurde mir nicht leicht, und die Aussicht, im nächsten Jahr wiederum zurückzukehren, tröstete mich sowohl wie meine Frau, die so ganz meine Empfindungen theilte, für die nun kommenden Tage schwerer Arbeit.

Von Paris fuhren wir direkt nach Wien. Diese heitere lebensfrohe und dabei gemüthvollste aller Großstädte war mir nicht unbekannt. 1867 hatte ich, wie ich schon früher bemerkte, ein glänzendes Gastspiel unter Anton Ascher's Direktion am Carl-Theater absolvirt. Dies war damals ein Theater allerersten Ranges. Das Personal, Friederike Kronau (lebt in Pesth), Eugenie Fontelive (gestorben in Regensburg), Auguste Miller (gestorben in Dessau), Frau Friedrich Materna (lebt in Wien), Albertine Stauber,

Josephine Gallmeyer, Therese Braunecker-Schäfer, Kettel Müller (lebt in Wien), Ascher, Matras (gestorben in Wien), Knaack, Grois, Fischer (gestorben in Wien), Wüßt (lebt in Wien), Eppich (gestorben in Wien), bildeten ein Ensemble, das in der Repertoirerichtung für Schauspiel, Lustspiel, Posse und Operette ganz Vorzügliches leistete.

Als Kapellmeister fungirten Franz von Suppé (gestorben in Wien), Julius Hopp, (starb in Wien), und Brandl (lebt in Wien) ebenfalls drei in ihrem Genre so ganz verschiedene, aber ausgezeichnete Musikanten.

Meine damalige Reise nach Wien war für den zum ersten Mal über die österreichische Grenze Fahrenden nicht ohne Intermezzo. Man hatte mir in Berlin gesagt, daß in Oderberg, damals die einzige Tour, um von Berlin nach Wien zu reisen, österreichische Zollbeamte scharf und vorsichtig alles mitgebrachte Gepäck untersuchten. Besonders auf Tabak und Cigarren hätten es diese findigen Beamten abgesehen. In Hamburg war ich von meinen Freunden mit vortrefflichen Cigarren ausgerüstet worden, da der österreichische Tabak nicht gerathen sei, Wohlgeschmack zu empfinden. Nun bildete ich mir ein, daß der Zoll nicht nach der Quantität sondern nach der Qualität der Cigarren eingeheimst wurde, und so riskirte ich denn eine Defraudation. Meine echten importirten Cigarren steckte ich in eine Hutschachtel, ließ diese in

Oderberg bei der Revision im Wagen, während ich eine Kiste gewöhnlicher Cigarren mit dem ehrlichsten Gesicht von der Welt dem Steuerbeamten präsentirte.

Meinen Aerger, als ich für diese mäßigen Cigarren mehr Zoll bezahlen mußte, als sie eigentlich werth waren, dämpfte ich in dem Bewußtsein, daß ich in dem Wagen die guten steuerfrei durchgeschmuggelt. Der Moment der Erlösung nahte. Wir Passagiere wurden aus dem Zollgebäude entlassen, flugs ging's in unsere Wagen, und der Zug setzte sich nach Wien in Bewegung. Ich rieb mir vergnügt die Hände, trotz des hohen Tributs, den ich hatte erlegen müssen, der Steuerbehörde doch ein Schnippchen geschlagen zu haben.

Während der Fahrt stiegen drei katholische Pfarrer in mein Coupé. Es war zur Zeit in Wien Consilium sämmtlicher österreichischer Diöcesen. Von diesen dreien — sie kamen aus Galizien — sprachen zwei gar nicht, und der Dritte nur etwas Deutsch und das noch mit vorsichtiger Satzstellung. Es entspann sich zwischen uns beiden eine Conversation; der alte Herr war so gütig, mich, als wir durch die großen, weiten Ebenen Böhmens dahinsauften, auf die betreffenden Einzelheiten der Gegend aufmerksam zu machen. So unter anderem:

„Sehen Sie, hier ist das Schlachtfeld von Königgrätz!“

Ich blickte über die weite Fläche und sah natürlich nichts, wie ein ödes Stoppelfeld und konnte nur schwer meine Empfindungen unterdrücken, die mir angesichts der Erinnerungen an die ein Jahr vorher so heiß entbrannten Kämpfe aufstiegen. Die lebenswürdige Beredtsamkeit des alten ehrwürdigen Herrn verkürzte mir rasch die Zeit, und während er mir noch mit Bestimmtheit erklärte, daß der Sieg Preußens über Oesterreich unausbleiblich sein mußte, rauschten wir von Station zu Station.

„A propos, ehrwürdiger Herr,“ fragte ich ihn, „warum mußte denn Preußen siegen?“

„Weil,“ hub er an, „Benedek vor der Schlacht bei Königgrätz die Armee nicht zum Gebet geführt habe, preußischerseits dies aber stattgefunden hatte.“

Ich nickte zustimmend mit dem Kopf und dachte bei mir: „Sie haben ja so Recht!“

Im weiteren Verlaufe des Gesprächs erzählte er mir, daß, wenn wir in Wien auf dem Nordbahnhof angekommen wären, noch einmal von der Mauth alles revidirt würde.

Ich war zu Tode erschrocken. Nun war es nicht allein der Zoll, den ich für meine so schwer erkämpften Cigarren zu zahlen gehabt hätte, nein, die hohe Strafe und die Konfiskation meines Guts, das mir in Wien hätte so vortrefflich munden sollen, war mein Aerger. Da kam ich auf eine

brillante Idee: Mein geistlicher Mitreisender hatte kein Gepäck. Ich fragte ihn, wo er in Wien absteigen würde. Er erwiderte, bei den barmherzigen Brüdern in der Taborstraße. Natürlich hatte ich keine Ahnung, wo besagte Taborstraße sei, da ich noch nie in Wien gewesen. Indessen, mir waren jetzt alle Mittel heilig. Kurz nach Floridsdorf, also vor den Thoren Wiens, bat ich ihn, mir die Gefälligkeit zu erweisen, da ich noch größeres Gepäck bei mir hätte, meine Hutschachtel zu bewahren.

Er nickte beifällig, und nun machte ich mir folgenden Kriegsplan:

Einen geistlichen Herrn, so dachte ich mir, würde man auf eine Hutschachtel hin nicht untersuchen. Und ist es doch der Fall, findet man meine Cigarren bei ihm — gut, so kenne ich ihn überhaupt nicht. Ich verleugne ihn auf jeden Fall.

Der Zug hielt, wir stiegen aus und richtig, wie jener mir verheißen, mußte alles noch einmal ins Revisionszimmer. Nur meinen geistlichen Herrn sah ich, von den Beamten höflichst begrüßt, schnurstracks durch das Zimmer mit meiner Hutschachtel zum Ausgang schreiten. —

Ich, mit meinem großen Gepäck, mußte zurückbleiben; doch plötzlich dämmerte der Gedanke in mir auf: Herr Gott! wenn der mit deinen Cigarren durchgeht, so bist du erst recht gepritscht. — Und

so sah ich halb auf meinen großen Koffer, der von den Beamten durchwühlt wurde, halb immer nach dem Ausgang schielend, ob mein Reisegefährte sich noch immer dort befände. Die Revision war bald zu Ende und beim Ausgang kam mir mein alter Freund Karl Treumann, der mich schon erwartete, entgegen, umarmte mich, rief mir ein fröhliches Willkommen in Wien entgegen und lud mich in seinen, von ihm bereitgehaltenen Wagen.

„Lieber Karl, ich bin nicht allein, ich habe noch Jemand bei mir!“

„Wer ist denn das?“

Ich stellte ihm meinen Reisegefährten vor. „Das hat seine eigene Bewandniß, aber er muß mit in den Wagen!“ Ich lud meinen sehr überraschten Herrn zur Mitfahrt ein, er nahm sie dankend an, und so fuhren wir denn vom Nordbahnhof in die Stadt. Unterwegs ließ es mir keine Ruhe, meine kleine Reiseepisode noch länger zu verschweigen und sagte zu meinem Gefährten:

„Wissen Sie auch, ehrwürdiger Herr, daß Sie eine große Sünde begangen haben, ohne es zu wissen?“

„Wie so?“ fragte er erstaunt.

Ich öffnete die Hutschachtel, und er sah die Cigarren.

„Sehen Sie,“ sagte ich, „Sie haben diese Cigarren steuerfrei hineingebracht.“

Das glattrasirte Gesicht erheiterte sich, und mit

der nur diesen Herren eigenen Bonhomie erwiderte er, mit seinen Augen auf meine Cigarren blinzeln: „Das schadet nichts, wenn sie nur gut sind!“

„Darf ich mir erlauben?“ und präsentirte ihm eine von meinen Importirten. Mit der Zunge schmalzend, rauchte er bis zu besagter Laborstraße, wo sein Ziel war.

Vorher hatte ich ihn noch zu meinem Gastspiel eingeladen, und da die meisten katholischen Geistlichen große Theaterfreunde sind, so nahm er meine Einladung an und war während meines vierwöchentlichen Gastspiels in Wien mein eifrigster Claqueur.

Das Leben und Treiben in der Theaterwelt Wiens war damals für uns Norddeutsche ein überaus anheimelndes. Ascher, der mich bei der gesammten Journalistik schon angemeldet hatte, und bei Presse und Publikum bis hinauf zu den höchsten Kreisen sich nicht nur großer Beliebtheit erfreute, sondern auch allgemeine Hochachtung genoß, war für mich Fremdling eine Gewähr.

So kam ich unter anderem bei meiner Rundreise, die ich von Redaktion zu Redaktion machte, um meine Visiten abzustatten, in das Bureau der „Neuen Freien Presse“. Ich hatte an der Thür nur meinen Namen genannt, als auch schon der lebenswürdige Dr. Friedländer (gestorben in Wien) und

sein fast noch jovialerer Compagnon Etienne (gestorben in Wien) mir zuriefen:

„Ascher hat Sie schon angemeldet, Ascher war schon hier. Spielen Sie ruhig ihre Komödien, Sie werden sehr gefallen! Wir sehen uns noch im ‚Lamm‘!“

Ich erwiderte:

„Ich wohne sogar dort!“

„Das ist prächtig, dann treffen wir uns nach der Vorstellung immer!“

So hatte ich an diesen beiden, wie sich später herausstellte, eine mächtige Stütze und lebenswürdige Freunde gefunden.

Das Hôtel Lamm, man könnte es eigentlich ein kultur-historisches nennen, war der Mittelpunkt aller sich fürs Theater interessirender Lebemänner. Es gab damals deren recht viele: Die Inhaber des Hôtels, Baptist und Franz Hauptmann (beide gestorben in Wien), die Hauptleute genannt, waren Kavaliere in des Wortes bester Bedeutung. Und so kam es, daß allabendlich die beste Gesellschaft Wiens sich hier einfand. Die beiden Springer (leben in Wien), Etienne, Dr. Friedländer, General von Edelsheim (gestorben in Pest), Prinz von Hanau (lebt in Hessen), Dr. Herkel (gestorben in Wien), letzterer „die Lasterzunge“ genannt, weil kein Mensch vor ihm sicher war, dem er nicht irgend etwas anzuhängen

wußte. Ascher präsidirte, und in diesem Kreise, der zu den täglichen Besuchern meiner Gastspiele gehörte, fand ich gesellschaftlich die entzückendste Aufnahme.

Mein erstes Auftreten war am 3. Juli 1867. Trotz eines recht heißen Tages war das Carl-Theater ausverkauft. Gegeben wurde „Robert und Bertram“. Ich spielte den Bertram, den Robert Lewele (lebt in Wien), dieser humorreiche, ewig fröhliche, lustige Darsteller. Hier sah ich ihn zum ersten Mal. Er wurde mein guter Freund, und ich verdanke meinem lieben Franz viele heitere Stunden.

Im Theater war so ziemlich alles vertreten, was zu dieser Jahreszeit von Theaterleuten noch alles in Wien anwesend war. Nach dem ersten Akt erschien auf der Bühne Anna Grobecker (lebt in Rastenburg), Helene Weinberger (lebt in Wien), Amalie Haibinger, Karl Treumann und Matras, um mir zu gratuliren, da, wie sie mich versicherten, ich ihnen ausgezeichnet gefallen habe.

Ich war schweren Herzens nach Wien gegangen. Denn meinen norddeutschen Vorgängern war es selten geglückt, die Geschmacksrichtung der Wiener zu treffen. Der von dem Berliner Publikum früher so ausgezeichnete Weirauch, der ein paar Jahre früher gastirt hatte, ebenso wie Anton Reichenbach, der in Norddeutschland allüberall beliebt, beide mußten die Erfahrung machen, daß der so gesittete Wiener auch

einmal unangenehm werden konnte. Daß ich vor diesem Publikum, welches mich den ganzen Abend hindurch mit Beifall auszeichnete, so gefallen habe, machte mich sehr glücklich.

Selbstverständlich war nach der Vorstellung alles im Hôtel Lamm vertreten, und trotz des Sperrsehers, der den Wiener ermuntert, frühzeitig nach Hause zu gehen, blieben wir bis tief in die Nacht fröhlich beisammen.

Das nun darauffolgende Repertoire war in echt Ascher'scher Manier zusammengestellt. Vier Einakter! Das war die Ascher'sche Parole, womit er wohl einige zwanzig Jahre lang, sei's in Berlin oder Wien, das Publikum begeistert hatte.

„Lieber Thomas! Man sagt mir, daß Sie eine verfluchte Aehnlichkeit mit mir haben. Ich habe das bis jetzt nicht bemerkt in Ihren Darstellungen; aber die Leute sagen's, na, und da muß man's glauben. Versuchen wir's also mit vier Einaktern.“

„Der Präsident“ von Kläger, „Die Kunst geliebt zu werden“ mit Musik von Ferdinand Gumbert, „Doktor Besche“ von Kalisch und „Der gebildete Hausknecht“ bildeten das Repertoire, womit ich an zwölf Abenden vor vollen Häusern am Carl-Theater gastirte. „Der Präsident“ und „Dr. Besche“ waren zwei Rollen, die Ascher, in „Die Kunst geliebt zu werden“ den Elsterwitz Knaack und den „gebildeten

Hausknecht“ Matras gespielt hatten. Ich hatte also Rollen der drei Matadore des Carl-Theaters übernommen, und mit diesen einen großen Erfolg erzielt.

Julius Rosen, der fruchtbare Lustspieldichter, neben Grois, Regisseur, hatte einen Einakter „Garibaldi“ geschrieben und bat mich, diesen in mein Repertoire aufzunehmen. Da Garibaldi zur Zeit politisch eine große Rolle spielte, sah man dem Rosen'schen Stück mit Erwartung entgegen. In Verbindung mit diesem Scherz spielte ich am selben Abend den Geier in „Flotte Bursche“. Suppé, mit dem ich schon mehrere Male im National-Hôtel in der Taborstraße einigen Flaschen die Hälse gebrochen hatte, und im Verein mit Schuselka (gestorben in Wien) manch vergnügte Stunden verlebte, wollte bei der Julihike nicht so recht ans Dirigentenpult, aber ich zwang ihn dazu, und er mußte mir die Ehre anthun, seine „Flotte Bursche“ zu dirigiren. Den Frinke sang Albertine Stauber, den Brand Frau Friedrich-Materna, den Fleck spielte Eppich, der alte Grois den Wirth zum Kameel. Auf der Probe — wir waren gerade bei der großen Scene angelangt, wo Brand dem alten Geizhals das Bild zum Verkauf anbietet, und auf welche die große italienische Arie folgt —, ereignete sich Folgendes:

Die Darstellerin des Brand, ich kannte dieselbe nicht, legte mit einer gewaltigen Stimme los, die

mir wie die Glocken des Stephansthurmes in die Ohren gellte.

„Mein Gott,“ sagte ich zu ihr, „liebes Fräulein, das ist ja keine Oper, das ist ja eine ganz harmlose Operette. Haben Sie denn diese Partie immer so gesungen?“

„Zawohl!“ antwortete sie, „übrigens beruhigen Sie sich, in der nächsten Woche werde ich keine Operetten mehr singen, sondern im Opernhaus, wie Sie richtig bemerkten, nur Opern!“

Verdutzt fragte ich:

„Was singen Sie denn?“

„Die Selika in Meyerbeer's ‚Afrikanerin‘,“ war die Antwort.

Ich erkundigte mich bei Rosen, wer die Dame sei. Es war Frau Friedrich-Materna. Der Erfolg, den die Materna denn auch mit der Selika hatte, gab uns für die Folge eine der besten Opernsängerinnen.

Der Einakter „Garibaldi“ mit seinen niedlichen Verwandlungsepisoden gefiel ungemein. Aber nun kam die pièce de resistance. Knaack hatte in Wien den Geier in „Flotte Bursche“ creirt, und man konnte sich so recht eigentlich Niemand anders in dieser Partie vorstellen.

Es war keine Vermessenheit von mir, nach einem so überaus beliebten Künstler die Rolle um jeden Preis spielen zu wollen. Ascher hatte etwas anderes

damit im Auge. Er hätte mich gar zu gern für sein Carl-Theater engagirt, da Knaack Mißhelligkeiten halber mit der Direktion ins Theater an der Wien übersiedelte.

Um nun den Verlust dieses so beliebten Künstlers für das Institut nicht zu herbe zu gestalten, hatte er mich, der sich schon für Wien die Sporen verdient hatte, zu Knaack'schen Rollen ausersehen.

Der erste Theil der „Flotte Bursche“ ging unter mäßigem Beifall vorüber. Nun kam mein Auftrittslied. Gespannt lauschte das volle Haus, und als ich ebenfalls in einer grotesken Maske à la Hogard erschien, wurde ich mit lautem Beifall begrüßt. Damit war das Eis durchbrochen und meine Darstellung als Geier überaus beifällig aufgenommen. Einen großen Sieg erfocht ich bei der Journalistik und die „Neue Freie Presse“ schrieb:

„Das ist keine gewöhnliche Operettenfigur, die uns gestern Emil Thomas hinstellte, das war La Roche (gestorben in Wien) mit Couplets.“

Ein größeres Lob konnte mir jungem Mann wohl nicht zu Theil werden, als daß man mich mit dem größten humoristischen Charakterdarsteller des Hofburg-Theaters in Vergleich stellte.

Den höchst schmeichelhaften Antrag Ascher's, der mir das Bühnen- und gesellschaftliche Leben so angenehm wie möglich gemacht hatte, konnte ich nicht

annehmen, da ich noch längere Zeit in Hamburg verpflichtet war. So gern ich in Hamburg bei Maurice engagirt gewesen, ebenso gern aber wäre ich auch in Wien geblieben.

Nach dreißigmaligem Auftreten in Wien machte ich noch einen Abstecher nach Pest. Der dortige Direktor Gandy war nach Wien gekommen, hatte mich gesehen und nach dem Erfolge, den ich gehabt, mit mir persönlich einen Vertrag abgeschlossen. Ich fuhr per Dampfer die herrliche Donau hinunter, und die Einfahrt in die Magnarenhauptstadt — rechts Ofen, links das schöne Pest und vor mir die gewaltige Kettenbrücke — machte auf mich einen unvergeßlichen Eindruck.

Ich stieg in Frohner's Hôtel, auch gut aufgehoben, ab und ging sofort auf die Probe. Hier fand ich unter dem Personal einen jungen Berliner, der in seinen Charakterrollen sich großer Beliebtheit erfreute. Es war Herr Kahle, jetzt königlich preußischer Hoffchauspieler in Berlin. Als dilettirender Mime in einem Liebhabertheater, wo ich ihn zuletzt gesehen, hatte er sich in kurzer Zeit zu einem ganz vortrefflichen Schauspieler gemacht. Er wurde mein Cicerone für Ofen und Pest, und als ich an einem Sonntage in drei Theatern zugleich spielte, war er es, der mich vor dieser Campagne auf den Saukopf bei Ofen führte, wo wir ein opulentes Diner einnahmen.

An diesem Tage spielte ich in der ungedeckten Arena in Ofen zwei Einakter „English spooken hier“ und „Doktor Beschke“. Die Vorstellung begann um 3 Uhr und war um $1\frac{1}{2}$ zu Ende. Ein Fiaker stand vor meiner Garderobenthür. Ich schlüpfte mit Kahle in denselben, kleidete mich, während wir über die Kettenbrücke, unter uns die rauschende Donau, fuhren, zur zweiten Vorstellung um. Dieselbe fand im Stadtwäldchen statt. Gegeben wurde „Sein einziges Kind“, Lustspiel in drei Akten von Rosen. Es war dies ein Theater, welches eigentlich gar keine Coulissen hatte, eine Art Naturtheater, in einem Hain, wie man ihn sich zu Zeiten des Gottes Wodan vorstellen konnte. Aber das Publikum lief in hellen Schaaren in den prächtigen Garten und ergözte sich dabei mitunter auch an dramatischer Kost. Dort wurde mir die Ehre zu Theil, Ungarns größten Mann kennen zu lernen: es war Deak, der sich mir vorstellen ließ und mir die schmeichelhaftesten Complimente über meine Darstellungen machte.

Um 5 Uhr begann diese Vorstellung und endete gegen 8 Uhr. Darauf flugs ins Stadt-Theater, wo ich um $8\frac{1}{2}$ Uhr den Jsaak Stern in „Einer von unsere Leut“ spielte. An diesem Tag erhielt ich auf meinen Antheil 1334 Gulden 50 Kreuzer. Ein schöner Abend! Etwas anstrengend — aber lohnend!

Die Tage in Pest waren sehr fidele, und be-

gleitet von dem mit mir näher bekannt gewordenen Millöcker (lebt in Wien, Komponist von „Bettelstudent“ u. s. w.), zweitem Kapellmeister am Stadt-Theater, und meinem Kollegen Kahle, nahm ich von der Hauptstadt der Magnaren Abschied

Die Direktion Franz Lewele im Carl-Theater in Wien hatte mit mir und meiner Frau für das Jahr 1878 ebenfalls einen vierwöchentlichen Gastspielvertrag abgeschlossen. Obwohl ich mehrere Jahre nicht in Wien gewesen war, begrüßten meine lieben alten Bekannten mich wieder, umsomehr aber meine Frau, die nach dreijähriger Abwesenheit als Landeskind jubelnd aufgenommen wurde. Zum ersten Mal trat Betty Damhofer als fertige Schauspielerin in Wien auf — sie hatte ihre Kinderschuhe dort abgelaufen — und nun spielte sie mit mir als erste Soubrette in den ihr zusagendsten Partien.

Wir brachten unser beliebtes Gastspielstück „So sind sie Alle“ und meine Frau errang durch den Vortrag ihrer Lieder einen sensationellen Erfolg.

Die größte Wirkung erzielten wir aber beide in einem Stück, das schon einige fünfzig Mal im Carl-Theater unter größtem Beifall über die Bretter gegangen war. „Kiniche“, in den Hauptrollen von Wilhelm Knaack und Fräulein Zampa gegeben, wirkte wie ein Blitz auf das Publikum. Ein überausverkauftes Haus empfing meine Frau und mich, und

der Erfolg war für uns beide in dieser Vorstellung ein eminenterer. Bekuniär wie künstlerisch war das Gastspiel am Carl-Theater vollkommen geglückt, und auch Sewele trat mit einem Engagementsantrag mit hohen Gagen an mich heran. Ich konnte mich diesmal nicht so recht entschließen, dauernd meinen Wohnsitz in Wien zu nehmen, und so refüsirte ich auch diesmal dies Angebot.

Das sehr lukrative Gastspiel war zu Ende gegangen, und unser Weg führte uns damals nach Hamburg.

* * *

Und nun kam ich zum dritten Male am 1. Oktober 1880 nach Wien, und, wie schon vorher bemerkt, zu Direktor Jauner.

Das Ringtheater, früher „Komische Oper“, ein entzückendes Haus, war von Jauner mit einem mächtigen, strahlenden Kronleuchter und sonstigen Neuausstattungen versehen und präsentirte sich schon von außen mit den großen elektrischen Kandelabern als ein sehr vornehmes Institut.

Ich hatte mir kontraktlich den August Bofß im „Compagnon“ von L'Arronge zum ersten Auftreten ausbedungen. Dies Stück war Novität, und da ich die Rolle in Hamburg und auf meinen sonstigen Gastspielreisen mit großem Glück gespielt hatte, so war ich für meinen Erfolg in Wien gewissermaßen sicher. Da erscheint Direktor Jauner bei mir und

fordert mich auf, in Beaumarchais' „Hochzeit des Figaro“ den Parlamentsrath Briddoisson zu spielen. Die Vorstellung mit Mitterwurzer (lebt in Wien) als Figaro und Zauner als Graf Almaviva war zum Besten der Concordia angelegt. Ich weigerte mich anfangs, indessen Zauner machte mir die Sache so plausibel, da es doch zum Besten der Wiener Presse geschehen sollte, so dürfe und könne ich nicht nein sagen.

So spielte ich denn als Antrittsrolle den Parlamentsrath Briddoisson in „Figaro's Hochzeit“. Se. Majestät der Kaiser, die Erzherzöge — die vornehmste Gesellschaft Wiens hatte sich an diesem Abend eingefunden. Mitterwurzer, der interessanteste Schauspieler, den wir vielleicht augenblicklich in Deutschland besitzen, war als Figaro grandios. Ich habe Coquelin in Paris in dieser Rolle gesehen, aber Mitterwurzer schlägt ihn doch aus dem Felde.

Nun kommen meine Scenen, es sind deren nur zwei. Aber Welch ein Erfolg! Die Schlussscene des dritten Actes, in welcher Mitterwurzer und ich die Korruption des Beamtenstandes aus dem 18. Jahrhundert klarstellen, war nach dem Fallen des Vorhangs von unzähligen Hervorrufen begleitet. Zauner umarmte mich und rief ein Mal über das andere:

„Sie sind mit dem heutigen Tage der Liebling der Wiener.“

Nun kam „Der Compagnon“. Von Akt zu Akt steigerte sich der Beifall. Wer die Wiener und ihr warmes Interesse, welches sie für ihre guten Schauspieler haben, kennt, der wird es begreifen, wenn ich ausrufe: Das kann eben nur Wien! „Der Compagnon“ wurde 21 Mal, wobei 14 geräumte Orchester figurirten, gegeben. So gewaltig war der Andrang des Publikums. In einer Posse „Familie Fifferling“ hatten meine Frau und ich ebenfalls einen durchschlagenden Erfolg auch auf diesem Gebiet, und so verlebten wir denn in dem frohen, schönen Wien herrliche Tage.

Ein Gastspiel von Sarah Bernhard an der Spitze einer französischen Truppe, machte mich mit dieser großen Schauspielerin und ihren genialen Darstellungen bekannt. Sie spielte „La dame aux camélias“, „Frou-frou“, „Hernani“, „Sphinx“, „Adrienne Lecouvreur“. Ich habe sie in jeder dieser Rollen gesehen und bewundert.

Die konsequente Auffassung und Durchführung bis zum letzten Moment, ihre Mimik, ihre Leidenschaft ist eben nur ihr eigen. Daher die Wirkung auf den Zuschauer — erschütternd — bewunderungswürdig! Der Erfolg Sarah Bernhard's war ein außerordentlicher, und vor welchem Auditorium spielte diese Künstlerin! In den ersten 5 Reihen saßen die ersten Darsteller der Wiener Theater vom Hofburg-Theater bis

zur Josephstadt, also ein mehr wie kritisches und kritielndes Publikum; aber gleich am ersten Abend in der „Kameliendame“ konnte sie ihres Sieges sicher sein.

All' das mußte den unermüdblichen, thätigen und geschickten Direktor Sauner aufs Höchste befriedigen. Da kam der unglückliche 8. Dezember. Tags vorher war die erste Aufführung von „Hoffmann's Erzählungen“ gewesen, und diese herrliche Offenbach'sche Komposition in einer vortrefflichen Darstellung hatte einen vollen Erfolg erzielt.

Am 8. Dezember, ein katholischer Feiertag, war für die zweite Aufführung des Offenbach'schen Musikdramas Alles ausverkauft. Der Nachmittag brachte eine Wohlthätigkeits-Vorstellung für die Hinterbliebenen der Wiener Wachmannschaften. Es war hierzu ein gemischtes Repertoire aufgestellt. Es sang die Hofopernsängerin Biancha, dann folgten die verschiedenen Gesangsvereine: Dschbauer, Kremser und zum Schluß hatte man die einaktige Posse „Doktor Besche“ mit mir in der Titelrolle ausersehen.

Wiederum füllte das hocheleganteste Publikum bei dieser Nachmittags-Vorstellung das Theater. Des Jubelns und Hervorrufens nach all dem Gebotenen war fast kein Ende, und mir als „Doktor Besche“ wurden große Ehren zu Theil.

Direktor Sauner, überselig, bat mich, da ich am Abend vorher der Premiere nicht beigewohnt

hatte, diesen Abend mit meiner Frau das Theater zu besuchen. Er steckte mir die Logenbillets in die Hand und nahm mir, da ich ihm die baare Kasse nicht entziehen wollte, mein Wort ab, daß ich kommen müsse.

Es war die letzte Vorstellung im Ring-Theater. Der Abend kam heran. Ein unangenehmer Dezentag, vermischt mit Regen und Schnee, lockte mich und meine Frau aus unserer gemüthlichen Wohnung nicht gerade freudig hinaus. Es ist 7 Uhr Abends. Ich trete ans Fenster. Ein heller, blutrother Feuerschein verbreitet sich auf dem dunkeln Himmel. Feuergarben steigen auf und mit dem Ausruf: „Betty, unser Theater brennt!“ stürze ich in meinen Pelz und fort auf die Straße.

Auf dem Opernring, dort wohnte ich, fand ich alles in Ruhe und Gemüthlichkeit. Nichts war zu bemerken, daß in nächster Nähe eines der entsetzlichsten Unglücke vorgefallen war. Ich schwang mich auf die Pferdebahn und kam in dem Augenblick vor dem Ring-Theater an, als die ersten Hülfe-suchenden vom ersten Stock heruntersprangen. Ein graußiger Anblick. Zerschmettert lagen die Unglücklichen auf dem Pflaster, weder Hülfe noch Rettung sichtbar. Nachdem ich mit den übrigen Umstehenden mich ermannt und herzhast Hand anlegend zwei der Unglücklichen in das nächst gelegene Restaurant gebracht

hatte, kehrte ich an die Unglücksstätte zurück, wo sich denn nach und nach die Rettungsmannschaften einfanden.

Alles dunkel, öde, still, nur das lodernde Element kennzeichnete den weiten Platz, auf welchem stumm und schweigend sich eine gewaltige Menschenmenge zusammengefunden hatte.

Mein Kollege Mitterwurzer (lebt in Wien) war auch herbeigeeilt, und so standen wir denn trauernd vor dem schönen Hause, in welchem wir beide so glückliche Stunden hatten zubringen dürfen.

Der Graf Lamezan, Ober-Staatsanwalt in Wien, war trotz der Versicherungen der Polizeikommissäre, daß alles gerettet sei, ins dunkle Haus gedrungen. Er tappte bis zur ersten Etage herauf und hier war es, wo er auf die erste Leiche stieß. Nachdem er der Polizei davon Kunde gegeben, drang man nun ernstlich in das brennende Haus und so wurden 64 Unglückliche, die sich an Offenbach's herrlicher Musik ergöhen wollten, als Todte auf die Straße befördert.

Die Tragweite dieses gräßlichen Unglücks war so enorm, daß nicht nur in Wien, sondern auch allerorts die Theaterlust sehr stark sank und damit der Besuch fast gar keiner oder doch wenigstens nur ein geringer war.

Der Brand des Ring-Theaters hatte unsere Verträge mit einem Schlage außer Kraft treten lassen,

und so saß ich denn mit meiner Frau in dem schönen Wien, welches trauernd an der Bahre von 400 Bedauernswerthen stand.

Eine Vorstellung für die engagementslosen Mitglieder des Ring-Theaters wurde im Stadt-Theater unter der Direktion Bukovics (gestorben in Wien) veranstaltet. Gegeben wurde „Marianne, ein Weib aus dem Volke“, worin Friederike Bogner die Marianne, Mitterwurzer Appiani, Devrient (lebt in Wien) Bertram und ich den Remy spielten. Die Mitglieder des Stadt-Theaters vom ersten bis zum letzten statirten im Hochzeitszuge und bewiesen dadurch die herzlichste Kollegialität. Diese Vorstellung brachte einen Reingewinn von 5000 Gulden.

So endete für mich und meine Frau ein unter den glücklichsten Verhältnissen begonnenes Engagement an einem vornehm dirigirten Theater in einer so fröhlichen und uns in jeder Beziehung auszeichnenden, herrlichen Stadt.

Unsere Abreise von Wien schloß sich nicht sofort der Katastrophe an, denn wohin sollten wir auch? Gastspiele waren im Moment fast unmöglich, da die Theaterverhältnisse in Oesterreich wie in Deutschland arg darnieder lagen. So blieben wir denn in Wien und lebten gesellschaftlich sehr angenehm, aber doch bedrückten Herzens. Was sollte uns die Zukunft bringen.

Am 15. Januar entschloß ich mich, nach Berlin zu gehen. Ich hatte bei meiner letzten Anwesenheit in Paris einen sehr hübschen Schwank gesehen „Le voyage d'agrément“, der am Vaudeville-Theater mit Dupuis dem Älteren und Madame Carfardier einen großen Erfolg erzielte. Ich schlug dem Direktor Emil Neumann (lebt in Paris) vom Residenz-Theater vor, er solle dies Stück erwerben, schnell übersetzen und dann würden wir ihm, der augenblicklich kein richtiges Fahrwasser hatte, darin spielen.

Dies wurde sehr schnell bewerkstelligt, da Neumann ein vortrefflicher Uebersetzer war. Meine Frau und ich spielten unter dem Titel „Eine Bergnügungsreise“ dies Stück 30 Mal hintereinander, und der künstlerische wie pekuniäre Erfolg blieb nicht aus.

Unterdessen hatte ich Gastspiele nach Posen, Glogau, Breslau abgeschlossen, die alle drei, besonders in Posen unter der Direktion Scherenberg (lebt in Berlin) lukrativ genug waren, daß wir einige Zeit in Berlin privatisiren konnten. Hier machte mir Direktor August Wolf wiederum sofort einen Antrag, den ich mit Freuden begrüßte, da das Belle-Alliance-Theater für mich und meine Frau eine Sinecure geworden war, und der klingende Beifall blieb wiederum nicht aus.

Für den Monat Juni hatte ich ein Gastspiel nach Riga abgeschlossen, und da der Erfolg im

Belle-Alliance-Theater ein so überaus erfolgreicher war, so waren beide Theile, Wolf sowohl wie ich, einverstanden gewesen, an Ort und Stelle bleiben zu können. Aber die Direktion des Rigaer Stadt-Theaters, Herr von Ledebur (lebt in Schwerin), bestand auf seinen Vertrag.

Wir reisten also von Berlin nach Riga per Eisenbahn — eine nicht sehr amüsante Fahrt! Dort angekommen, logirten wir uns im Hôtel du Nord ein.

„Bitte geben Sie mir zwei Zimmer!“ sagte ich zum Oberkellner, der uns höflich die Thür öffnete.

„Zawohl, zu Befehl, Herr Thomas!“

Ich war sehr erstaunt, hier schon bekannt zu sein.

„Erinnern Sie sich nicht?“ sagte der Oberkellner mit der diesen Leuten eigenen Verbeugung, „ich habe Sie schon in Hamburg bei Pforte bedient!“

„Da sind wir ja alte Bekannte!“

„Bitte mir zu folgen!“

Und so stiegen wir die Treppe hinauf. Wir gingen die erste Treppe, die zweite, die dritte —

„Aber wohin führen Sie uns?“

„Bitte folgen Sie nur!“

— während meine Frau langsamen Schrittes kaum die erste überschritten hatte.

„Wo seid Ihr denn?“ rief sie von unten herauf.

„Hier!“ ertönte das Echo, „wir müssen ganz hinauf!“

„Aber warum denn?“

„Ja, warum denn?“ fragte auch ich.

Verlegen sich hin und her drehend sagte mein Oberkellner:

„Bitte, nehmen Sie nur ein Zimmer im vierten Stock. Es ist hier nicht billig, und da Sie ja im Theater um diese Jahreszeit nichts machen werden, so rathe ich Ihnen, hier nicht zu viel Geld auszugeben. Fräulein Tagliana von Berlin als „Carmen“ hat hier auch nichts gemacht!“

Unterdessen war meine Frau in den vierten Stock gelangt. Ich machte sie sofort mit dem Bedenken des Oberkellners bekannt und so begnügten wir uns denn auf das aussichtslose Geschäft hin mit dem einen uns angewiesenen Zimmer.

Ich hatte sehr viele Bekannte unter Russen und Aurländern, welche in früheren Jahren nach Berlin zu Besuch gekommen waren und stets ihre Einladungen an mich ergehen ließen, nach Riga zu kommen. Nun war ich da. Ich suchte zuerst die Redakteure der betreffenden Zeitungen auf, und das erste Wort, welches mir von jedem einzelnen entgegengebracht wurde, war: „Warum kommen Sie denn um diese Zeit, wo kein Mensch mehr hier ist, und nicht im Winter?“

„Ja, meine Verehrten, da hatten wir keine Zeit!“

„Ja, dann hätten Sie ganz fortbleiben müssen!“

und so ging es fort bei all meinen Freunden und Bekannten, so daß ich geknickt und verdrossen ins Hôtel zurückwanderte.

Mein Freund Ertack, (gestorben in Riga), der Besitzer eines großen Gartenrestaurants, den ich auf seinen Vergnügensreisen in Berlin kennen gelernt hatte, bedauerte unsere Situation am lebhaftesten. Um uns materiell das Leben in Riga einigermaßen zu verschönern, so tischte er alles erdenkliche Gute und Schöne, was Küche und Keller bot, auf, so daß ich in dieser Beziehung Riga ganz lieb gewann.

Am Tage vor unserm Auftreten gab man im Theater „Minna von Barnhelm“. Ich kam mit meiner Frau ins Theater. Es hatte eben begonnen. Ich wollte meinen Augen nicht trauen. Es war absolut im ganzen Parquet kein Mensch. Verschämt ließen wir uns auf zwei Eckplätzen nieder, und in Erinnerungen an die Trauerbotschaft, die uns von unsern Bekannten über unser Kommen gemacht worden war, saßen wir in uns versunken den Abend im Theater.

Ich wagte nach der Vorstellung garnicht mehr auszugehen, so deprimirt war ich, und beschloß, mich mit meiner Frau in einem Hinterzimmer des Hôtels zu verstecken. Rasch wurde zur Nacht gespeist und hinauf ging's auf der Himmelsleiter in den vierten Stock. Unser Zimmer lag vis-à-vis dem Stadt-Theater und gerade so, daß die Thür der Kasse des Vorver-

kaufs in ihrer Breitseite von meinen Fenstern sichtbar wurde. Um 9 Uhr Morgens wurde diese Kasse geöffnet. Erstaunen erfaßt mich, als ich gegen 8 Uhr den großen Platz vor dieser Kasse voll von Menschen sehe.

„Herr Gott“! rufe ich meiner Frau zu, „sollte dieser Verkauf für unsere Vorstellung sein?“ Und so war's! Der Abend brachte zur Ueberraschung aller Betheiligten uns, unsern Freunden, den Mitgliedern des Theaters und unserm Oberkellner ein total volles Haus. Meine Frau schoß den Vogel ab. Sie gefiel enorm, ich nicht minder, und unter schmetterndem Tusch des Orchesters und lang anhaltenden Beifallsalven schloß der erste Abend.

„Das hätten wir nicht gedacht! — Das war noch nie da! — Ist es möglich?“ So ging es fort am Abend bei dem solennen Souper, welches unter dem herrlichen Grün des Ertack'schen Gartens uns von unsern Freunden gegeben wurde. Die zweite Vorstellung war nicht weniger besucht, und somit ereignete es sich, daß das elegante Rigaer Publikum, welches zur Zeit schon in seinen reizenden Badehäusern am Strand Wohnung genommen hatte, unseres Gastspiels wegen in die Stadt zurückgekehrt war.

Hier war das flotte Leben, das wir in jeder Beziehung kennen zu lernen Gelegenheit hatten, nach den trüben Tagen Wiens ein herrlicher Ersatz. So waren wir wieder voller Glückseligkeit.

Am Tage der 7. Vorstellung hatte ich Probe zur Posse „Luftschlösser“. — Das Auditorium des Theaters hatte eine Chateletdecke, d. h. die Decke war von Glas und über derselben war die Beleuchtung, die also nur durchschimmerte. Plötzlich sehe ich — es ist gegen 11 Uhr — einen hellen Feuerschein sich über der Decke hinwegwälzen. Ich frage den mir zunächst stehenden Kollegen Galster, (lebt in Berlin), was das bedeute? Er beruhigt mich und sagt:

„Das kommt hier häufig vor, das sind die Gasarbeiter, die werden ableuchten.“

Doch kaum hatte er ausgesprochen, als ein intensiver Feuerschein auf der Decke ruhend, das dunkle Auditorium erleuchtet.

„Feuer! Feuer!“ so hallt es von allen Seiten, Das Personal stürzt zu allen Thüren hinaus, und läßt mich, den wie Festgebannten, auf der Bühne allein.

Sehr bald sprang durch die übermäßige Hitze die prächtige Glasdecke und unter furchtbarem Getöse stürzte die gewaltige Gaseinrichtung in den Zuschauerraum, während die Flammen das Dach erfaßt hatten. Ich stand allein auf der Bühne, in diesen Feuerkrater hineinblickend.

Jetzt ermannte ich mich erst, die Garderobe meiner Frau zu holen. Sie hatte nämlich ihre sämtlichen kostbaren Kostüme im Theater stehen.

Weder ein Theaterarbeiter noch sonst irgend ein menschliches Wesen war im Theater zu finden. Nach langem Auf- und Absuchen fand ich einen Mann, der, als ich ihn anredete, kein Wort Deutsch verstand. Pantomimisch mache ich ihm begreiflich, daß ich in das Garderobenzimmer meiner Frau will.

Aber die großen, schweren eichenen Thüren waren nicht zu öffnen. Verschlossen waren sie noch von einer solchen Stärke, daß sie selbst nicht mit dem Fuß eingetreten werden konnten. Es wurden schnell von der Bühne ein paar Aerte geholt, und während der Zuschauerraum in hellen Flammen stand, wurde die Garderobenthür eingeschlagen, und so rettete ich die Sachen meiner Frau. Nun ging es an die Meinigen. Um dahin zu gelangen, mußte ich über die Bühne laufen. Schon rief mir jemand aus den finstern Koulissen entgegen: „Zurück! hier brennt's!“

Aber da die Flammen meines Erachtens noch nicht so weit gediehen sein konnten, so drang ich vor und kam auch wirklich an die Thüre meiner Garderobe. Dieselbe war glücklicher Weise nicht verschlossen, und somit konnte ich meine Sachen ebenfalls in Sicherheit bringen.

Noch einmal ging ich, um aus der Theaterkanzlei unsere dort hinterlegten Noten zu holen, ins brennende Theater, und als ich eine Thüre, die in

den Zuschauerraum führte, öffnete, stürzten mir die Flammen mit solcher Gewalt entgegen, daß es die höchste Zeit war, mich zu retten, sonst wäre es mir ergangen, wie den Unglücklichen im Ring-Theater.

Das Rigaer Theater, auf einem Hügel stehend, einem Diana-Tempel von Ephesus gleichend, brannte wie dieser bis auf die Ringmauern nieder. An Menschenleben war eins zu beklagen, das eines jungen Arbeiters, der aber ohne Grund in das brennende Haus lief und dort umkam.

Wieder war durch eine Brandkatastrophe ein vorzeitiger Schluß eines so wider alles Erwarten günstig begonnenen Gastspiels herbeigeführt.

Um den Mitgliedern des Rigaer Stadt-Theaters in einigem behülflich zu sein, blieben meine Frau und ich in Riga, und in unseres Freundes Gartengroßem und gewaltigem Park wurde ein Konzert arrangirt. Aus einer Muschel, in welcher sonst das Orchester konzertirte, wurden die Vorträge gehalten, und wir hatten die Freude, durch unsere Zusage zu diesem Konzert den Theatermitgliedern über 4000 Rbl. einzubringen.

Leider hätte für mich dieser Abend noch einige Unannehmlichkeiten haben können, denen, wie gesagt, man nur in Rußland ausgesetzt sein kann. Nachdem nämlich meine Frau und ich unsere Konzertpiecen vorgetragen hatten, ermunterte mich der größte

Theil des Publikums, eine Abschiedsrede zu halten. Ich erklärte mich hierzu bereit und sagte dann unter anderem:

„Ich hoffe und wünsche, daß die deutsche Kunst und das deutsche Wort sehr bald hier ein Unterkommen finde!“

Diese positive Betonung des Deutchthums hatte am andern Tage eine lettische Zeitung aufgemußt, und der betreffende Redakteur fragte die Polizei sehr höhnisch, ob diese Rede, die ich gehalten, censirt sei.

Da nun ohne Censur in Wort oder Bild nichts gesagt oder gedruckt werden durfte, so zog ich es vor, um etwaigen Unannehmlichkeiten zu entgehen, so bald wie möglich abzureisen. Einen Gastspielsantrag des Herrn Direktor Paradies in Moskau nahm ich nicht an, weil dieser neue Schicksalschlag mein Gemüth so verstimmt hatte, daß es mir unmöglich war, auf der Bühne thätig zu sein.

Ueber Berlin nach Rissingen — 3 Wochen Kur — gingen wir nach Ostende, um dort am Straude der Nordsee unsere Grillen zu verscheuchen.

Von Ostende machten wir einen Abstecher nach London. Im Hôtel Royal, dem Hôtel aller Deutschen, die mit der englischen Grammatik nicht auf vertrautem Fuß stehen, fanden wir, was Leib und Magen betrifft, die vortrefflichste Unterkunft.

London, die Stadt des ewigen Nebels, in der

Bauart alles Schönen baar, aber in seiner gewaltigen, erschreckenden, unheimlichen, bevölkerten Großartigkeit machte auf mich einen überwältigenden Eindruck.

Der Moment auf der Shipside Mittags 12 Uhr ist für Passanten unseren Schlages beängstigend, und es bedurfte der Annahme eines Policemans, der in liebenswürdigster Art uns die sonst stundenlang von Wagen gesperrte Passage nach der Paulskirche frei machte. Wie diese, so sind alle historischen Stätten angethan, Staunen und Bewunderung nicht nur für den Bau des einzelnen hervorzurufen, sondern auch all' das für den Jünger der Kunst Werthvolle in Betracht zu ziehen. Die poetische Ecke, worin sich die Grabdenkmäler von Shafespeare, Pitt, Fox, Cambridge befinden, dann wieder der Tower mit der Legende Maria Stuart's, die berühmte Treppe, auf der die beiden Söhne Eduard's ihren letzten Gang gemacht, die Westminster-Abtei, das Gilde-Haus, alle diese monumentalen Ueberlieferungen werden auf jeden einen gewaltigen Eindruck machen und bleibend hinterlassen.

Die englischen Theater, ohne Ausnahme, haben einen ganz anderen Charakter wie die des Continents. Im Drurylan-Theater, unter der Direktion des findigen und für England einzig dastehenden Sir Augustus Harris, sah ich ein Stück „Tuth“. Es war dies eine mäßige Nachbildung der „Ca-

meliendame“. Aber an Ausstattung und Scenerie war es das gewaltigste, was ich je in Europa zu sehen bekommen habe. Ein Garten mit lebenden Bäumen, dann wiederum ein vollständig ausgerüstetes Transportschiff, welches, nach Indien bestimmt, mit ganzer Bemannung breitseits quer über die Bühne lag und beim Schluß sich rechts drehend mit Kiel vorwärts in den Hintergrund dampfte und in seiner ganzen Größe und gewaltigen Ausdehnung, nachdem es noch eine Compagnie Soldaten mit voller Munition u. s. w. und Kanonen aufgenommen hatte, weit in dem Nebel verschwand.

Derartige Inszenirungen sind, abgesehen von der Schwierigkeit, die unsere Theater Einrichtungen nicht ermöglichen, auch dem Hauptfaktor des Kostenpunkts, der eine so prägnant bis aufs $\frac{1}{2}$ ausgestattete Wahrheit auf die Bühne bringt, unmöglich.

Gespielt wurde das Stück von ganz guten, nach englischem Geschmack sogar vortrefflichen Künstlern. Und da solch ein Stück wohl mehr als eine Saison gegeben werden kann, so liegt es auf der Hand, daß ein derartiges Theater, welches allabendlich mit hohen Preisen ausverkauft, sehr gut prosperirt.

Im Globe-Theater, drei Stock unter der Erde, so daß der Kronleuchter des Theaters gerade unter dem Straßenpflaster hängt, auf dem die vorüberrollenden Wagen mitunter ein Zittern und Beben ver-

ursachen, in diesem originellen Theater sah ich „Die Glocken von Corneville“. Stimmlose Sänger und Sängerinnen ergingen sich in den unglücklichsten Capriolen. Das Ganze, mehr einem Minstrel oder Niggergesang gleich, amüfirte das ausverkaufte Haus vortrefflich. Für unseren deutschen Geschmack wäre das etwas Unmögliches.

Das Empire-Theater kultivirte das große Ausstattungs-Ballet. Und das „Bronce hors“, wunderbar ausgestattet, in dem 400 der decolletirtesten Damen in allen nur erdenklichen Balletstellungen sich herumtummeln, hat den Unternehmer zu einem steinreichen Manne gemacht.

Der achttägige Aufenthalt in London hatte mich etwas nervös gemacht, daß ich froh war, aus dem wilden Getümmel eines immer hastenden, nie rastenden materiellen Gemüths, denn das ist einmal der Erbe des blonden Albion, herauszukommen.

Wir fuhren über Bologne in das ewig fröhliche, lachende Paris, und hier fand ich wiederum, was ich suchte, angenehme, für die Erholung reifere Tage, die mir Lust und Liebe zur Arbeit wieder zuführten.

Wir waren fünf Tage in Paris, da erhielt ich einen Brief von meinem alten Freund Emil Hahn, der in Berlin das Ostend-Theater übernommen hatte. Das Gebot seinerseits für ein 15 maliges Gastspiel fand ich annehmbar. Da in mir die Lust zur Arbeit

erweckt war, so acceptirte ich diese Offerte, und wir fuhren nach Berlin.

Das Ostend-Theater. Ich kannte es ja. Ich war einmal dort gewesen, aber hatte nicht ermessen, daß der eigentliche Berliner dies Theater zu besuchen als einen Vorort betrachtet; denn man kann ja ebenso gut in derselben Zeit nach Köpenick kommen, in welcher man zum Ostend-Theater gelangt. Mein Repertoire war für dies Theater neu und, was das pekuniäre Geschäft anbelangt, nicht zum Schlechten.

Nach diesem Gastspiel ließ ich alle Angebote fallen und sah der Dinge, die da kommen sollten, mit Erwartung entgegen. Da erschien der Theateragent Felix Bloch (gestorben in Berlin) bei mir und fragte, ob ich mich nun endlich ans Wallner-Theater engagiren lassen würde. Zu wiederholten Malen hatte Lebrun mir Anerbietungen gemacht. Immer konnte ich mich nicht entschließen. Endlich gab ich seinem Drängen nach und so schloß ich einen sechsjährigen Vertrag mit meinem Freunde Lebrun ab. Dieser Kontrakt fixirte mir ein festes Einkommen von 30 000 Mark für neun Monate. Am 1. Juni 1883 sollte er in Kraft treten.

Vor dieser Zeit hatte L'Arronge „Die Sorglosen“, Lustspiel in 4 Akten geschrieben, und da das Hamburger Thalia-Theater im Sinne L'Arronge's den geeigneten Darsteller des Sturzbacher nicht be-

faß, so war von Seiten L'Arronge's die Bedingung gestellt, daß ich am Thalia-Theater diese Rolle creiren solle, widrigenfalls er dem Hamburger Theater das Stück nicht zur Verfügung stellen würde. Selbstredend wandte sich Maurice an mich, ich ging mit Freuden auf diesen Antrag ein, doch hatte er an Bollini eine nicht unbeträchtliche Conventionalstrafe aus dem früher mit mir und Bollini bestehenden Kontrakt für mich zu zahlen, und so spielte ich im Hamburger Thalia-Theater mit großem Erfolge in den „Sorglosen“.

Zu gleicher Zeit hatte Moser und Heiden ein Stück eingereicht „Köpenicker Straße 113“, und zu der Hauptrolle mich ausersehen. Maurice gab mir das Manuskript mit der Bemerkung:

„Mein lieber Thomas, wenn Sie sich dafür interessiren, werde ich das Stück geben, sonst ist es eine Unmöglichkeit!“

Ich las dasselbe, fand vieles sehr herbe, spröde, sogar unbrauchbare, aber im Ganzen hielt ich die Sache für sehr lustig, und machte mich anheischig, die Hauptrolle zu übernehmen.

Wider alles Erwarten gefiel nicht allein diese Posse, nein — sie machte große Kasse und in mir den Wunsch rege, dieses Stück, welches ich in Hamburg bei einem Gastspiel 11 Mal vor ausverkauftem

Hause, ja sogar geräumtem Orchester gespielt hatte, als Antrittsstück im Wallner-Theater zu wählen.

Am 1. Juni 1883 trat ich am Wallner-Theater in diesem Stück auf und mußte es erleben, daß im dritten Akt, in welchem das Publikum in Hamburg sich vor Lachen wälzte, hier in Berlin die lauteste Opposition sich bemerkbar machte und ein absoluter Durchfall zu verzeichnen war.

So begann mein Antritt am Wallner-Theater. Meine weitere Entwicklung an diesem beim Publikum hochbeliebten Institut, jedoch heißstem Boden für die Pflege des echten Berliner Humors, meine nachmalige Direktions-Übernahme in Berlin, meine dreimaligen Reisen über den Ocean, durch die Vereinigten Staaten bis San Francisco u. s. w. behalte ich mir für später vor.

Ende des ersten Bandes.



Das Wallner-Theater fand ich bei meinem Eintritt nicht mehr auf dem gewohnten Höhepunkt. Der Liebling des Berliner Publikums, die unerreichte Soubrette Ernestine Wegner, übte nicht mehr die gewohnte Anziehungskraft aus. Das Ausscheiden einiger beliebter Mitglieder aus dem Verbaude, wie Gustav Radelburg und Georg Engels einerseits, andererseits die eingetretene Ebbe an guten Lustspielen und Volksstücken hatte das beim Publikum so hoch akkreditierte Institut nicht mehr ganz coursfähig erscheinen lassen.

Direktor Lebrun's Anstrengungen von seinen bewährten Dichtern das unumgänglich nöthige Material an Stücken zu erhalten, waren vielfach gescheitert, und so richtete er sein ganzes Augenmerk auf mich, den seit Jahren durch Engagements und Gastspiele populären Schauspieler in Berlin, sein Theaterschiff wieder flott zu machen. Wie ungeheuer schwer dies für einen Schauspieler ist, der dem Getriebe des Theaterwesens in Berlin seit langen Jahren fern, in einer behaglichen und be-

schaulichen Stellung, wie ich es am Thalia-Theater in Hamburg durchleben konnte, wird jeder Eingeweihte nachfühlen können.

Ein einziger Blick hinter die Kulissen und in das Direktionsbureau eines Berliner Theaters vor einer Premiere giebt vollauf zu erkennen, welcher Herkulesarbeit der Leiter eines solchen Instituts unterworfen ist.

Lebrun hatte mich, seinen alten Freund, nicht nur als darstellende Kraft angeworben, nein, ich sollte ihm auch als Berather und Helfer in der Noth zur Seite stehen.

Ich fand immer noch ein sehr gutes Personal vor, die Damen Paula Carlsen, Hedwig Meyer, Leon- tine von Häßling und die zwar schon leider recht kranke, aber immer noch arbeitsfröhliche Ernestine Wegner; die Herren Kurb, Blencke, Meißner, Gut- thery und den beliebten und drolligen dicken Neuber.

Trotz des eklamanten Abfalls, den mein Antrittsabend im Mai 1883 mit dem Schwank: „Köpnickerstraße 123“ von G. v. Moser erlitt, wurde ich nicht abgeschreckt, sondern ging im Herbst desselben Jahres mit voller Kraft an meine nicht leichte Arbeit.

Vielversprechende Novitäten fand ich nicht vor, und so mußte ich mich entschließen, zu dem älteren Repertoire des Wallner-Theater zu greifen. Den größten Erfolg erzielte ich mit dem schon weidlich abgespielten „Registrator auf Reisen“. Gerade diese Rolle war es, die nach hundertmaliger Aufführung in der Titelrolle mit Helmer-

ding der Kasse zur größten Wohlthat wurde, mir Vorbeeren und Beifall in Hülle und Fülle eintrug und dem Kassirer die gewohnte Thätigkeit gab.

Indessen brauchte das Theater unumgänglich eine Novität. Dem selbst die günstigsten Erfolge älterer Repertoire-Stücke können auf die Dauer nicht so nachhaltig wirken, um fromme Wünsche einer Theaterkasse zu befriedigen. — Der Theateragent Felix Bloch hatte mir vor Jahresfrist mitgetheilt, daß er von einem theaterunkundigen Thebaner ein Stück erhalten habe. Dasselbe habe ihm nicht mißfallen und sei in seinen Besitz übergegangen. Ich sollte dasselbe doch einmal lesen, und glaube er, in einer Bearbeitung mit einer für mich passenden Rolle bedacht, ein Stück für das Wallner-Theater zu haben. Ich las dieses Opus, es hieß: „Der Privatsekretär“, und fand, daß bei einer gründlichen Bearbeitung immerhin so viel Stoff enthalten sei, um aus demselben ein gutes brauchbares Stück schmieden zu können.

Der mir seit langen Jahren befreundete Schriftsteller Dr. Eduard Jacobson wurde von mir mit der Bearbeitung beauftragt. Dieser damals sehr stark beschäftigte Verfasser zog seinen schon bei früheren Anlässen bekannten sympathischen Kompagnon Dr. Girndt zu Räte, und beide machten sich flugs an die Bearbeitung dieses Stückes.

Leider erkrankte uns Ernestine Wegner aufs neue, und für sie, die unvergleichliche, einen Ersatz in der ihr zgedachten Rolle zu finden, war nicht leicht.

Der in Reserve gehaltenen kleinen, drolligen Hefling wurde die Rolle übertragen, und somit erblickte Weihnachten 1883 „Ein gemachter Mann,“ so nannten wir die Posse, das Lampenlicht.

Es war ein überaus glücklicher Abend. Das ganze Personal wetteiferte in den mehr oder minder guten Rollen, das beste seines Könnens und Wollens zu geben, und zu unserer großen Freude schlug die kleine Hefling mit einer Wegner-Rolle kolossal ein.

Mein „Basewalk,“ so hieß die Rolle, in der ich einen berliner Schlächtermeister, nachmaligen Rentier, darzustellen hatte, wurde eine in Berlin populäre Figur, und meine durch's Stück laufende Redensart: „Da kann man nich' dran tippen“, ein geflügeltes Wort.

Heller Sonnenschein leuchtete lange Zeit hindurch über dem Horizont des Wallner-Theaterhimmels. Somit war das erste Theater der Residenz, dem berliner Humor geweiht, wieder auf der vollen Höhe.

In diese Zeit fällt nun leider wohl mit der traurigste Tag, den dieses Institut zu verzeichnen hatte. Es war der Todestag Ernestine Wegners. Diese gottbegnadete Darstellerin, die Schöpferin so vieler, vieler unvergeßlicher Rollen, („Der jüngste Lieutenant,“ „Mann im Monde,“ „Nachttaube,“ „Morgenstündchen einer Soubrette,“ „Ihre Familie“ etc.), sie hatte ihre Augen geschlossen, und ihre helle Silberstimme, mit der sie Tausend und Abertausend entzückt, war für ewig verstummt. Wir trugen sie an einem stürmischen Regentage zu ihrer stillen Gruft. Und

im Andenken an diese liebe Kollegin gingen wir Abends, Trauer im Herzen und Gemüt, an unsere Arbeit, obgleich es dem gesammten Personal schwer wurde, in gewohntem, fröhlichen Zusammensein drei Stunden hindurch durch Scherz und Gesang dem Publikum die Sorgen des Tages zu verscheuchen. —

Lebrun hatte zu gleicher Zeit auch das Belle-Alliance-Theater vom Direktor August Wolf gepachtet. Diese Filiale des Wallner-Theaters war in der ersten Zeit ganz einträglich, da das Wallner-Theater noch so viel abgespielte Stücke besaß, daß man dieselben im Belle-Alliance-Theater quasi als Novitäten aufführen konnte. Im Lauf der Jahre hatte sich aber herausgestellt, daß dieses lukrative Geschäft nur ein scheinbares war. Denn da die Novitäten im Wallner-Theater aufhörten zu existieren, und das Belle-Alliance-Theater auch flott erhalten bleiben mußte, so geschah es unter anderem, daß die Hauptkräfte ins Belle-Alliance-Theater dirigirt wurden und dadurch das Wallner-Theater geschädigt ward.

Das Publikum ging nun nicht mehr in das teurere Wallner-Theater, sondern wartete, bis das betreffende Stück im Belle-Alliance-Theater für ein minderes Entree gegeben wurde, und diese Schädigung sollte das Hauptinstitut bald recht sehr empfinden.

Bei Annahme eines Lustspiels „Der Schriftstellertag“ von Heinemann, in dem ich nichts zu thun hatte, spielte ich im Belle-Alliance-Theater irgend eine meiner

älteren Repertoïrerollen, „Vive's Memoiren“ oder „Unruhige Zeiten“ von Pohl. Und siehe da: das Belle-Alliance-Theater war ausverkauft und das Wallner-Theater leer.

Nach dem großen Erfolge des „gemachten Mann“ standen wir wieder ohne Novität. Weder G. v. Moser noch Schönthan, unsere dem Theater noch treu gebliebenen Dichter, schafften etwas neues, und wiederum hieß es, in die alte Kiste greifen und sich an bewährten Mustern halten. So kam der Sommer 1884. Das Wallner-Theater hatte eine Saison hinter sich, die gute und schlechte Tage gesehen, und letztere schienen fast die ersteren zu überwiegen.

Im Juli desselben Jahres saß ich in Bichl in Oberbayern behaglich in dem reizenden Landhäuschen, das meine Frau sich erworben und überaus wohnlich eingerichtet hatte. Ich schwelgte in Wonne und wartete hier der Dinge, die da für die nächste Saison uns das ersehnte Bühnenheil bringen sollten.

Da, eines Tages, überraschte mich mein alter Freund Lebrun auf der Reise nach Tarasp, seine Gesundheit zu stärken. Er wollte es sich nicht nehmen lassen, mit mir einige Tage zu verbringen. Die herrliche Luft und theilweise die herzliche Aufnahme, die er fand, veranlaßten ihn, einige Wochen bei mir zuzubringen. Ja, nach seiner Tarasper Kur erschien er wieder bei mir, und hier hatte ich Gelegenheit, in die innersten und internsten Verhältnisse unseres Theaters Einblick zu erreichen. Wir

waren absolut fertig. Wir hatten weder ein Repertoire, das auf die Dauer ein Institut, welches täglich 1900 Mark beanspruchte, nöthig hat, noch war eine Aussicht vorhanden, ein zugfähiges Stück zu erhaschen, das Schlimmste aber war, es war auch kein Geld vorhanden, ein fragliches Interregnum abwarten zu können.

Tröstend und beruhigend stand ich Lebrun zur Seite, obwohl ich mir sagen mußte, was können ihm meine Trostesworte nützen, wo greifbare Dinge so nöthig waren. Wir schüttelten uns schweigend beim Abschied die Hände. — Er reiste nach Berlin, nachdem ich ihm noch eine Last abgenommen, indem ich meinen Urlaub um einen Monat verlängern ließ, damit ihm die Sorge um eine große Monatsgage erspart bliebe. —

Eröffnet wurde die Saison mit einem Kneißel'schen Lustspiel „Sie weiß etwas“. Diese sehr saubere und niedliche Arbeit hatte einen in der Theatersprache „pflaumenweichen“ Erfolg: Nicht kalt, nicht warm. Lebrun berichtete mir aus Berlin in einem wehmüthigen Brief, daß er nicht wisse, wo ein und aus. Er sandte mir mit dieser Nachricht ein Stück, das er mich bat, sobald wie möglich zu lesen und ihm meine Meinung darüber unverzüglich mitzutheilen. Ich las das Stück und sandte es ihm nach einigen Tagen mit folgendem Begleitschreiben zurück: „Lieber Freund, ich habe nichts hülfloseres seit langer Zeit gelesen; kenne auch die Hauptfiguren, da ich in einem Stück, worin dieselben enthalten sind, bei Maurice in Hamburg gastirt habe. Leider fiel das Stück durch.

Es hieß: „Der Waijenknabe“. Sächsische Schauspiel-
direktoren, wie solche in besagtem Stück vorkommen, habe
ich auch zur Genüge in Berlin gespielt und halte den
dritten Akt schluß, wo ich mich als nackten Römer präsenti-
re, für den größten Durchfall, der je dagewesen ist.“

Mein lieber Leser, Du wirst sofort errathen, daß
dieses Stück „Der Raub der Sabinerinnen“ ist. Aber
da der Verfasser des Stückes auf dem Titelblatte fehlte,
so hatte ich auch keine Ahnung, daß dieses Stück von
den Gebrüdern Schönthan sei. Lebrun aber, der mir
sogleich zurückschrieb: „Bin vollständig Deiner Meinung,“
hatte den Verfassern meinen Brief unterbreitet. Selbst-
redend waren dieselben darüber nicht sehr erbaut, und
so kam es, daß mir beide Herren, wie man so sagt, nicht
ganz grün waren.

Als ich in Berlin eintraf, war unser Theater das
schlechtbesuchteste Berlins. Es hatte sich in der Alten
Jakobstraße in dem ehemaligen Reunion-Theater ein
kleines winziges Theaterchen etablirt. Der Führer dieses
Thespiskarrens hieß Adolf Ernst. Es war derselbe,
der durch einen glücklichen Zufall für mich im Jahre 1877
im Vorstädtischen Theater die von mir freirte Rolle des
„Piepfe“ in „So sind sie Alle“ nachspielen durfte. Dieser
Mann hatte einen ganz leidlichen Erfolg und seine ihm
treu ergebene Ehehälfte, eine fündige, rührige Frau, ver-
anlaßte ihn, nach Schluß dieses Engagements in Berlin
zu bleiben und womöglich eine Direktion zu übernehmen.
Den ersten Schritt dazu benutzte er bei dem Bankerott

des Direktor Schreier im Luisenstädtischen Theater. Nach leidlichen Erfolgen siedelte er in das obengenannte ehemalige Reunion-Theater in der Alten Jakobstraße 30 über und nannte dies Theater Central-Theater.

Nun begann seine, vielmehr seiner Frau Rosa Ernst eminente Thätigkeit nach allen Seiten. Mit Stücken der unvernünftigsten Handlungen und banaler Ausstattung hat diese Direktion das Unweise auf der Bühne geschaffen. Von der gesammten Presse wurde dies nicht nur beglaubigt und als eine neue Aera bestätigt, sondern in der Beurtheilung dieses mit Pomp aufgeführten Sammeljuriums als die richtige, wahre Berliner Posse gekennzeichnet.

Das Publikum lief in hellen Schaaren in dieses Theater, und man machte es dem in jeder Beziehung vornehm und künstlerisch denkenden und handelnden Direktor Lebrun zum Vorwurf, daß er nicht ebenfalls in dieser frivolen Weise operire. Ihm, dem vortrefflichen Direktor, Regisseur und Schauspieler von gutem alten Schlage, hat das trübe, recht bittere Stunden bereitet. Tren seiner Devise „Kunst und Natur ist eines nur“, bot er dem Appell an diese Insinuation die Stirn, und noch einmal sollte dem Wallner-Theater für lange Zeit das Theaterglück blühen.

Besagtes Stück von den Gebrüdern Schönthan, in dem ich mich hartnäckig weigerte, die Rolle des Theaterdirektors Striese zu spielen, da es nach meiner Ansicht verlorene Liebesmüh' sei, wurde auf Bureden

unseres Regisseurs Kurb, der anderer Ansicht war und in mir den einzigen Interpreten des Striese erblickte, einstudirt. Die Premiere sah ein total ausverkauftes Haus, ein Anblick, der Monate lang für uns nur eine Fabel gewesen war.

Anfangs verhielt sich das Publikum noch kühl. Ich wurde zwar nach meinem Abgang stürmisch gerufen, doch war beim Fallen des Vorhangs nach dem ersten Akt nicht der erhoffte Erfolg zu verzeichnen. Vom zweiten Akt aber steigerte sich der Beifall zu einer bis dahin ungeahnten Intensivität und ist in den Annalen des Wallner-Theaters ein derartiger Premierenerfolg vordem nicht zu verzeichnen gewesen. „Der Raub der Sabinerinnen“ war nicht nur für unser Theater der größte und schnellste Kassenerfolg, sondern ich mußte mich als geschlagen betrachten und gestehe ruhig ein: Irren ist menschlich!

Der Striese in meiner Darstellung ist wohl für meine Herren Kollegen ein fetter Bissen geworden. Denn es giebt wohl kein Theater in Deutschland, Oesterreich, ja selbst deutsche Theater fremder Nationen, wo der Striese in Thomas'ischer Kopie dem Publikum nicht weidlich servirt wurde. Und wenn ich bei den vielen Schöpfungen, die ich auf die Welt bedeutenden Bretter gestellt habe, Freude und Befriedigung genossen, so habe ich in der Darstellung dieser Rolle die Genugthuung: mein „Striese“ ist eine Type geworden.

Ueber der gesammten Darstellung im „Raub der Sabinerinnen“ leuchtete ein guter Stern. Das junge

Paar Hofmeister wurde von Hedwig Meyer und Alexander gespielt. Letzterer wurde von mir Lebrun als Schauspieler empfohlen. Ich sah Alexander im Wiener Stadttheater unter der Direktion Bukowicz. Dort spielte er eines Abends eine komische Charge, einen Theater-Claqueur in dem Moser'schen Lustspiel „Ein Sklave“. Die Art und Weise, wie dieser junge Schauspieler seine nicht unbedeutende Episode zur Geltung brachte, fiel mir auf. Und als sich Lebrun bei mir nach einem Herrn Alexander erkundigte, der Bonviant und Liebhaber spielen sollte, erwiderte ich ihm, ich kenne zwar einen Herrn Alexander, aber der sei wohl Komiker, ich habe ihn in Wien gesehen und mich weiblich über ihn amüßirt. Er wurde engagirt.

Neben Blencke, der als jugendfrischer, fröhlicher Bonviant die Stütze des Lustspiels und Schwanfes war, wurde es dem neu engagirten Alexander nicht ganz leicht. Sein erstes Auftreten in „Rue Pigalle 116“ oder „Ein verdächtiger Schwiegerohn“ von Bisson, einem dreiaktigen französischen Schwanf, war zwar beifällig doch kein Erfolg. Mit dem Hofmeister im „Raub der Sabinerinnen“ trat Alexander zum ersten Mal in die Reihe der beliebten Schauspieler des Wallner-Theaters. Hedwig Meyer war eine vortreffliche Partnerin, und Helene Odilon, ein junges, neu erworbenes Talent, versuchte zum ersten Male ihre theatralischen Schwingen in der Rolle der Paula zu rühren. Paula Carlßen, diese liebenswürdige und sympathische Vertreterin feiner

komischer Charaktere gab die Professorin mit hohem künstlerischen Verständniß, und die für Dienstmädchen-Rollen prädestinirte Lina Löffler war ein Unikum für die Lotte. Guthery war ein vortrefflicher Professor, Ernst Niet ein sehr komischer Weinhändler, und Blende war ein unnachahmlicher Vertreter für den angehenden Komödianten. — In solch' ausgezeichneteter Besetzung ist „Der Raub der Sabinerinnen“ wohl an keinem Theater aufgeführt worden.

Unter diesem glücklichen Stern florirte die Kasse einige Monate. Leider hatte die lange Pause bis zur ersten Vorstellung des Schönthyan'schen Schwankes die pekuniären Mittel derartig in Anspruch genommen, daß selbst der große Ueberschuß, welcher sich aus den nunmehr ausverkauften Häusern ergab, nicht im Mindesten ausreichte, um das wracke Theaterschiff wieder zu heben. Die hundertste Vorstellung war vorüber, und trotz des eifrigsten Bemühens war „neues Futter,“ wie Lebrun sich auszudrücken pflegte, nicht in Aussicht. Das Wallner-Theater spielte trotz seines vortrefflichen Ensembles wiederum vor leeren Bänken. Wohl hatten wir mit den Moser'schen Lustspielen „Der Salontyroler,“ „Mit Vergnügen“ einige Lichtblicke, aber alle diese Stücke waren nicht so einwirkend, um den Etat zu bestreiten. Eine recht traurige Zeit für eine fröhliche Künstler-schaar.

Das Lustspiel „Die Sorglosen“ von l'Arronge sollte für uns der rettende Engel sein. Aber ach! Nach

einigen 40 Vorstellungen mußte dieses vom Repertoire abgesetzt werden, da es nicht im entferntesten an die früheren Kassenerfolge l'Arronge'scher Volksstücke heranreichte. —

In diese Zeit fällt auch die Gründung des „Deutschen Theaters“ durch Adolf l'Arronge, Friedrich Haase, Ludwig Barnay, Dr. Förster und Friedmann.

Mit welcher hochtönenden und künstlerisch verquirlten Phrasen wurde dieses Theater in die Welt gesetzt! Anfangs ging ja Alles ganz nach Wunsch. Aber als ein und der andere Societär vom Baume der Erkenntniß abfiel, blieb dies Theater in den Händen des ersten Käufers, Adolf l'Arronge's. Seine Kultivirung des bürgerlichen Volksstückes, Lustspiels und Schwankes, der Domäne des Wallner-Theaters, machte unserm Repertoire sehr viel zu schaffen, und in dieser Konkurrenz lag auch wohl hauptsächlich der Mangel an zugfähigen Novitäten.

Lebrun verzweifelte. Mir, dem einzigen Vertrauten seiner Dispositionen, eröffnete er eines Tages: „Lieber Emil, ich kann nicht weiter, ich muß schließen!“

Ich hatte das längst erwartet und suchte ihn auf jede mögliche Weise zu trösten. Ich bedeutete ihm, daß ein derartiger Stillstand im Theaterwesen schon öfter eingetreten, aber durch ein plötzliches, unerwartetes Erscheinen eines Kassensstücks wieder wett gemacht worden sei.

Und ich hatte mich nicht verrechnet. Mit Moser's Lustspiel „Die Leibrente“ sahen wir das alte Stammpublikum des Wallner-Theaters allabendlich wieder voll-

zählig beisammen, und der altgewohnte Jubel, der sich bei der Darstellung dieses fröhlichen Schwankes im Hause verbreitete, berechtigte zu neuen Hoffnungen. Aber ach! Wie trügerisch ist selbst ein scheinbarer Erfolg, der für echt gehalten war. Plötzlich versagte nach einigen 60 Vorstellungen auch dieses Stück, und aus war es mit der Direktion Lebrun.

Mühsam schleppte sich die Saison 1885/86 mit allerlei ödem und interesselosem Stückwerk hin, bis endlich am 1. Januar 1886 Lebrun das gesammte Personal zusammenrief und demselben eröffnete, man solle ihm die fällige Gage stunden, er hoffe noch Material zu finden, das Theater wieder auf den gewohnten Höhepunkt zu bringen und dann die restirende Gage nachzuzahlen. Er hoffe aus dieser Darstellung für sich den gewünschten Erfolg. Er habe aber trotz der mißlichen Verhältnisse keineswegs die Absicht, die Direktion niederzulegen.

Aber es kam anders. Der Theateragent W. Hasemann, dem die Situation des Wallner-Theaters nicht unbekannt geblieben war, hatte sich von dem Sportsmanu Dohlschläger 100000 M. zu verschaffen gewußt, die ihm derselbe in einer Anweisung an ein Berliner Bankhaus für die Uebernahme des Wallner-Theaters gegeben hatte. Er berief einzelne der ersten Mitglieder des Personals, theilte ihnen mit, daß er geneigt sei, das Wallner-Theater zu übernehmen und zeigte ihnen pflichtschuldigst bei dieser Gelegenheit so en passant obenge-

nannte Anweisung auf 100 000 M. Selbstredend waren nun diese Herrschaften keineswegs mehr für den für sie verlorenen Lebrun gestimmt, sondern sie waren eifrig bemüht, den Mittel besitzenden Hasemann an's Ruder zu bringen. Und nicht wenig überrascht war Lebrun, als ihm in einer Ansprache, während einer General-Versammlung des gesammten Personals, heftiger Widerstand entgegengesetzt und ihm bedeutet wurde, daß sie in seiner auf die Zukunft vertröstenden Rede keine Garantie besäßen, während sie in Herrn Hasemann, dem mit 100 000 M. gesegneten neuen Direktor ihr Heil gefunden hätten.

Als ich, ebenfalls der Versammlung beiwohnend, dieses Gebahren sah, wie plötzlich fast das ganze Personal dem geflügelten Worte: *Le roi est mort, vive le roi!* huldigte, nahm ich meinen alten Freund Lebrun, der über die Täuschung in der Meinung seiner sonst so Getreuen, thränenden Auges fast zusammenbrach, bei Seite und führte ihn in das Theaterbureau. Hier erklärte ich ihm, daß er unter keinen Umständen mit Hinterrückung für das fernere Wohl und Wehe seiner Familie Geld aufreiben solle, da die Angelegenheit für Hasemann zu weit gediehen, und falls er die momentan zu zahlende Gage auch aufreibe, die nächste doch nicht würde zahlen können. Er sollte auf jeden Fall die Direktion niederlegen und dem vom Personal Angejubelten das Feld räumen. Lebrun hatte das Recht laut seiner Verträge das ganze Personal, sobald er die Direktion niederlegte, in 14 Tagen zu entlassen. Somit

war er seinen ganzen Verpflichtungen, dem Personal gegenüber enthoben. Nur ich hatte einen festen, unkündbaren Vertrag, selbst auch auf die Gefahr einer Direktionsniederlegung hin. Derselbe lautete noch auf 3 volle Jahre. Es bedurfte zwischen Lebrun und mir keiner Auseinandersetzung. Ich habe ihm meinen Vertrag zerissen auf den Schreibtisch gelegt und damit über eine große Summe quittirt. Meine Freundschaft für den guten, vielleicht zu guten, edel denkenden, vortrefflichen Mann war keine Theaterfreundschaft, die leider nur nach Erfolgen abgemessen wird. Wir waren Freunde im wahren Sinne des Wortes, und unsere Freundschaft, ehrlich und wahr, hat unverändert fortbestanden bis zu seinem 1895 erfolgten, mir viel zu frühen Hinscheiden.

Vor und während meines Wallner-Engagements fallen auch die jährlichen Gastspiele am Bellealliance-Theater unter der Direktion August Wolff. Allsommerlich war ich der zugkräftigste Gast dieses Theaters. Auf dieser Bühne freierte ich in dem Rosenschen Lustspiel „Defizit“ den Großkaufmann Luther. Das mit enormen Erfolg aufgeführte Stück und die darin besagte Rolle figurirt heut noch als eine der beliebtesten auf meinen Gastspielreisen.

Im Juni 1886 war ich zum letzten Mal Gast des Bellealliance-Theaters. Während dieses Gastspiels brachte ich die vieraktige Posse „Das Paradies“ von Treptow und Herrmann heraus und machte mit diesem Stück ein so enormes Glück, daß auf meinen Gewinnantheil für

30 Vorstellungen ein Honorar von 12 000 Mark entfiel. Ich erörtere nur diese Stelle meines Tagebuchs, weil ich später darauf zurückkommen muß, daß leider ehrliches Wollen und Schaffen beim Theater mit unsagbarer Arbeit gepaart, selbst schwer verdientes Vermögen kostet, da wohl in keinem anderen Beruf Undankbarkeit und Interessenlosigkeit so häufig vorkommt.

Während eines dieser Gastspiele hatte ich das Vergnügen einer Aufforderung des General-Intendanten Exc. von Hülsen nachkommen zu dürfen der auf allerhöchsten Befehl beauftragt war, in den Sommermonaten, wo die königlichen Theater geschlossen waren, eine Matinee zu arrangieren. Jetzt war guter Rat theuer.

Hülsen ließ mich kommen und fragte mich, ob ich geneigt wäre in dieser Matinee zur Feier der Kaiserlichen Tauffeierlichkeiten, die hauptsächlich für die fürstlichen Gäste arrangiert werden sollte, mitzuwirken. Ich sagte natürlich zu, und Hülsen ersah für diesen Zweck den Einakter „1732 Tbl. 22 $\frac{1}{2}$ Sgr.“ in dem ich im Verein mit Mitgliedern des Bellealliance-Theaters mein populäres „Kälbchen“ spielen sollte.

Außerdem spielte noch Frau Fried-Blumauer, die einzige königliche Schauspielerin, die noch aufzutreiben war, in dem „Buttlig'schen“ Einakter „Die Alte Schachtel.“ Und eine z. B. in der Philharmonie gastierende italienische Operngesellschaft füllte den andern Theil des Programms aus.

Der gesamte Hof, alle Fürstlichkeiten waren im Opernhaus erschienen, und rauschende Beifallsstürme belohnten mich von Seiten des gesammten Auditoriums.

Der Herzog von Aosta, ein Bruder des Königs von Italien erschien mit dem italienischen Gesandten Lavigne, und der derzeitige Ober-Director, mein alter Freund Ferdinand von Strank, stellte mich auf Ersuchen den hohen Herrschaften vor. Die schmeichelhaftesten Kundgebungen über meine Leistungen wurden mir hier zu Theil, und ich danke dem Zufall und Herrn von Hülßen, daß mir diese Malinee die große goldene italienische Medaille für Kunst und Wissenschaft einbrachte.

Nun begann die Werbetrommel des Herrn Hasemann.

Nachdem ich gehört, daß er das gesammte Personal engagirt habe und mit einem Lustspiel von Oskar Blumenthal eröffnen wollte, wartete ich der Dinge, die da kommen sollten. — Und sie kamen. Hasemann schrieb mir, ob auch ich geneigt sei, in den Verband des Wallner-Theaters zu treten, bemerkte mir aber zugleich, daß er hinsichtlich der von mir bis dato bezogenen Gage eine Reduzirung eintreten lassen wolle, da er ein solch' luxuriöses Engagement, wie er mir schrieb, sich nicht wie Lebrun gestatten dürfe. Ich habe darauf nicht geantwortet.

Bei einer zufälligen Unterredung mit Gustav

Kadelburg theilte mir derselbe unter dem Siegel der Verschwiegenheit mit, daß ich nicht warten sollte, bis Hasemann mir einen Antrag mache. Ich sollte mich vorsehen, da in dem neuen Stück von Blumenthal wohl eine komische Rolle für mich sei, aber der Verfasser sowohl, wie der neue Direktor es nicht für richtig gehalten hätten, mir die Rolle zu übertragen, sondern Herrn Guthery. Mir war es unfassbar, aus welchen Gründen Herr Dr. Oskar Blumenthal mich so ganz übergehen wollte. Ich, respective meine Frau hatte ihm ja eine der größten Gefälligkeiten erwiesen.

Er hatte zwei Jahre zuvor, im Verein mit Ernst Pasqué, das Ausstattungsstück „Frau Venus“ geschrieben. — Eines Tages erhielt ich in meiner Wohnung den Besuch von Blumenthal und Frau, bei welchem derselbe mir eröffnete, daß er oben besagtes Stück beim Direktor Scherenberg am Viktoria-Theater eingereicht, daß aber ohne Besetzung der Titelrolle mit meiner Frau dieselbe nicht denkbar wäre. Ich bat mir das Stück zur Lektüre aus — er hatte es mitgebracht — las es und erklärte mich bereit, meine Zustimmung zu einem etwaigen Gastspiel meiner Frau am Viktoria-Theater zu geben.

Das Viktoria-Theater hatte bei der Uebernahme der Direktion Scherenberg mit „Goldjand“ von Sardou einen eklamanten Abfall erlebt, und als ich an demselben Abend, an welchem mir Blumenthal das Stück gebracht hatte, mit meiner Frau und ihm das Viktoria-Theater

besuchte, sah ich dies Berliner Theater so leer, wie ich, seit Theater existiren, keines vorgefunden habe. Mir war sehr trübselig während des ganzen Abends zu Muth, und ich gestehe, daß ich mehrmals den Anlauf nahm, mein schon gegebenes Wort wieder zurückzuerhalten. Aber Direktor Scherenberg und Blumenthal hielten mich beim Wort, und so kam Weihnachten 1883 „Frau Venus“ mit meiner Frau in der Titelrolle im Viktoria-Theater in Berlin heraus.

Was ich für das Zustandekommen dieser Vorstellung gethan, mag ja wohl im Interesse meiner Frau geschehen sein, aber immerhin kam es doch dem Autor höchlichst zu Gute, und meine Rathschläge, die auch trotz vieler Gegenreden acceptirt wurden, waren schließlich zu Ruh und Frommen des glanzvoll sich gestaltenden Abends. Wie oft mir von Seiten des Verfassers Dankesbethenerungen gemacht wurden, habe ich nicht gezählt, aber sie waren zahllos. Während ich dieses niederschreibe, fällt mein Blick auf den mir vis-à-vis an der Wand hängenden Kranz, der meiner Frau zur hundertsten Vorstellung der „Frau Venus“ im Viktoria-Theater vom Verfasser nebst einem Gedicht überreicht wurde, in welchem die schmeichelhaftesten Lobeserhebungen in lyrisch gehaltenen Versen überströmen. Ach, ein Thor, wer all dies glaubt! —

Ich fuhr sofort nach der Unterredung mit Kadelburg zu Blumenthal, wurde dort, wie gewöhnlich auf das lebenswürdigste empfangen: man hatte ja keine

Ahnung, daß ich gewarnt worden war. Und als ich ganz harmloser Natur nach seinem neuen Stücke fragte, ob eine Rolle für mich darin enthalten sei, erhielt ich die Antwort: nein! Herr Guthery spielt die Rolle! Jetzt wußte ich genug. Welche Gründe die Veranlassung dazu waren, weiß ich nicht, ich habe auch nicht danach gefragt.

Meine Dispositionen waren getroffen. Ich ließ mir von der Firma Drencker eine Gastspiel-Tournee zusammenstellen, was nicht so leicht zu bewerkstelligen war, aber der immensen Tüchtigkeit meines alten Kumpan's und Waffenbruders Saustleben hatte ich es zu verdanken, daß ich am 16. Januar in Bromberg, wo ich zuerst landete, mein Gastspiel beginnen konnte. Ich spielte hier vor stets gut besuchten Häusern und freute mich mit lieben, fröhlichen Bekannten schöner Tage. — Da kam der Tag der Eröffnung des Wallner-Theater unter der Aera Hajemann. „Mit Sammt und Seide“ so hieß das neue Lustspiel Blumenthals, von dem man sich den Chimborasso aller Erfolge versprochen hatte. Nicht wenig überrascht war ich, als ich mit einigen Offizieren der Garnison Abends scherzend und plaudernd beisammen saß und mir der Telegraphenbote eine Depesche überreichte. Sie lautete: „Wallner-Theater schmählich durchgefallen!“ Ich muß gestehen, Schadenfreude war nie meine Art, aber diesmal juckte es mich doch, und ein vernehmliches „Also doch“ veranlaßte meine Gesellschaft, mich über den Inhalt der Depesche zu interpelliren. Flugs erzählte ich ihnen meine Geschichte, und es wurde

beschlossen, noch eine Bowle kommen zu lassen, die uns die Zeit verzetteln solle, da man bestimmt noch weitere Nachrichten erwarten könne. Und so war es. Drei Depeschen erhielt ich, eine immer schrecklichere Mittheilungen enthaltend als die andere. Es war 6 Uhr Morgens, als ich mich erhob um in mein Zimmer zu wandeln, und lange verließ mich der Schlaf, da ich an die Unbill denken mußte, die mir in Berlin widerfahren. Die noch folgenden Nachrichten über den Stand des Wallner-Theaters waren so kläglich, daß ich andererseits wieder froh war, nicht zu den Mitschuldigen zählen zu dürfen, die vor den leeren Häusern ihre Künste produzierten. Von Bromberg ging ich nach Posen. Dort erschien eines Tages in meinem Zimmer der in Berlin nicht unbekante Spezialitäten-Direktor Quarg. Er fabelte mir von einem neu erbauten, vollständig als ein erstes Institut zu betrachtenden Theater vor, welches als Königsstädtisches Theater auf dem Alexanderplatz unter seiner Direktion ganz außerordentlich florire. Er sei der Eigenthümer. Und da das Wallner-Theater augenblicklich sehr stark im Hintertreffen stände, mit mir aber, dem populären Schauspieler, ein Geschäft zu machen sei, so proponire er mir die Mitdirektion, die aber im Herbst unbedingt übernommen werden müsse. Der Vertrag, der darüber zu machen sei, stände ganz in meinem Belieben. Ich sollte ihm nur Vorschläge machen, er würde alles acceptiren.

Als ich ihm erklärte, daß noch mehrere Gastspiele in diese Zeit fielen, war sein Wunsch, ich

sollte alles rückgängig machen, um jeden Preis wünsche er mit mir die Direktion. Es wurde ein Vertrag gemacht, worin sich Quarg als Eigenthümer des Königstädtischen-Theaters aufstellte und wohlgenut und hoffnungsreich trat er seine Rückreise nach Berlin an. Ich war mit einem Male der Mitdirektor des Königstädtischen Theaters. Alle sonstigen Gastspiele wurden gelöst. Ich ging nach Berlin, engagierte ein Personal, dessen Ansprüche der Bühne angemessen waren. Zu meinem Vertrauten und Leiter der Massengeschäfte machte ich Ernst Niet, der in einer gleichen Stellung Jahre lang bei Lebrun am Wallner-Theater engagiert gewesen war.

Ernst Stockhausen, ein sehr findiger und umsichtiger junger Mann, wurde mein Sekretär. Ich acquirirte von einem jungen Schauspieler, Namens Köhler, der heute am Deutschen Theater als Costumier und Schauspieler figurirt, und der damals den Pegasus bestiegen hatte, eine Posse „Lehmann“.

Bei der ersten Probe wurde mir durch die Besizerin des Nebenhauses, Frau Dietert, bekannt gegeben, wenn nicht sofort 30 M. bezahlt würden, sie die Ein- und Ausgänge der Bühne schließen würde. Ich war nicht wenig überrascht und hatte große Lust, den Boten dieser Dame etwas unsanft aus dem Hause gleiten zu lassen. Jedoch befragte ich Quarg ob dieses Ansinnens, gewiß sagte Quarg, der Zuschauerraum gehört mir, aber die Bühne gehört zum Nebenhause, und dafür bekommt die Dame pro Abend 30 M.

Ich war sprachlos, aber was war zu machen? Ich wies ihn an, diese 30 M. zu zahlen. Er versprach's. Doch mußte ich von Frau Dietert hören, daß Quarg seit einem halben Jahre keine Miethc bezahlt, sie erst die rückständige Summe verlange, widrigenfalls die Bühne geschlossen würde. Quarg hatte sich im Vertrag als Eigenthümer des Hauses hingestellt. Von mir in die Enge getrieben, rückte er endlich heraus, daß er nicht einmal Besitzer des Zuschauerraums sei, sondern denselben an seine Gläubiger Kuhn und Genossen verpfändet habe. Ein derartiges — gelinde gesagt — Versteckenspiel ist wohl noch nie dagewesen. Was war zu thun? Ich hätte ja vermöge meines Vertrages, worin Quarg als Konzessionär und für die Gagen haftbar benannt war, austreten können. Aber das Personal war im Vertrauen zu mir gekommen und nicht zu Quarg. — Ich zahlte also aus meiner Tasche vorläufig die rückständige Summe an die Besitzerin des Nebenhauses und eröffnete mit „Lehmann“ das königstädtische Theater. Es war wohl eine der turbulentesten Scenen, die eine Premiere erlebt hat. Das Publikum spielte mit. Es gab Momente, wo auf der Bühne nur noch pantomimisch gearbeitet werden konnte. Und wiederum erwies es sich klar, daß beim Theater jede Theorie aufhört, nur die Praxis das wahre ist.

Ich hatte vor dieser Posse in vielen unbedeutenderen Stücken mein Licht leuchten lassen dürfen, auch später hat es viel hilflosere Stücke gegeben, die nicht

so schlecht behandelt worden sind, wie dieses. Aber wenn sich einmal orkanartig der Sturm im Theater erhebt, so ist jede Hoffnung auf Rettung hinfällig. Jetzt hieß es arbeiten und das schnell und hart. Ich brachte in einer ganz hübschen Ausstattung die Pohl'sche Posse „Der Jongleur“ mit der Soubrette Tischerpa heraus, und siehe da — die Kasse florirte!

Die Gläubiger des Quarg hatten auf diesen Moment nur gewartet. Jetzt erschienen sie, mir mitzutheilen, daß Quarg überhaupt nichts in dem Hause zu suchen hätte. Wollte ich weiter spielen, so müßte ich mit ihnen einen Vertrag machen, nach welchem sie an jedem Abend $\frac{1}{3}$ der Bruttoeinnahme durch ihren Bevollmächtigten einziehen lassen würden. Wegen einen derartigen Gewaltstreich versagten selbst die Mänsche meines Rechtskonsulenten. Und so nahm man mir als demjenigen, der auf die unverantwortlichste Weise hinters Licht geführt worden war, ein nettes Sümmchen ab, ohne sich auch nur um die laufenden Zahlungen, geschweige denn die Gagen zu kümmern.

In dieser Situation kamen wir mit dem Volksstück „Schrot und Korn“ von Niet und Ely, dann durch ein sporadisches Gastspiel Betty Dammhofer's mit den „Lustschlößern“ heraus. Beide Stücke brachten den Gläubigern einen guten Theil Gewinn, während sie mich, den man mit dem falschen Ehrgefühl die engagierten Mitglieder bezahlen ließ, ein ganz Erkleckliches kosteten.

Am ersten Weihnachtstage 1886 riß mir die Geduld. Ich erklärte, daß ich von nun an nichts mehr an die Gläubiger abführen würde, worauf sie mich, nachdem ich die Einnahme dieses Abends glücklich bei Seite gebracht, benachrichtigten, daß sie dann das Theater am zweiten Feiertage schließen würden, in der Meinung, ich würde an ihren Intentionen festhalten. Und sie schlossen das Theater.

Im Vertrage stand, sollte das Theater von Herrn Quarg geschlossen werden, so habe auch ich keine Berechtigung mehr als Schauspieler oder Direktor zu fungiren. Ich erklärte nun nicht mehr spielen zu wollen. Abends kam das Publikum, stand in Menge vor dem Haus und begehrte Einlaß. Aber ich erklärte — Nie mehr zur Disposition zu stehen. Man schickte nach mir in meine Wohnung, es wäre alles ein Mißverständnis, und steht es einzig in der Theatergeschichte da, daß ein Theater, das ausverkauft gewesen wäre, an diesem Abend geschlossen blieb.

Somit war ich meinen Verpflichtungen gegen Quarg und Genossen ledig.

Das Personal war nur im Auftrage von Quarg von mir engagirt. An ihn gewiesen, spielten sie auch unter seiner Leitung weiter.

In diese Zeit fallen zwei Arrangements, wovon das eine mir ein Erkleckliches einbringen, das andere, das sich zuerst auch recht günstig gestaltete, mich später um Hunderttausende bringen sollte. Durch die Agentur Crelinger war ich dem in Amerika wie in Deutschland

damals sehr gut akkreditirten Theaterunternehmer Gustav Amberg in New-York als Gast empfohlen worden.

Schon einmal hatte mir Direktor Neuendorff von New-York im Jahre 1876 ein Gastspiel angetragen, welches ich aber aus Furcht vor dem großen Wasser nicht angenommen. Diesmal machte man mir die Sache sehr plausibel, und ich unterzeichnete den Gastspiel-Kontrakt, beginnend vom 1. März bis 1. April 1887. Derselbe gewährte mir für zwei Personen freie Fahrt 1. Kl. auf einem mir beliebigen Dampfer hin und zurück und jeden Abend ein Honorar von 200 Dollar, 10000 M. Garantie bei einem hiesigen Bankhaus vor meiner Einschiffung zahlbar.

Es waren 30 Vorstellungen vorgesehen. — Das andere Arrangement war die Pachtung des Central-Theaters durch die Agentur Entsch. Ich unterzeichnete nach langen Verhandlungen, bei denen ich vor allen Dingen ganz genau wissen mußte, ob mein Vorgänger die Absicht hatte, weiterhin die Direktion zu behalten. Und als mir schließlich ein Brief vorgelegt wurde, worin derselbe absolut erklärte, daß er nicht mehr gesonnen sei, die Direktion zu führen, so pachtete ich für 30000 M. das kleine verfallene Central-Theater. Verlockt durch die immensen Geschäfte, die dort mit den allerunnöglichsten und undenkbarsten Stücken erzielt waren, griff ich zu dem Angebot. „Wenn schon bis jetzt Ihre Copie,“ wie man mir wiederholt sagte, „so gut reussiert, was wird dann erst das Original in diesem Hause machen?“

Ich zahlte meine Kaution von 25 000 M., und dann reiste ich mit meinem Pachtvertrage als Direktor des Central-Theaters vom 1. September 1887 nach Amerika.

Die Reise war für mich eine Erholung. Furcht vor der Seekrankheit hatte ich nicht, aber ein Gefühl der Müdigkeit beschlich mich, als die stolze „Aller“ des Bremer Lloyd aus der Weser in die Nordsee fuhr. Meine arme Frau hatte auf der ganzen Reise wenig oder gar nichts gesehen, als ihre Kabine und nur ein Moment der Erquickung für sie war es, als wir in Southampton fünf Stunden hielten, um dort Kohlen aufzunehmen. Mir dagegen bekam die Seeluft, der hohe Seegang, ja selbst das Sturmgeheul im offenen Meer außerordentlich gut. Ich war der Schrecken der table d'hôte; ich war der erste, der sich zu allen Eßstunden pünktlichst einfand und der, welcher mit dem Schiffsarzt Nöhr so mancher Flasche den Hals gebrochen.

Herrlich, großartig, gigantisch war der Anblick, als das majestätische Schiff wie ein Rachen bei den Newfoundland-Banks hin- und hergetummelt wurde. Die Wellen schlugen mächtig über die Navigation und der Sturm rüttelte mit einem Getöse, Kanonendonner gleich, an Masten und Schornstein. Während dieser Vorgänge saß ich gemüthlich in der Rauchkabine und erzählte den von der Schiffsbewegung hin- und herschwankenden Genossen meine schönsten Anekdoten. So verträdelte ich im wahren Sinne des Wortes die für mich herrliche Ueberfahrt, und als meine Blicke bei der Einfahrt über New-

York, wohl mit die schönste Stadt der Welt, schweiften, da ging mir das Herz auf. Ich empfand, du bist in einer neuen, großen, aufstaunenswerthen Welt. Kurz vor Hoboken stellten sich in einem kleinen Dampferchen Persönlichkeiten der Steuerbehörde ein, bei denen man eidlich auf ihre Anfrage die Existenz von steuerbarem Gut in seinen Kollies erhärten muß. Giebt man fälschlich an, man habe nichts steuerbares und wird bei der Landung von einem Offizianten dabei ertappt, so hat man schon einen Meineid geleistet.

Unter diesen Steuerbeamten, die an Bord kamen, befand sich ein Herr mit einem grauem Vollbart, der sich mir vorstellen ließ und mich als einen alten Bekannten begrüßte.

Ich hatte keine Ahnung, wer mir die Ehre gab, und es stellte sich heraus, es war der ehemalige Lieutenant von Schack von den Dragonern, der spätere Adjutant des Prinzen Friedrich Karl in Potsdam, zwingender Verhältnisse halber nach Amerika gegangen, dort im Krieg 1865 zum General avancirt, jetzt Chef der New-Yorker Steuerbehörde war. Es ist dies ein Posten, der in Amerika als Geld einbringend einzig in seiner Art da steht. Unter seinem Schutz schlüpfte ich durch alle Steuer-Verhältnisse hindurch und habe später in seinem reizenden Heim heitere und fröhliche Stunden verlebt.

Die „Aller“ steuerte nun bei schönstem Wetter in den Hafen von New-York nach Hoboken zu. Plötzlich wurden auf der Rhede kleine Dampfschiffe sichtbar, die

auf die „Aller“ zuktamen. Männerstimmen im Chorus sangen deutsche Lieder. Es waren dies die Ehren meines Empfanges. Obgleich ich, frei herausgesagt, ganz gern nach all' den Erfahrungen, die auf mein Gemüth recht verstimmend eingewirkt, Deutschland den Rücken gefehrt hatte, so konnt' ich mich doch nicht der Thränen erwehren, die mir durch die Darbringung der Empfangshuldigung des Deutschthums entlockt wurden. Meine Frau und ich wurden fast mit königlichen Ehren in Hoboken empfangen.

Amberg an der Spitze, die Vertreter der gesammten deutschen Presse im Frack empfangen uns, und so wurden wir mit den landenden Gesangschören und Musikvereinen in das nahe gelegene Hotel Meier geführt, wo im Saal eine wohlgedeckte Tafel stand, und beim Eintritt in dasselbe uns ein donnerndes Willkommen entgegengeschmettert wurde. Die Fanfaren setzten ein, und Hoch's begleiteten uns bis an unsere Plätze, der Liebenswürdigkeiten und des fröhlichsten Entgegenkommens war kein Ende.

Beim schäumenden Champagner, der in reichen Strömen floß, mußte ich den Vertretern der Presse meine Erlebnisse, welche ich auf der Ueberfahrt durchgemacht und auch nicht durchgemacht, sofort berichten. Nach meiner Erzählung, in der ich auch die kleinsten Vorkommnisse wiedergab, wurde man nicht müde, mich immer und immer wieder aufzufordern, etwas zum Besten zu geben. Bereitwilligst leistete ich Folge, und am andern Morgen konnte ich in sämtlichen New-

Yorker Zeitungen (englischen und deutschen) meine ernst und scherzhaft gemeinten Ueberlieferungen mit meinem Porträt geschmückt, spaltenweise wiederfinden. Die unbeschreibliche Liebenswürdigeit und Zuborkommenheit der New-Yorker Presse war für mich etwas ganz Neues. Es wird da drüben nicht, wie man so oft fälschlich behauptet, nur Sensation von Seiten der Zeitungs-Reporter getrieben, nein, es geht ein Zug des Wohlwollens und Klarlegung der Eigenschaften und Talente eines für Amerika fremden Künstlers durch die gesammte amerikanische Presse, die bei uns in Deutschland nicht nur nicht zu finden, sondern in meist recht kühler und abfertiger Art und Weise einen merkwürdigen Gegensatz bildet.

Von Hoboken ging es nach diesem feierlichen Diner über die Christoffer Fährte nach New-York in's Hotel Belvedere, wo Amberg für mich und meine Frau Logis gemiethet hatte. Daß man in dem seit langen, langen Jahren bestrenommirten Hotel Belvedere, dessen Besitzer der alte gute Wehrle, ein geborner Badenser, vorzüglich aufgehoben war, sollten wir bald erkennen. Schon die Ueberfahrt von Hoboken nach New-York machte einen grandiosen Eindruck. Ich sah die gewaltige Stadt New-York mit seinem Hafenleben, die hohen Binnens des bekannten Zeitungsviertels, Häuser von 11 bis 15 Stock, mit ihren Thürmen und Thürmchen, und näher und näher der Stadt kommend, das Getriebe der Einwohner einem Ameisenhaufen gleich, eine Welt von

Arbeitsthätigkeit. Und nun die Stadt selbst. Der Großstädter des Continents hat nicht die leiseste Ahnung und kann sich keinen Begriff machen, wie klein und winzig unsere Verhältnisse in allen Phasen gegenüber denjenigen der Großstädte Amerikas sind. Das Staunen, Kopfschütteln und im ersten Augenblick förmlich Wirrwerden nahm bei mir kein Ende. Leider konnte sich meine Frau von dem Alp der Seefrankheit nicht befreien und hatte noch Tage lang mit demselben zu kämpfen, so daß ich allein gejäubert und gepuzt auf Amberg's Wunsch Abends das Thalia-Theater in der Bowery, in welchem ich auftreten sollte, betrat. Man gab die Zeller'sche Operette „Der Bagabund.“ Das Haus war sehr gut gefüllt, und nun sollte mir eine Ueberraschung zu Theil werden, die nur allerhöchsten Persönlichkeiten dargebracht wird.

Amberg, der wohl in der Inszenirung von Gastspielen und außergewöhnlichen Ereignissen, die das Theaterleben berühren, keinen Rivalen zu scheuen braucht, war seit Monaten darauf bedacht gewesen, mein Gastspiel auf das Sorgfältigste vorzubereiten.

Jede Woche erschienen in sämtlichen Zeitungen New-Yorks Artikel über mich und mein demnächstiges Eintreffen in New-York. Bilder in ungeahnten Größen, kolorirte und Photographien fand ich an allen Ecken, sogar auf den Omnibussen und Pferdebahnen waren kleine Fähnchen ausgesteckt, die mein Porträt trugen. Auf den Trottoirs las ich alle zehn Schritt mit schwarzer

Schrift „Emil Thomas kommt!“, so daß die gewaltige arbeitsthätige Stadt förmlich fieberhaft auf das Eintreffen dieses Wunderthieres wartete.

Meine Ankunft war von Amberg bereits in demselben Augenblick, wo unser Schiff in Hoboken landete, per Telegraph nach New-York berichtet und durch ein Extrablatt, welches nur die Worte enthielt, „Emil Thomas ist heute Abend im Thalia-Theater“ dem Publikum unterbreitet. Die Folge davon war, daß das wohlgefüllte Haus sehnsüchtig in die einzige noch leere Loge blickte, in welcher ich später meinen Platz einnahm. Ich trat ein, und von der Bühne erscholl ein dreimaliges Hurrah, das Publikum stimmte mit ein, und hinter mir stand Amberg, mich in die Seite puffend und mir in's Ohr flüsternd: Halten Sie schnell eine Rede, das ist hier so Brauch.

Ich war wie vom Donner gerührt. Das Publikum erwartete ein paar Worte von mir, die ich dann auch in launiger und scheinbar äußerst gefälliger Form dem Publikum vorsetzte, und denen ich meine Freude zu Grunde legte, nun auch in der neuen Welt mein bescheidenes Können zeigen zu dürfen und darauf hinwies, mir ihre Sympathien nicht zu versagen, und auf die mir wohl bekannte Nachsicht rechne.

Nochmals ein volltönendes Hurrah, und der erste Akt meines Gastspiels hatte begonnen.

Am andern Morgen begannen die Proben.

Ich fand ein ganz vortreffliches Personal; als Oberregisseur fungirte Herr Ottomeyer, der durch seinen unglücklichen „Teufelsfelsen-Abend“ in Berlin nach Amerika gewandert war und im „Thalia-Theater“ die Oberregie führte. Dieser etwas nervöse, aber nicht zu unterschätzende Theatermann hat mir während meines 60maligen Auftretens in New-York sehr gute Dienste geleistet. Es ist nicht so leicht, wie man glaubt, in New-York ein deutsches Theater zu führen, und wenn auch der als Impressario findige Amberg als Oberhaupt figurirte, so hatte er doch vor allen Dingen einen praktischen Bühnenmann sehr von nöthen, der als Kompetenz und mit Geschicklichkeit dem Personal voranging. In Ottomeyer hatte er die richtige Wahl getroffen.

Die Komiker Lube und Kauf waren schon seit Jahren Lieblinge der New-Yorker, und wenn ihnen auch hier in Deutschland nicht die Lorbeeren geblüht, wie drüben, so lag das wohl mehr in den hiesigen Verhältnissen, als es für beide Komiker thunlich sein könnte.

Adolf Link, der auch in Berlin akkreditirte Operettenjänger, war ebenfalls nach Amerika geeilt, und in ihm fand ich einen äußerst bereitwilligen Mitarbeiter. Konrad Junker, der leider zu früh verstorben, ein ehemaliges Mitglied unter meiner Direktion im „Woltersdorff-Theater“ in Berlin, fand ich hier als Vertreter der Bouvianis und jugendlich komischen Rollen, ein lebenswürdiger Künstler. Brav und ehrlich, mir mit ganzer Seele zugethan, war er während meines Gastspiels mein Cicerone.

Das Damenpersonal war weniger nennenswerth, und nur die bekannte Soubrette, jetzt komische Alte Johanna Schak, war in den meisten Fällen meine Partnerin.

Die Proben nahmen einen äußerst günstigen Verlauf, und Ottomeyer's energische Hand brachte es zu Wege, daß ich am dritten Tage meines Dortseins zum ersten Male vor dem New-Yorker Publikum erscheinen konnte. Das Haus, wochenlang vorher ausverkauft, war, wie dies bei solchen Anlässen üblich war, festlich erleuchtet. Die Damen erschienen in großer Toilette, die Herren im Frack.

Der Vorhang rauschte in die Höhe, und mit einigem Herzklopfen, das nicht leicht zu unterdrücken war, stand ich hinter den Couliissen.

Amberg, der leibhaftige Figaro, bald hier, bald dort, bald oben, bald unten, ebenfalls im Frack, mit einem duftenden Beilschenbouquet im Knopfloch, den Chapeau-Claque in der Hand, eilte auf mich zu und raunte mir in's Ohr: „Ich habe Alles für Sie gethan jetzt ist meine Arbeit zu Ende, nun müssen Sie zeigen, was Sie können, sonst ist ein Vermögen von 8000 Dollar, das ich die Monate vorher für meine Vorarbeiten ausgegeben habe, verloren.“ —

Es war dies eine eigenthümliche Aufmunterung, und kaum hatte ich Zeit, darüber nachzudenken, so fiel mein Stichwort, und ich trat auf die Bühne.

Mein erstes Auftreten war in dem Volksstück „Schrot und Korn“ von Niet und Elh als alter Fabrikarbeiter.

Kämpfling. Der Zufall wollte es, daß ich in diesem Stück eine durchgehende Redensart habe, die da heißt: Das ist die Pointe! Und da man drüben im englischen das geflügelte Wort hat: that is the point, was gleichbedeutend ist, so glaubte man, ich hätte diese Redensart extra für Amerika mitgebracht, beim ersten Ausruf: „Das ist die Pointe“, raste das Publikum, und der Erfolg für den weiteren Abend war gesichert.

Ich bin wohl oft in meinem Schauspielerleben empfangen und applaudiert worden, ich weise nur auf Hamburg zurück, wo ich das verwöhnte Schoßkind wohl über 16 Jahre gewesen und mit Applaus, Blumen und sonstigen schwerwiegenden Dingen oft, recht oft, das Thalia-Theater verlassen habe, aber ein solches Getöse, ein derartiger, förmlicher Donner von Beifall und Jubel, wie in diesem Augenblick ausbrach, war mir noch nie zu Theil geworden. Immer und immer wieder drangen die Hurrahs und das well-, well- Klatschen an mein Ohr, so daß ich in Wahrheit so bewegt über diesen Empfang, kaum Herr meiner ersten Worte war.

Nach dem ersten Akt erfolgte ein fünfmaliger Hervorruf. Im ersten Akt ist der Charakter meiner Rolle noch ein drolliger, im zweiten und dritten Akt aber machen sich die volkstückartigen Scenen in rührender Einfachheit breit, und nach dem dritten Akt, der eine Erzählung der Jugendgeschichte und verschmähten Liebe ausdrückt, wo ich unter Schluchzen und Thränen zusammenbrach, war nicht nur der Erfolg des Abends, sondern des ganzen Gastspiels gesichert.

Nach fünfzehnmaligem Hervorrufen ging ich in meine Garderobe, und auf dem Fuße folgte mir Amberg mit einigen Herren von der Presse. Der Berichterstatter des „New-Yorker Herald,“ der weitverbreitetsten amerikanischen Zeitung wurde mir unter anderen von Amberg vorgestellt, und da ich kein Wort englisch verstand, so war selbstredend Amberg der Dolmetscher für uns beide. Die schmeichelhaftesten Glückwünsche für meinen Aufenthalt in New-York wurden mir zu Theil, ebenfalls von den Vertretern der „Sun“, des „Journal“, der „Deutschen Staatszeitung“. Am nächsten Morgen erfreuten mich sämtliche Zeitungen spaltenlang durch ihren sachlichen und lobenden Inhalt über mein Debut.

Unter den Journalisten, die mir an diesem Abend vorgestellt waren, befand sich einer, dessen persönliche Bekanntschaft ich weiterhin machen durfte. John Weiman heute Redakteur der „New-Yorker Zeitung“, wurde im Laufe meines Gastspiels ein ehrlicher, wahrer Freund und Berather. Seine Freundschaft, die bei einem herzhaften Trunk bis auf das intime „Du“ sich erstreckte, ist mir bis zum heutigen Tage eine gute und ehrliche geblieben. Ihm verdanke ich in vieler Beziehung durch seine Winke und Rathschläge während meiner Amerikafahrten manchen Vortheil.

Der erste Abend war also glücklich und für mich auf das ehrenvollste abgelaufen. Leider mußte meine arme Frau noch das Bett hüten. Von Akt zu Akt wurden

ihr durch Amberg meine Erfolge telegraphisch mitgeteilt.

Mit Windesschnelle eilte ich nach Schluß des Theaters in mein Hotel. Bald darauf erschien Amberg und brachte mir und meiner Frau die Nachricht, daß die gesammte Presse in dem einen übereinstimmte: „Thomas is one of the first class actors.“ Noch lange, lange saß ich mit Amberg, weitere Dispositionen über mein ferneres Auftreten machend, dann trennten wir uns. Und beglückt und befriedigt warf ich mich auf mein Lager, noch im Schlummer den eminenten Beifall an mir vorüber tönen lassend.

Meine ferneren Gastrollen waren: „Mein Leopold,“ „Hafemanns Töchter,“ „Der Raub der Sabinerinnen,“ „Inspector Bräsig“, mit letzterem Stücke erzielte ich bei der großen Kolonie von Plattdeutschen, welche sich drüben befinden, einen großen Erfolg. Aber alles sollte übertroffen werden durch meine Darstellung des „Registrator auf Reisen.“ Dieses seit längerer Zeit nicht aufgeführte Stück wurde ein Kassenmagnet allerersten Ranges. Es gab Abende, an denen sich ein derartiges Gedränge vor dem Theater abspielte, daß ich Mühe hatte, in meine Garderobe zu gelangen, und so wurde diese Rolle von den 60 Gastspielabenden am häufigsten von mir gegeben. Ja, bei späteren Gastspielen, die ich in Amerika absolvirte, spielte der „Registrator auf Reisen“ die größten Kassenerfolge aus.

Kurz vor meiner kontraktlich festgesetzten 30. Vor-

stellung ersuchte mich Amberg, mein epochemachendes Gastspiel noch auf weitere 30 Vorstellungen auszudehnen. Ich kam seinem Wunsche gern nach, denn da an jedem Sonnabend auch zu gleicher Zeit eine Matinee veranstaltet wird, und ich Mittags unter anderem den „Hasemann,“ in „Hasemanns Töchter“ und Abends „Mein Leopold“ oder Mittags den „Bräsig“ und Abends den „Registrator“ gespielt hatte, mir also an einem solchen Tage 400 Dollars, nach deutschem Geld 1600 M. zufließen, so sah ich nicht ein, weshalb ich dieses Anerbieten abschlagen sollte.

Nicht ganz unwichtig war es, daß ich vor meiner Abreise nach Amerika meiner Frau aufgetragen hatte, obgleich sie ganz außer meinem Kontraktverhältnis mit Amberg stand, doch die Kostüme für „Die schöne Helena,“ „Bocaccio“ und „Fledermaus“ mitzunehmen.

Und siehe da, diese meine Vorsicht, sollte mir noch recht zu statten kommen. Unaufgefordert trat Amberg eines Tages an mich heran, ob wir unserm Repertoire nicht eine Variante geben könnten, in der auch meine Frau an einigen Abenden mitwirke. Wir beschloßen, daß „Die schöne Helena“ die erste Rolle sein solle, in der meine Frau aufträte. Auch über das Honorar handelseinig, erhielten wir, sobald wir beide an einem Abend auftraten, ein Honorar von 350 Dollar. Die Vorstellung der „Helena“ kam heran. Den Paris sang Ferdinand Schütz, ein Sänger mit begnadeter Tenorstimme, den „Menelaus“ spielte Lind ganz vor-

trefflich, der „Hans Styr“ war in den Händen des Komikers Rank, Junker gab den „Agamemnon,“ den „Kalchas“ spielte ich, und die Titelrolle, wie gesagt, meine Frau.

Die Erinnerung an die unübertreffliche Marie Geistinger, die einige Jahre vorher den größten ihrer Triumphe gerade in dieser Partie in Amerika eingeheimst hatte, war noch nicht vergessen, und das beifallslustige Publikum verhielt sich zu Anfang der Vorstellung meiner Frau gegenüber reservirt. Aber schon nach dem ersten Aktschluß hatten wir, meine Frau an der Spitze, und das gesammte Personal einen vollständigen Sieg zu verzeichnen. Der zweite Akt, der in dem bekannten Traumbuett gipfelt, war ein noch größerer Triumph, und mit der großen Arie im letzten Akt schoß meine Frau vollständig ins Schwarze.

Der Erfolg der Helena-Vorstellung war ein so nachhaltiger, daß wir an einem Sonnabend eine Matinee- und Abendvorstellung, also zweimal an einem Abend die „schöne Helena“ gegeben haben — vielleicht trotz Ben Afiba auch noch nicht dagewesen. —

Nun folgte noch „Therese Krones,“ worin meine Frau die „Krones“ und ich den Wucherer „Peter Wolf“ spielte. Den „Raimund“ spielte der auch in Deutschland bekannte Operettentenor Adolphi.

Ich fand denselben verkümmert und heruntergekommen. Er bat mich, ihn doch etwas verdienen zu lassen, da er bei der Gesellschaft Lori Siubel, der bekannten Sou-

brette, im benachbarten Hoboken von den sogenannten Theatervorstellungen eigentlich nichts zu leben habe. Ich überredete Amberg, und Adolphi spielte in dieser Vorstellung den Raimund. Er war nur noch eine Ruine, und es war traurig mit anzusehen, wie ein einst so begabter und beliebter Operettensänger und Schauspieler sinken und versumpfen kann. Er hat, zu seinem Glück vielleicht, sehr bald das Zeitliche gesegnet.

Es sind dies Momente sehr schwermüthigen Bedauerns, die so mitten in den Taumel von Freude und Lustbarkeiten fielen.

Unser Gastspiel neigte sich dem Ende, und um demselben symbolisch nachzuhelfen, schloß ich mit dem Albinischen Lustspiel „Endlich hat er es doch gut gemacht“ und „Das Versprechen hinter 'm Herd“. Dieser Abend gestaltete sich an Beifall und herzlichen Komplimenten, wie man in Amerika von den Blumenspenden sagt, für uns auf das großartigste. Meine Frau erhielt einen kostbaren Brillantschmuck, außerdem Blumen in Hülle und Fülle, ich eine echt amerikanische massive Uhr nebst Kette und Brillantknöpfe.

Dann verabschiedeten wir uns, ich in einer Rede, die mir für all das durchlebte nicht leicht wurde.

„Hier bleiben! Auf Wiedersehen!“ so tönte es aus den Reihen des Parquets und aus den Logen, und als ich versprach, im nächsten Jahre wiederzukommen, wollte der Beifall kein Ende nehmen. — Es ist für die lange Spanne Zeit, die ich dem Theater angehöre, das auf

mein Gemüth und Temperament eindringlich einwirkendste Engagement und Gastspiel gewesen.

Unvergesslich die schönste Erinnerung!

Nachdem ich mit meiner Frau noch einen glänzigen Ausflug nach den Niagara-Fällen gemacht und dies imposanteste Schauspiel der Welt von amerikanischer Seite sowohl wie von kanadischer in Augenschein genommen, schickte ich mich an, gold- und lorbeerbeladen, nach Europa zurückzukehren. Der Tag unserer Abreise war schon bestimmt, eine Kabine auf dem Norddeutschen Lloyd-Dampfer „Trave“ belegt, sollte beinahe vereitelt werden.

Der Theater-Direktor Leon Warner aus Milwaukee war inmitten meines Gastspiels in New-York eingetroffen, ließ sich mir vorstellen und überredete mich nach Schluß des New-Yorker Engagements zu einem Gastspiel für die vereinigten Theater von Chicago und Milwaukee. Er machte mir die glänzendsten Anerbietungen, die sich für ein dreimaliges Auftreten in Milwaukee und ein viermaliges in Chicago, zusammen also für 7 Abende auf die Summe von 10000 M. beliefen. Die Erfolge, die ich in New-York erzielt, waren in den erwähnten Städten nicht unbekannt geblieben, und somit konnte man mir die Versicherung geben, daß trotz der hohen Gagen, die auf mein Verlangen auch in New-York deponirt wurden, der Erfolg nicht ausbleiben könne.

Diesem verlockenden Anerbieten konnte ich nicht widerstehen, und mit den amerikanischen Gesetzen unvertraut, antwortete ich auf sein einfaches: „Also ab-

gemacht“ mit einem wohlgefälligen „Ja!“ Dieses war nicht ohne Zeugen geschehen, und warne ich hiermit jeden, der sich in die Gefilde Amerikas begiebt, sich keiner Täuschung hinzugeben, daß es eines schriftlichen Abkommens dort bedarf. Im Gegentheil, das landläufige „all right“ ist bindender als alle mit Tinte und Feder unterzeichneten Kontrakte.

Amberg, der von meiner Unterredung mit Warner Wind bekommen, war außer sich, daß ich, ohne ihn zu fragen, anderweitig über mich verfügt habe. Er, der ehrgeizige Impressario, wollte seine Ansprüche an mich auch für die Zukunft nicht aufgeben und erklärte, daß es sehr unpraktisch von mir sei, jetzt in vorgeschrittener Jahreszeit, als im Monat Mai, nach Milwaukee eventuell nach Chicago zu gehen, auch Warner gar nicht der Direktor sei, der mich mit amerikanischem Pomp in Scene zu setzen vermöge. Im Gegentheil, er, Amberg, habe die Absicht, bei meinem Wiederkommen im nächsten Jahre mich durch die ganzen amerikanischen Staaten zu führen, und er somit als alleiniger Impressario die ganze Tournee veranstalten wolle. Ich erwiderte ihm: „Ja, was thun?“ „Hast Du einen schriftlichen Vertrag?“ fragte er:

„Nein!“

„Telegraphire ab, die Anstrengungen der letzten Tage machen es Dir unmöglich, dorthin zu kommen.“

Gesagt, gethan.

Ich glaubte damit die Angelegenheit als erledigt. — In demselben Hotel Meier in Hoboken, in welchem

wir vor Monaten mit Gesang und Vivat jauchzend empfangen waren, sollte auch unser Abschied gefeiert werden.

Das Schiff ging erst um 3 Uhr Morgens ab, und um 9 Uhr hatte sich eine stattliche Freundesversammlung in den Räumen des Hotels eingefunden. Wiederum waren es die deutschen Sänger, die in begeisterten Zurufen und herrlichen Akkorden ihre Stimmen an unser Ohr schallen ließen — die Champagnerpfropfen knallten — ein Handedrucken -- die Bethenerungen meinerseits auf ein fröhliches Wiedersehen — Alles wirr durcheinander — sollten uns an diesem letzten Abend die Gewiigkeit mit nach Europa geben, daß wir sobald als möglich in die Mitte so fröhlicher, ehrlicher, treuer Freunde zurückkehren müßten. — Da öffnet sich plözlich die Thüre und ein Herr in einem langen, bis auf die Fersen reichenden Rock, schwarzer Binde, hohem Cylinder auf dem Kopf erscheint und ruft mit lauter Stimme in die ausgelassene Menge hinein: Welcher von Ihnen ist Mister Thomas. Ich sprang auf, ihm entgegeneilend: Mein Name ist Thomas!

Aus der innern linken Seite dieses langen Habits zieht er ein in Folio gehaltenes Schreiben, setzt sich ein blau beglastes Pincenez auf und stellt sich mir als den Sheriff von New-Jersey vor. Lautlose Stille herrscht plözlich im ganzen Saal. Mit dem vollsten Brustton der Ueberzeugung liest mir nun der Sheriff aus dem in der Hand haltenden Verhaftungsbefehl — denn ein solcher

war es — vor, daß auf Antrieb der Herren Welb und Wagner, Theater-Direktoren in Milwaukee, ich sofort verhaftet sei, falls ich nicht eine Bürgschaft von 2000 Dollar stelle. Ich war gelähmt. 2000 Dollar, 8000 Mark, und wofür?! Ich hätte, so meinte der Sheriff, den Direktoren ein Gastspiel zugesagt. Dies hätte den beiden große Kosten für Reklamen gemacht, meine Absage ihnen großen Schaden gebracht, und als Entschädigung dafür verlangten sie entweder Verhaftung oder 2000 Dollar.

Meine Blicke wendeten sich sofort an Amberg, der Mephisto ähnlich sich seinen Henri quatre strich und, eines neuen Moments reicher, in der öffentlichen Meinung als Retter eines Bedrängten, einen Trumpf ausspielen zu können vermeinte.

Er trat auf den Sheriff zu. „Mein Name ist Amberg, kennen Sie mich?“ Selbstredend wurde die Unterhaltung englisch geführt.

„O yes,“ erwiderte er. Nun, so übernehme ich die Bürgschaft für Herrn Thomas.

Mit einem fröhlichen Kopfnicken lüstete der Sheriff seinen Hut und sich höflichst bedankend, war er schon im Begriff, den Saal zu verlassen, als er an der Thüre umdrehte und mich und Amberg zu sich winkte. Wir folgten dieser Einladung, und es war auch eine im wahren Sinne des Wortes, denn er bat uns bis an die Bar zu folgen, und ersuchte uns, mit ihm einen „Drink“ zu nehmen, den er amerikanischer Sitte gemäß tritete, d. h. bezahlte.

Wieder erschollen die Lieder der deutschen Gesangsvereine — von Neuem folgten Umarmungen und zärtlichste Freundesbezeugungen, aber trotz aller dieser Ovationen konnte ich nicht recht froh werden, der Sheriff steckte mir noch immer in den Gliedern, und mein Puls schlug höher, als ich auf deutschem Grund und Boden, nämlich auf der „Trave“, wo mir kein Sheriff der Welt mehr etwas anhaben konnte, angelangt war.

Um 3 Uhr wurden die Anker gelichtet, ein kräftig donnerndes Hurrah begleitete das erste Einsetzen der Schiffsschraube, und vom Deck herunter rief ich allen denen, die mich mit ihren Lobeserweisungen überschüttet haben, ein kräftiges

„Auf Wiedersehen!“

311.

Auf dem herrlichen Dampfer „Trave“ des Norddeutschen Lloyd führte das Kommando einer der humoristischsten und tapfersten Seehelden, der alte Seebär Robert Buzius. Hier hatte ich Zeit und Muße über alle Empfindungen und Wahrnehmungen, die ich zu durchleben Gelegenheit hatte, das gepriesene Dollarland beurtheilen zu dürfen.

Das deutsche Theater, der mir zunächst liegende Part, stand auf einer ganz ungewöhnlich hohen Stufe und war für die Deutschen, ja sogar deutsch sprechenden Amerikaner ein recht populäres Institut. Was Wunder, daß die deutschen Clubs: „Freundschaft“, „Arion“, „Viederfranz.“ die deutschen Künstler außerordentlich

feierten und gern gesehen wurden! Die gesammte amerikanische Presse, deutsche sowohl wie englische, wetteiferten darin, die größtmöglichen Erfolge verzeichnen zu dürfen, so war es dem Impressario und Direktor Amberg ein leichtes, auf außerordentlich gute Saisons zurückblicken zu dürfen. Wohl hatten sich schon einige amerikanische Direktoren durch das Aufblühen der deutschen Bühnen bemüht gesehen, ebenfalls an gute Ensembles zu denken, aber es war in New-York nur zwei dieser Direktoren vergönnt, sich bei Presse und Publikum dauernd festzusetzen. Es waren dies die Herren Dely und Palmer.

Der erstere, früher Journalist, kam zur Zeit des deutschen Theater-Direktors und Kapellmeisters Neuen-
dorf auf die Idee, sich dem Theater zu widmen. Er machte die Bekanntschaft Neuen-
dorf's. Dieser, ein äußerst liebenswürdiger und zugänglicher Herr, nahm ihn freundschaftlich auf und übersetzte auf seinen Wunsch das Lustspiel „Ultimo“, von Moser, in's Englische. Flugs machte sich Dely an die Bearbeitung dieses Lust-
spiels, miethete sich ein Theater, engagierte eine Gesellschaft und wurde durch dieses Experiment ein wohlhabender Mann. „Ultimo“ in englischer Verfassung wurde über 300 Mal gegeben. Dies war der Grundstein zu dem heute einzig dastehenden „Dely-Theater“. Mittlerweile hatte sich Dely schon recht unkollegialisch erwiesen. Um dem „Deutschen Theater“ den Lebensnerv abzuschneiden, kaufte er alle in Deutschland erschienenen Novitäten und

speicherte sie in seinem Bureau auf, gleichviel ob er sie brauchen konnte oder nicht, nur um dem „Deutschen Theater“ das Brot zu nehmen. Bei meiner Anwesenheit in New-York spielte sich so ein Prozeß in ganz absurder Weise ab.

Amberg hatte ein Dely gehörendes Stück ohne dessen Erlaubniß aufgeführt. Sofort erhob Dely die Klage, und es wurden an dem Abend besagter Aufführung der Regisseur und der zeitweilige Vertreter des Direktors von der Polizei verhaftet und das Theater geschlossen.

Eine solche Verhaftung ist nicht so gefährlich, wie man sie sich vorstellt. Man will nur das Oberhaupt in Sicherheit bringen, damit die Schaar, ihres Führers beraubt, nicht in Aktion treten soll. Am andern Morgen werden diese Persönlichkeiten mit einer höflichen Bemerkung entlassen, und der Civilprozeß geht dann, wie bei uns in Europa, seinen gewöhnlichen Gang.

Das „Thalia-Theater“ unter Amberg's DIRECTION war in des Wortes bester Bedeutung eine Goldgrube, und selten wohl war es einem Manne vergönnt, eine so glückliche Position einzunehmen, als Amberg.

Die Operette, ein Lieblingsgenre des Direktors, florirte ungemein, aber auch Schauspiel, Lustspiel und Posse waren dazu bestimmt, der Kasse Geld zuzuführen. Das brachte Amberg auf den Gedanken, ebenfalls wie die amerikanischen Schauspielunternehmer eine Gesellschaft durch die Staaten laufen zu lassen. Leider mißglückte

ihm dieser Geschäftscoup, und so sah sich eines Tages die ganze Gesellschaft ohne Mittel, entblößt von Allem, abgeschnitten in San Francisco. Der gewissenhafte Direktor antwortete auf die dringendsten Briefe, die ihm von Seiten seiner Mitglieder zuingen, er möge das Reisegeld schicken und sie zurück nach New-York bringen, anfangs, ihre Wünsche befriedigen zu wollen. Nachdem die armen Tröpfe einige Wochen am Hungertuche in San Francisco gezehrt, erhielten sie auf ihre Geldpesschen gar keine Antwort. So bequemte sich das Personal, um nicht gänzlich der Noth zu erliegen, dazu, in einzelnen Gruppen durch die großen amerikaniſchen Staaten von Ort zu Ort Konzerte, Deklamations-Abende zu veranstalten, um so sich nach New-York durchzuschlagen.

In New-York trat bei einer Versammlung der Mitglieder und des Direktors eine Versöhnung ein, und Alles löste sich harmonisch und freundschaftlichst auf, als ob gar nichts vorgefallen, und man spielte flott im „Thalia-Theater“ weiter.

Alle diese Vorkommnisse erschienen den Amerikanern unerheblich, während sich mir bei den Erzählungen einzelner Mitglieder die Haare sträubten.

Nach unsern deutschen Begriffen hätte sich ein derartiger Direktor unmöglich gemacht, aber in Amerika nennt man so etwas smart. Und dies „smart“ habe ich später oft, recht oft an mir selbst erleben dürfen.

Meine gesellschaftliche Stellung in New-York war eine sehr angenehme. Man wetteiferte in allen Schichten,

mir den Aufenthalt daselbst so bequem wie möglich zu machen.

All' die oben angeführten Clubs, die, mit einer fürstlichen Pracht ausgestattet, jedwede Bequemlichkeit boten, waren oft und vielfach für mich der Platz der denkbar aufmerksamsten und bevorzugtesten Aufenthaltsorte.

Das Wiedersehen eines alten Freundes aus Berlin, des Barons Constantin von Grimm, ehemaligen Lieutenants, späteren Karikaturenzeichners, war in Wahrheit ein herzliches. Er hatte als Zeichner des New-Yorker Herald, dessen Besitzer Bennet er in Paris kennen gelernt, schon einen recht volltönenden Namen erworben, und seine Beziehungen zu den Künstlern und die sich für Kunst Interessirenden waren nicht unbedeutend.

Seiner liebenswürdigen Vermittelung habe ich es zu verdanken, daß er mir in New-York im Morton house, einen am Unions Square liegenden Hotel, verbunden mit einem eleganten Restaurant, dem Sammelplatz aller bedeutenden Schauspieler, bei den in Amerika üblichen Früh-Drinks, Eintritt verschaffte.

Es war auch hier in einem der elegantesten Restaurants die echt amerikanische free lunch Sitte, darin bestehend, daß man ein Glas Wein oder Bier bezahlte, dann aber von dem in der Mitte befindlichen Buffet alle erdenklichen Delikatessen mit allen möglichen Beigaben nach Belieben nehmen konnte, ohne daß weitere Bezahlung erfolgte.

Es giebt in New York Lokale, wo man für 5 Cent,

also für 20 Pfennige ein Glas Bier bekommt und dafür Fleisch, Gemüse, Kartoffeln und womöglich noch eine Tasse Bouillon sich nehmen darf.

Daß zu diesen free lunch-Leuten auch der größere Theil der subalternen Schauspieler gehört, ist begreiflich. Man führte mich auch in der Bowery, der merkwürdigsten aller Straßen New-Yorks, in Lokale, wo ich staunenden Blickes sah, wie man für 10 Cent, also für 40 Pfennige ein absolut vollständiges Diner mit einem Glas Bier in Empfang nehmen konnte; dabei ist Alles vortrefflich, geradezu deliciös. Im Morton house nun war von 5—10 Cent keine Rede. Dort kostete der Drink 50 Cent, also 2 M., aber man befand sich eben in der elegantesten Gesellschaft New-Yorks.

Hier hatte ich das große Glück, den Doyen des amerikanischen Theaters, Jefferson, den berühmten Darsteller des „Rip van Winkle“ kennen zu lernen. — Jefferson war schon ein Mann hoch in den Sechzigern. Man hatte mir erzählt, daß er die Rolle des Rip schon seit 25 Jahren spiele, in früheren Jahren gab er auch Shakespeare'sche Rollen, z. B. in „Viel Lärm um nichts“ den Ambrosius, aber seine Leistung als Rip hatten die ganzen Vereinigten Staaten gesehen, und seine Darstellungskunst galt unerreicht. Es war ein 25jähriger Triumphzug durch das vereinte Amerika. Sein bedeutendes Vermögen wird auf 3—4 000 000 Dollar geschätzt, und ist er im Besitz eines prächtigen Schlosses in der Umgegend von New-York. Mit einem ausdrucksvollen

Gesicht, großen braunen Augen, einer edel gebogenen Nase und schneeweißem Haar, welches ihm bis auf die Schultern herabfiel, in schwarzem Gehrock, schwarzer Kravatte, schneeleuchtender Wäsche stand dieser Künstler vor mir, wie aus E. T. A. Hoffmann's Nacht-Stücken genommen. In Hoffmann's „Einsamen Haus“ erinnere ich mich des Besitzers des Hauses, der von aller Welt abgeschieden allein mit sich und seinem erworbenen Vermögen lebt. Aber nur das Aeußere war es, welches bei Jefferson diesen Vergleich zuließ.

Die gewinnende Art, mit welcher er mich nach gegenseitigem Bekanntmachen behandelte, hat mir einen der schönsten Vormittage bereitet, und wohl wenig deutschen Bühnengehörigen ist es vergönnt gewesen, mit diesem Heroen der Schauspielkunst in nähere Beziehungen zu treten.

Mein Freund Grimm, der so recht mein Cicerone für New-York wurde, führte mich noch in die echt deutscheste Straße, die New-York besitzt, in die 14. Sie führt von der 1. Avenue bis zum Union Square, von da bis zu derselben Avenue, aber in diesem Theil ist sie völlig amerikaniſch, während ſie von der 1. Avenue bis zum Union Square absolut deutsch ist. In dieser Straße verkehren alle Diejenigen, die unfreiwillig nach New-York gekommen sind. Mein Gott, wen habe ich da nicht alles wiedergesehen! Offiziere, Banquiers, Kaufleute, Künstler, Alles bunt durcheinander, nach Stellen

juchend oder das in Deutschland angefangene Leben des Nichtsthuns in New-York fortsetzend.

Wehe! Wehe! Wer da glaubt, daß er in New-York ohne zu arbeiten bei einem Freunde oder selbst Verwandten einen Hinterhalt findet. Die Restaurationen dieser Straße werden meist von Deutschen bewirthschaftet, so die Weinhandlungen Grote, Linau, Lichow, und gegenüber das in New-York bekannte Restaurant Figaro. Hier, wie drüben, wimmelt es vom Morgen bis zum Abend von Deutschen, und wer sein bißchen englisch ihnen vorsetzen will, wird nachdrücklich gewarnt, sich seines guten deutsch zu befleißigen, was schließlich zur Folge hat, daß alle Diejenigen, die nach New-York kommen und sich in diesem Getümmel bewegen, für die amerikanischen Kreise absolut verloren sind, da ohne die englische Sprache in Amerika nichts zu machen ist; viele aber sich nicht der Mühe unterziehen, ihr nun neu zu beginnendes Leben auch mit den Landessitten und Gebräuchen weiterhin zu verketten.

In dieser Straße befinden sich auch die berühmtesten Gembelhäuser, in denen Tag und Nacht Roulette und Faro gespielt wird. Dorthin trägt der arme Schlucker noch das Bißchen, was er besitzt, um die Jagd nach dem Glück in der neuen Welt weiter zu verfolgen.

So kam es, daß ich wohl häufig Zeuge war, wie nicht allein jüngere, sondern auch bejahrte Männer, denen es in Europa nicht vergönnt war, es zu etwas bringen zu können, hier noch viel tiefer sanken, und

eines Tages halbt beim Nachhausegehen ein Schuß durch die Lüste, der einen oder den andern entsetzlich leichtsinnigen Stumpen in die andere Welt beförderte. Derartige Fälle dürfen jedem, der in Amerika lebt, nicht als etwas außergewöhnliches erscheinen, das kommt sehr häufig vor, und in der Unzugehörigkeit des einzelnen zum andern giebt es weder Mitleid noch Trauer, sondern man geht achselzuckend an dem eben Sterbenden vorüber.

Einen Mann, der auch sein Domizil in der 14. Straße aufgeschlagen, und dessen house eins der schönsten und fashionabelsten ist, muß ich in doppelter Beziehung erwähnen. Das Deutschthum hatte in ihm einen Verfechter und Wohlthäter gefunden, wie es keinen zweiten in den ganzen Staaten gab. Es war der wohlbekannte Pianofortefabrikant William Steinway. Wenn ein so reicher Mann, wie er, die Deutschen und ihre Interessen unterstützt, und dazu mit baarem Gelde unterstützt, so kann man sagen: er hat es ja dazu. Aber es giebt sehr viele seinesgleichen, die mit Glücksgütern drüben gesegnet wurden, als arme Teufel nach New-York kamen und heute die Progen der Gesellschaft ausmachen, aber ihre Geldbeutel stets verschlossen halten, wenn es heißt, die Fahne des Deutschthums hochzuhalten. William Steinway ganz allein — er, der Förderer des „Deutschen Theaters“, hat mir meinen Aufenthalt in New York nicht nur in Person, sondern auch in seiner Familie auf's Freundlichste verschönt. Ich komme auf diesen vortrefflichen Mann später noch einmal zurück und bekräftige

nochmals meine Dankesworte, die ich ihm bei meiner Abreise mit Handschlag offenbarte. Dieser wohlmeinende Deutsche war es, der Amberg ermunterte, ein Grundstück in der Nähe seines Besitzthums zu erwerben. Es begannen während meines Gastspiels Unerhandlungen zum Ankauf dieses Plazes und das spätere „Amberg-Theater“ ist mithin eine Geburt William Steinway's. Um New-York in seiner ganzen Thätigkeit und Arbeitskraft kennen zu lernen, muß man um die Mittagszeit durch den Broadway schlendern bis zur Wallstreet, in welcher sich die größten Bankhäuser aufthürmen. Das Gedränge der Dahinstürmenden auf dem Broadway in den Stunden von 12–3 Uhr ist geradezu lebensgefährlich. Jedermann hastet und eilt, Geld zu erwerben, Geld, Geld, Geld, das ist die Pointe, sagt der Amerikaner. Man fragt garnicht, wer ist der Mann, sondern was hat er, und bekommt man die Auskunft, daß er ein sehr vermögender Mann ist, so ist er auch gesellschaftlich gelitten. Geld muß man haben in Amerika. Wer kein Geld hat, existirt nicht, und um Geld zu erwerben, muß man Ideen haben. Man muß Etwas, und wenn es noch im Augenblick das Unwahrscheinlichste ist, produziren, einen Vorschlag machen, etwas erfinden können, dann findet man auch wieder Leute mit Kapital, die dem Betreffenden zur Seite stehen, nicht aus Freundschaft oder aus Bewunderung, nein, um an dem vielleicht möglichen Geschäft zu partizipiren. So hastet und jagt auf dem Broadway ein Gewirr von Menschen, denen man ansieht, daß nur Zahlen ihr Gehirn

durchschwirren, und kommt man wirklich bei einem Bekannten vorbei und fragt: wie geht's? so sieht man ein aufgerütteltes, träumerisches Gesicht, welches so vertieft in das vorzunehmende Geschäft ist, daß er vielleicht nicht einmal seinen Namen weiß, wenn man ihn danach fragen würde. Dann wälzt man sich nun gleichsam bis zur Wallstreet, und hier war es mir vergönnt, den Mann zu sehen, der für Amerika wohl die größte und wohlthwendigste Institution in's Leben gerufen hat. Es war der bestgehabteste amerikanische Bürger, ob mit Recht oder Unrecht, wer will es heute behaupten. Sein Name ist Jay Gould. Es ist der Mann des New-Yorker schwarzen Freitags, der mit einem Schlage die New-Yorker Börse um hunderte von Millionen Dollars brachte. Er hatte durch seine findige Aufstellung an diesem Freitage alle Werthpapiere, welche sich in den Händen fast der ganzen an der Börse spekulirenden Gesellschaft New-Yorks befanden, und diese Gemeinde war keine kleine, zum verschleuderten Verkauf angeboten, damit diese Werthe vollständig entwerthet und die Kurse panikartig zu Fall gebracht. Diese Spekulation ist nie verziehen worden und noch nach seinem Tode spricht man nicht vom schwarzen Jay Gould, sondern vom schwarzen Freitag. Jay Gould war ein kleiner Mann mit schwarzen, stechenden Augen, lauernd, vornehm, zurückhaltend machte er mehr den Eindruck eines nüchternen und nicht mit der Redegabe vertrauten Mannes, aber sein inneres Wesen mit blitzartig schnellem Denken und

Erfassen machte ihn zu den gefürchtetsten Spekulanten Amerikas. New-York verdankt Jay Gould die Hochbahn (Manhattan), auch einen Kabel von New-York nach Europa. Außer großen Eisenbahn-Spekulationen ist er der Gründer des Massanger-Boy. Es ist dies die wichtigste und einschneidenste Erfindung für die ganzen Vereinigten Staaten. Jeder einigermaßen situirte Kaufmann oder Privatmann hat in seiner Wohnung einen Apparat mit einer elektrischen Klingel. Man drückt auf einen Knopf, und in fünf Minuten erscheint ein Bursche, nicht über 16 Jahren, uniformirt, und fragt nach unserm Begehr. Der Auftrag wird ihm ertheilt, Briefe, Depeschen, sogar Geldbeträge werden ihm zur Beförderung anvertraut, und ohne weitere Bestätigung oder Quittung ist der Auftrag erledigt. Derartige Bureaus, wo von 6 Uhr Morgens bis Nachts 11 Uhr so und so viel Burschen die Wacht halten, bis sie gerufen werden, sind zahllos und erstrecken sich bis auf die kleinsten Ortschaften durch die gesammten Vereinigten Staaten von New-York bis San-Francisco. Diese von Jay Gould gestifteten Institute sind für die Familie nach seinem Tode von so überraschendem Erfolg gewesen, daß, nachdem er seinen Erben an seinem Todestage ca. 40 Millionen Dollar Kapital hinterließ, bis zur Testamentseröffnung, die ein Jahr später stattfand, 15 Millionen Dollar den Erben zuflossen. Das ist ein Geschäft, das bringt doch was ein! Ein Großstädter und besonders ein Berliner, der sich nicht wenig auf alle in seiner Heimath in's

Leben gerufenen Institutionen, und gerade solcher im Verkehrsverhältniß einbildet, und wiederum auf solche, die bewegliches und unbewegliches Gut von einem Stadttheil zum andern befördert, wird in New-York eines Besseren belehrt. Das großartig organisirte Institut von Adam's Express, dessen Verzweigungen von New-York über tausende von Meilen in's Innere der Vereinigten Staaten greifen, ist nicht nur in seiner Originalität, sondern auch in der prompten Behandlung und Sicherheit das bedeutendste der Welt. In New-York hat diese Kompagnie, welche mit hunderten von Millionen Dollar arbeitet, wohl einige zwanzig Depots, denen man die größten sowie geringfügigsten Gegenstände zur Weiterbeförderung übergeben kann. Einzelne dieser Depots sind äußerst luxuriös eingerichtet: die Wände von farrarischem Marmor, ebenso die Tadelnische und ein vergoldetes Gitter trennt die Kunden von dem betreffenden Beamten. Da diese Kompagnie auch das einzige Mittel ist, um in den Vereinigten Staaten Geld abzusenden, bei der amerikanischen Postverwaltung sind derartige Aufträge ausgeschlossen, so kann man sich einen Begriff machen, welch' ungeheure Arbeitsthätigkeit in jeder Beziehung von den Beamten dieser Gesellschaft verlangt wird. Auf mich machte die Art und Weise, wie das Geld verschickt wird, einen höchst drolligen Eindruck, die aber nach meinem Befragen: Warum diese Umstände bei der Abnahme? durch die Belehrung des Beamten als äußerst praktisch anerkannt werden mußte. Man giebt nämlich einen

Geldbrief nicht geschlossen auf, sondern hat dem betreffenden Beamten das Geld vorzuzählen, dann nimmt der Beamte diese Summe, steckt sie selbst in das vom Absender bereitgehaltene Couvert, schließt dasselbe, nimmt eine Nadel mit grauem, starkem Bindfaden, sticht in das Couvert durch das Geld durch, bindet das Geld und Couvert mit einem Knoten fest und versiegelt diesen, also ein doppelter Verschuß. Darauf erhält man den betreffenden Empfangschein, und sollte, wie in Amerika üblich, der Bahnzug von Räubern überfallen und ausgeraubt werden, so haftet die Compagnie für den etwa entstandenen Verlust. Die Compagnie besitzt auf allen nur einigermaßen bemerkbaren Eisenbahnstationen ihre zugehörigen Depots und auf sämtlichen Zügen, die sich durch die großen Gefilde bis Denver hinziehen, fährt ein eigener Bagagewagen dieser Compagnie. Aber auch in New-York selbst hat Adam's Express ein Wagendepot, welches aus 2000 Wagen und 4000 Pferden besteht. Diese Wagen fahren unablässig durch die Straßen New-Yorks. Will man nun irgend einen Gegenstand, sei es auch der kleinste und unbedeutendste, aus seiner Behausung irgend wohin spediren, so nimmt man einen von der Compagnie für jeden New-Yorker bestimmten Zettel, hängt ihn an's Fenster, und sei es auch bis aus dem zehnten Stock hinaus, so dauert es kaum eine Viertelstunde, und von einem auf der Straße patrouillirenden Wagen, auf welchem der Kondukteur stets Auslug hält, erscheint dieser und nimmt den

zur Weiterbeförderung gewünschten Gegenstand in Empfang.

Ich habe auf diese Weise die winzigsten Gegenstände befördert, u. a. ein Paar vertauschte Galoschen, einen Regenschirm, ja sogar meinen mir vertauschten Hut wieder erlangt. Der Preis für eine derartige Beförderung ist ein so minimaler, daß es eine wahre Freude ist, sich dieser Anstalt bedienen zu können. In den letzten zehn Jahren hatte die Adam's Erpreß-Gesellschaft die durch Bahnräuber eingebüßte niedliche Summe von 2400000 Dollar zu bezahlen, und zur Ehre sei es gesagt, die Verwaltung macht die rühmliche Ausnahme, bei dem Verlust dem betreffenden Versicherten niemals Schwierigkeiten zu machen. Es ist eines in der Gesinnung vornehmeres Institut der Vereinigten Staaten.

Auch das Klubwesen in den Vereinigten Staaten bedarf einer besondern Erwähnung. Aehnlich wie die Klubs in London haben auch die Amerikaner, und ganz besonders die Deutschen, um eine engere Zugehörigkeit zu erzielen, sich in den Vereinigten Staaten ihre Hütten gebaut. Die Zahl der Mitglieder ist nicht immer eine bedingte. Obgleich die Ballotage sehr streng gehandhabt wird, so sieht man doch sehr gern neuen Aufnahmen entgegen, da die Unterhaltungskosten des gesammten Betriebes außerordentlich hoch sind.

Ich hatte Gelegenheit, die Klubs der größeren amerikaniischen Staaten zu beobachten. Einer der vornehmsten in New-York ist der „Klub zur Freundschaft.“

Kolossale Lokalitäten an Leser-, Rauch-, Spielzimmern, zwei gewaltig große Säle zu Festen, im untern Geschoß, Regel-, Billardzimmer, kleinere Cabinets für die intime Unterhaltung, Bier-Restaurants, Damenzimmer, Damen-salons, kurz, jedwede Bequemlichkeit, die sich ein Sterblicher in seiner eigenen Behausung kaum erschwingen kann, findet man in diesen prächtigen Bauwerken.

Der „Club zur Freundschaft“ hat sich seinen Speise-salon, der für 500 Personen Raum giebt, aus weißem karrarischem Marmor gebaut, der mit seiner Goldverbrämung und seinen herrlich weißen und goldenen Damastmöbeln, einem elektrischen Lustre mit tausend Flammen einen feenhaften Anblick bietet.

Aber auch hier sieht man, daß ohne Theater nicht das endgültige Amüsement gefunden wird. Am Ende des Saales befindet sich eine reizende Bühne mit prächtig gemalten Dekorationen, so daß bei jeder Festlichkeit auch eine Theatervorstellung nicht fehlen darf. Hierzu werden vom Vorstande die ersten Künstler New-Yorks eingeladen und fürstlich honorirt. Dies letztere ist ja in Amerika, dem Lande des Materialismus, gang und gäbe. Ohne Honorar keine Freundschaft. In diesem Club fand ich eine äußerst warme und liebevolle Aufnahme. Ich habe die herrlichsten Stunden im gemüthlichen Beisammensein, bei vortrefflicher Leibesverpflegung durchleben dürfen, und werden neben den Tagen auch die Nächte, die bei außerordentlichen Gelegenheiten recht lang wurden, so daß von der Mehrzahl der Mitglieder mit Recht behauptet werden

kann, man hat eine lange Nacht mitgemacht, mir in steter Erinnerung bleiben.

Ein nach anderer Richtung hin auch in Deutschland nicht unbekannter Klub ist der „Arion.“

„Arion war der Töne Meister,“ heißt es in dem bekannten Gedicht, und wahrlich, wer den Vorzug gehabt hat, die herrlichen Männerstimmen des „Arion“ hören zu dürfen, wird solche Genüsse nie vergessen. Die splendideste Ausstattung des eigenen Heim des „Arion“ bietet ebenfalls dem Geladenen alles Erdenkliche, was er wohl kaum zu träumen im Stande war. Und hier war es, wo ich Gelegenheit hatte, einen Babyball mitzumachen.

Man denke sich einige Tausend der lieblichsten, blondgelocktesten Engelsköpfchen in aufsteigender Linie von 2—10 Jahren mit ihren freudestrahlenden Eltern durch die gewaltigen Säle tummelnd. Tausende von Lichtern brennen, in den Nebenträumen stehen Tische, auf denen allerhand Zuckerwerk und Naschwaare steht, und jedes einzelne kleine Würmchen sucht sich seinen Platz, auf dem selbstredend der Name verzeichnet ist, um sein Deputat zu erhaschen.

Nachdem diese Bescheerung vorüber ist, geht es in den Tanzsaal, und wie ein Schwarm von Ameisen und Käfern schwirrt das kleine Gewürm nach den schmetternden Klängen des Orchesters, und lauter Jubel dröhnt durch die weiten Hallen.

Ich saß sinnend in einer Loge der ersten Gallerie und schaute dem bunten Treiben zu. Meine ganze

Jugend stieg in der Erinnerung vor mir auf. Kopf-schüttelnd verließ ich diesen für die Kleinen so unendlich viel Eindrücke hinterlassenden Babyball und konnte ein leises Murmeln nicht unterdrücken: Welch' eine herrliche Jugend verlebt diese Generation; was habe ich entbehren und darben müssen!

Eine andere Institution, die durch die amerikanischen Staaten geht und für uns Europäer gleichsam eine ganz merkwürdige Erscheinung bietet, ist die geistige, religiöse Pflege der Bevölkerung. Außer der katholischen Kirche giebt es keine wie bei uns bestehende Landeskirche. Es kam eben drüben, nach dem Ausspruch des alten Fritz, „Jeder nach seiner eigenen Façon selig werden.“

Alle nur erdentlichen Gemeinden: evangelisch, protestantisch, reformirt, presbyterianisch, Quäker, Herrnhuter, Israeliten und wie sie Alle heißen, haben ihre eigenen Gotteshäuser. In keinem Lande ist das Wanderpredigerthum so ausgebreitet, wie in den Vereinigten Staaten.

Ein Prediger kommt nach New-York, miethet sich ein großes Lokal, am liebsten sind ihnen die Theater, und da an Sonntagen nicht gespielt werden darf, so halten sie bei 25 Cent Entree ihre Proberede. Die Ankündigung geschieht ganz auf demselben Wege, als ob eine Theater-Vorstellung oder ein Konzert annoncirt wird:

Der P. B. foundso giebt sich die Ehre, am Sonntag demundden (Datum) in der Academy of Music seine Proberede zu halten. Alle sich dafür Interessirenden

werden ersucht, sich so zahlreich wie möglich einzufinden. Billets dazu sind zu haben in der umher Musikalienhandlung. Beginn 8 Uhr Abends. Ich wohnte einem derartigen Experiment vor einem ausverkauften Hause der Academy of Music, also vor ca. 2400 Menschen bei. Nach der ersten Pause, die der Wanderprediger eintreten ließ, ging es in den Korridors und im Foyer ebenso zu, wie bei einer Theater-Première. Für und wider Kritik, lobend und tadelnd. Den Ausschlag für die Gewinnung eines zu plazirenden Predigers gaben aber meist die Damen. Hat derselbe ein einnehmendes Aeußere, ein hübsches Organ, in weiche, liebenswürdige, einschmeichelnde Töne seine Worte einzukleiden gewußt, so hat er sein Glück gemacht. Die Damen sind die Protégés fast aller in Amerika domizilirenden Wanderprediger.

Aus den Reihen der Zuhörer einer solchen Probe-predigt bilden sich vollständige Gemeinden. Diese wählen ihren Präsidenten und die betreffenden Beisitzer, und dieses Komitee schließt im Namen der neugegründeten Gemeinde den Vertrag mit dem Prediger.

Ist die Gemeinde wohlhabend, so kauft sie in irgend einer Gegend der Stadt, die ihr vortheilhaft erscheint, ein Grundstück, baut ein Kirchlein darauf und dann substituirt sich die Gemeinde. Aus den kleinen Kirchen werden größere, immer größere, und so entsteht oder entstanden vielmehr die ersten Kirchen New-Yorks, ein Denkmal der Baukunst, z. B. die Broadway Kirche. Am schmalen verkehrreichen Broadway erhebt sich mitten

in einem Park eine der herrlichsten gothischen Kirchen. Im Winter geheizt und parfümiert, mit einer prachtvollen Orgel versehen; vor einer glänzenden Gemeinde schöner Damen schreitet ein imposanter Priester auf die Kanzel. Mit seinem sonoren Organ verbreitet er die tiefste Andacht, und geläutert und befriedigt verläßt nach fast dreistündigem Gottesdienst die aus dem Progenium New-Yorks sich rekrutirende Gemeinde ihre Kirche.

Der aus dem Kirchspiel besoldete Pfarrer bezieht wohl das höchste Gehalt, was je ein Priester beziehen kann. Es beziffert sich auf weit über 100 000 Mark pro Jahr.

Derartige Stellungen sind wohl bei uns, in Europa, undenkbar, während sie in Amerika gar nichts außerordentliches sind. —

Auf dem Dampfer „Trave“, geführt vom Kommodore Bussius, erging es uns auf unserer Rückreise nach Europa außerordentlich gut. Das Wetter war prächtig und die Stunden verschwanden uns in fröhlicher Gesellschaft auf das angenehmste.

Aber auch den Schrecken aller Betheiligten der Meerfahrt, sollten wir nach achttägiger herrlicher Fahrt im Kanal nach der Ankunft in Southampton, nämlich den undurchdringbaren Meeresnebel, kennen lernen. Die Redensart: „Keine Hand vor Augen zu sehen,“ war buchstäblich eingetroffen. Weder Leuchtfeuer noch Leuchttürme, noch sonst irgend ein Seezeichen war sichtbar. Das Schiff nahm einen so langsamen Kurs, daß viele Passagiere der

Meinung waren, es stände still. — Da ertönten Kommandorufe von der Brücke, ein Nothschiff wird klar gemacht: Wir haben einen Fischerkutter überrannt.

Nachdem die Rettung der Insassen glücklich vollzogen, dampft die „Trave“ weiter. Das Wetter wird immer schlechter; Nebelwellen auf Nebelwellen ballen sich in der Luft zusammen. Das ohrzerreißende Ertönen des Nebelhorns thut seine Schuldigkeit.

Die Damen in den Kajüten sitzen eingeschüchtert, einige verrichten Gebete; im Rauchzimmer, wo sonst die ausgelassenste Heiterkeit herrschte, ist die tiefste Stille eingetreten; und die auf Deck befindlichen Passagiere sehen banger Blicks auf den Kapitän, der auf der Brücke wie ein echter Feldherr mit Ruhe und tiefem Ernst seine Befehle ertheilt.

So schwebten wir von Mittag um 12 bis gegen Abend um 7 in einer wenig beneidenswerthen Situation. Da, als ob vor unseren Augen sich plötzlich ein Vorhang aufhäte, sahen wir plötzlich den ersten Stern. Ein allgemeines Hurrah begleitete diesen Moment. Verschwunden ist der Nebel, dieser Störenfried aller Meerfahrten, und mit vollem Dampf fahren wir in den Eingang der Weser.

Leider konnten wir nicht bis nach Bremerhafen fahren, da sich die Weser im Ebbezustand befand. Wir ankerten, verbrachten eine Nacht noch auf der Trave und fuhren dann bei herrlichem Wetter die Weser herauf bis nach Bremerhafen.

Von meinem alten, leider verstorbenen Freunde Bussius, einem famosen Kapitän der Lloyd Kompagnie, verabschiedeten wir uns auf das Herzlichste, und mit dem Schnellzug kamen wir Nachmittags in Berlin an.

Mein alter Freund Wilhelm Mannstädt, mit dem ich schon manche dramatische Schlacht geschlagen, saß eifrig an der Arbeit für mich, das Einführungsstück für meine Direktionsthätigkeit des übernommenen Central-Theaters fertig zu stellen.

Nach einigen Konferenzen, die noch als nöthig erschienen, eilte ich mit meiner Frau auf das von ihr schon seit einigen Jahren erworbene Landgütchen Bichl bei Benediktbeuern in Oberbayern. Die herrliche Lage dieses kleinen Tuskulums, die gesunde frische Wald- und Bergesluft, dazu die Bequemlichkeit einer, von der liebenden Hand einer treuen Gefährtin geleiteten Häuslichkeit stärkte mich für den erwartenden schweren Winterfeldzug.

Mannstädt und sein Dichterkompagnon Schott machten mir die Freude, mich in meiner Behaglichkeit aufzusuchen. Sie brachten mir das Eröffnungsstück mit, und nachdem ich mich überzeugt, daß bei demselben der Erfolg nicht ausbleiben könne, wurde mir der Aufenthalt noch liebreicher, als er bis dahin gewesen. Meine beiden Dichtersmänner reisten in die Schweiz, und ich mit „Höheren Töchtern“, so hieß das Stück, begab mich im August 1887 freudig und bewußt nach Berlin.

Ehe mich mein Weg nach meiner Sommerfrische führte, hatte ich durch die Agentur Entsch und auf

Vorschlag derselben das gesammte Personal meines Vorgängers Adolf Ernst, mit Ausnahme des Fräuleins Feldau, engagirt. Die Damen Grünfeld, Hocke, Lid, Leonhardt, die Herren Karl Weiß, Guido Tielscher, Karl Fichtner, Leonhardt, Oskar Löber, Ernst Kettner und Kapellmeister Steffens waren die Stützen des Central-Theaters unter der Direktion meines Vorgängers. Um den Berlinern ein der kräftigsten und originellsten Talente zuzuführen, hatte ich nun bereits die als Künstlerin und beste Kupletsängerin ihrer Zeit anerkannte Soubrette Josefina Dora aus Wien meinem Unternehmen verpflichtet.

Diese schon in meinem ersten Theil erwähnte Dora war durch ihre Familienverhältnisse Jahre hindurch die Stütze des elterlichen Hauses und diesem nicht so leicht zu entreißen. Um diese so außergewöhnliche Kraft meinem Institut einverleiben zu können, brachte ich nicht geringe Opfer, ich zahlte der kaum 18jährigen Künstlerin eine Gage von 12000 Mark.

Umgeben von diesem Personal, ging ich wohlgemuth und arbeitsfreudig an die Proben meines Eröffnungsstückes. Alles ging glatt von statten, und der Eröffnungs-Abend, der 3. September 1887, sah im Central-Theater das eleganteste Premieren-Publikum.

Jedes der bekannten Mitglieder wurde freudig begrüßt, und als ich nach längerer Abwesenheit (besonders durch meine Amerikafahrt) auf der Bühne erschien, toste der Beifall durch das Haus, und die Willkommensgrüße

wollten kein Ende nehmen. Jeder Spaß zündete, jedes Witwort war von Erfolg begleitet, und so senkte sich zum letzten Mal der Vorhang. Rauschende Beifallsbezeugungen hallten noch lange durch das Theater, und die Prognose war: Das Stück wird über 100 Mal gegeben.

Die Mehrzahl der Presse bezeichnete am nächsten Morgen diesen, meinen wahrhaftigen Erfolg als wohl-berechtigt, und freudig begrüßte man den neuen Direktor, der als alter, lieber Bekannter nun auch für seine Klasse das richtige gefunden zu haben schien.

Nur eine Zeitung, die Bossische, hatte nicht übel Lust, in den Kelch der Zufriedenheit einige Vermuthstropfen zu gießen. Aus welchem Grunde der Bericht-erstatte dieser Zeitung dies während meiner ganzen mehrjährigen Direktionszeit so hartnäckig an den Tag gelegt hat, ist mir bis zum heutigen Tage unbekannt geblieben; ich habe auch nie den geringsten Versuch gemacht, Aufklärung darüber zu erhaschen. Die Gründe dafür, sind solcher Konsequenz gegenüber, am besten mit Achselzucken zu übergehen. —

Das Theater war allabendlich ausverkauft, die Vorstellungen gingen mit einer nie dagewesenen Präzision von statten, und das Central-Theater war der Sammelplatz der vornehmsten Schichten der Bevölkerung.

Da erschien mitten in diesen grandiosen, fröhlichen Tagen Herr und Frau Direktor Ernst auf der Bildfläche. Sie, denen der Erfolg und die zufriedene be-

hagliche Stellung zwischen Direktion und Mitgliedern ein Ding der Unmöglichkeit schienen, waren schon kurz vor meinem Antritt als die größten Zweifler meines Erfolges bei meinen Mitgliedern aufgetreten. Man hatte ihnen kurz vor meiner Eröffnung die seltsamsten Mittheilungen machen lassen: Thomas wird nicht lange in dem Hause Direktor sein und Adolf Ernst wird der Retter der Gesellschaft.

Aber es kam anders, und dies konnte nicht ertragen werden. Herr Ernst suchte mit elektrischer Geschwindigkeit so schnell wie möglich ein Theater zu erlangen. Es wurde mit dem Belle-Alliance-Theater, mit dem Ostend-Theater unterhandelt, aber es kam nichts rechtes zu stande. Da plötzlich kaufte das Ehepaar Ernst über Nacht das Luisenstädtische Theater, ganz vergessend, daß es bei meinem Direktionsantritt 5 Monate vorher sämmtlichen Zeitungen die Notiz hatte zugehen lassen: Im Hinweis auf meinen herzlichen Dank für all' die gebotenen Liebenswürdigkeiten zeige ich ganz ergebenst an, daß ich die Direktion des Central-Theaters niederlege, aus Gesundheitsrücksichten für meine Frau, und an eine Direktionsübernahme nie wieder zu denken sei, da ich absolut müde und mich fürderhin nur auf Reisen begeben würde.

Wie schnell wurde Frau Ernst gesund und Herr Ernst, der Müde, ein äußerst regsamer und eifriger Bühnenleiter!

Während einer der Vorstellungen von „Höhere Töchter“ erschien das Ehepaar Ernst in meinem Hause und er-

zählte mir, daß sie am selben Tage — es war im Oktober, also 6 Wochen nach meiner Eröffnung — das Luisenstädtische Theater gekauft hätten. Wir standen im Korridor des Central-Theaters, das Publikum drängte sich an die Kasse, und mit den nur der Frau Ernst eigenen Blicken sah sie während unseres Gesprächs nach der Kasse, um erhaschen zu können, ob und wie viel Billets bei mir wohl noch zu haben wären. Der kaufmännische Sinn dieser Dame ließ sich auch in diesem Augenblick nicht zurückdrängen.

„Nun,“ hub sie mit einem süßen Lächeln an, „es geht ja ganz gut bei Ihnen.“

„Gewiß, sagte ich, „und es wird noch recht lange gehen.“

„Vor uns brauchen Sie keine Angst zu haben, wir werden nicht wieder anfangen, wir haben das Theater nur als Kapitalsanlage gekauft.“ Ich erwiderte: „Meine liebe Frau Ernst, die Welt hat so viel Platz, daß wir beide auch nebeneinander existiren können,“ ein Irrthum von mir, den ich leider später einsehen mußte. Während der Vorstellung benutzte diese Frau, die mir eben die Versicherung gegeben, daß sie niemals eine Direktion übernehmen wolle, die Gelegenheit, zwischen der Thüre, die vom Zuschauerraum in die Bühne führte, mit zwei meiner Mitglieder sofort zu unterhandeln, es waren dies Fräulein Grünfeld und Herr Guido Zielcher. Dies war im Oktober, und im Dezember desselben Jahres — es war die 100. Aufführung von „Höhere

Töchter," bei welcher Gelegenheit ebenfalls durch die frühere Direktion die eingeführte Ungeheuerlichkeit, den darstellenden Mitgliedern Geschenke und Blumen überreichen zu lassen, die von mir ebenso verlangt wurde — sah ich in Herrn Zielscher den ersten Gegner in meinem Personal.

Ich hatte ihm, wie allen übrigen, werthvolle Präsente zugestellt, das seinige bestand in einer Stravattennadel. Er nahm dieselbe mit scheinbar großer Freude entgegen, und wie mußte ich überrascht sein, als dieselbe mir am andern Morgen mit dem Bemerkten zurückgeschickt wurde, eine solche Lappalie sei Herr Zielscher nicht gewöhnt als Geschenk anzunehmen. Dieser selbe Herr Zielscher, der sich so häufig in schadenfroher Weise über das Ehepaar Ernst, die Art und Weise ihrer Direktionsführung, den Eindruck, den Herr Ernst auf ihn als Schauspieler gemacht, und schon gar erst die Ladenhüter, wie er sich ausdrückte, die Frau Ernst als passende Geschenke bei desfalligen Gelegenheiten wie die meine, den Mitgliedern überreichen ließ, ausgesprochen hatte, dieser Herr Zielscher war mit meiner nicht werthlosen Gabe so unzufrieden, daß er mir offen den Krieg erklärte.

Anfangs legte ich keinen so großen Werth auf das Gebahren dieses für mein Ensemble so wichtigen Schauspielers. Ich wußte aus Erfahrung zu gut, daß das Schauspieler-Gemüth viel reizbarer und empfänglicher als das eines normalen Erdenbürgers ist, und so nahm ich die plötzlichen Krankheits Symptome, die sich bei dem

früher so gesunden Herrn Zielscher einstellten und mir Sorgen in der Besetzung des Zug- und Massenstückes Schwierigkeiten machten, ruhig hin. Als aber nach Monaten Herr Zielscher mir brieflich mittheilte, ihm seine Entlassung aus dem Verbande meines Theaters bewilligen zu wollen, wurde mir die Gewißheit, daß auch die bezügliche Form nicht wahrheitsgemäß anzunehmen war.

Nach längerer Korrespondenz, in welcher ich mich weigerte, Zielscher zu entlassen, da ich inzwischen vollständig unterrichtet war, daß er an das von Herrn Direktor Adolf Ernst zu gründende Luisenstädtische Theater gehen wolle, wurde mir folgende Nachricht zu Theil. Der Theateragent Ledner, der ein besonderes Interesse an dem Engagement Zielscher's hatte, da er mir dasselbe vermittelt, infolge dessen seine Prozente bezog, erklärte mir eines Tages: „Lassen Sie den Zielscher laufen. Derselbe hat keine Idee zu Adolf Ernst zu gehen, sondern ist von den Herrn Dorn und Baron als Chanjouetten-Sänger für den Wintergarten in Berlin engagirt, somit für ein wirkliches Theater verloren. Seien Sie deshalb nicht eigensinnig und zahlen ihm, trotzdem er unthätig, nicht weiter seine Gage, entlassen Sie ihn, und damit ist dieser Zwischenfall für Sie erledigt.“

Ich glaubte Herrn Ledner. Wie dumm!

Herr Zielscher erhielt daraufhin von mir seine Entlassung, und 8 Tage später trat er als engagirtes Mitglied im Adolf Ernst-Theater auf. Ich war um

einen nützlichen Schauspieler gekommen, der, wie ich oben bemerkte, sich rückhaltlos über das Ehepaar Ernst zu mir in schonungslosester Weise lustig gemacht und nun als Ueberläufer mir nicht nur einen unbegrenzten Schaden durch seine Absage zufügte, sondern auch die erste Lücke in das durch mich wohlorganisirte Ensemble riß.

Böse Beispiele verderben gute Sitten.

Herr Karl Weiß, ein mir nicht minder wichtiger Schauspieler, erklärte mir eines Abends, daß er leberleidend und es ihm fast unmöglich sei, weiter zu spielen. Ich fragte ihn nach der Ursache, und er erwiederte mir, daß vielleicht die übergroße Anstrengung Schuld an seinem Uebel sei.

Mein Auge fiel — das Gespräch fand in der Garderobe des Theaters statt — auf seinen Platz, wo Weiß sich ankleidete, und ich sah dort ein großes Weißbierglas stehen.

„Mein lieber Weiß, Sie trinken zu viel Weißbier, das thut Ihnen nicht gut.“

„Aber lieber Herr Direktor, das kann mir doch unmöglich schaden.“

Drei Tage später, ich stand vor der 100. Aufführung der „Höheren Töchter“, die allabendlich ein ausverkauftes Haus erzielten und der Konkurrenz, die im Luisenstädtischen Theater ein neues Heim gesucht hatte, nicht grün war, mußte ich von Herrn Karl Weiß in Erfahrung bringen, daß derselbe mir offen erklärte, er könne nicht mehr auftreten.

Wo nun schnell einen Ersatz für einen in Berlin nicht unbeliebten Schauspieler, wie derselbe war, hernehmen, kann nur ein Theaterbesliffener würdigen, und meine Verlegenheit steigerte sich von Tag zu Tag.

Da fiel mir der Schauspieler Hambroß ein, der am Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater engagirt war und dort seinem Talente nach nicht die würdige Beschäftigung erhielt; heimlich, ohne Jemand davon Kunde zu machen, engagirte ich ihn. Er studirte in meiner Wohnung die Rolle des Herrn Weiß, und damit war ich wenigstens für alle Eventualitäten gesichert. Aber Herr Karl Weiß hatte es anders im Sinne. Nachdem ich ihn bei einer höchst komisch ausfallenden Scene bei der Unwahrheit seiner Krankheitsfälle ertappt hatte, war er gesonnen, einen Coup auszuführen, der in der Theaterpraxis vielleicht einzig dasteht.

Er erklärte mir nämlich eines Abends, daß es ihm unmöglich sei, die Vorstellung zu Ende zu spielen. Nach öfterem Zureden meinerseits ließ er sich endlich doch herbei, die Vorstellung nicht zu stören. Am Schluß derselben fiel er fast wie ohnmächtig auf seinen Stuhl, und bedurfte es längerer Zeit, ihn wieder zu sich zu bringen, um ihn, den sichtlich Erkrankten, nach Hause zu bringen. Er lehnte trotz seiner Ermattung meine Fürsorge energisch ab und schied mit einem Händedruck in sichtlich erregter Dankbarkeit.

An diesem Abend fand im Architekten-Haus eine Versammlung fröhlicher Journalisten und dramatischer

Autoren statt, zu welcher ich ebenfalls von Dr. Vandau, Redakteur des Börsen-Couriers, eingeladen war. Nachdem ich mich kurfähig kostümiert hatte, trat ich ahnungslos in den Saal jubelnder und applaudirender Freunde und Bekannter, die einem auf einem improvisirten Podium vortragenden Kupletsänger frenetischen Beifall zollten. Und wer war dieser Sänger? „Herr Karl Weiß!“

Anfangs wollte ich meinen Augen und Ohren nicht trauen. Der soeben totfranke, mich in die äußerste Verlegenheit bringende, stand als der Gesündeste der ganzen Gesellschaft da und trug die lustigsten Weisen vor. Noch ehe er mich erblicken konnte, trat ich dicht an das Podium heran, drohte ihm während seines Vortrags mit dem Zeigefinger und rief ihm nur die Worte zu: Weiß, die Leber! Die Leber!

Niemals ist dieser Süsser der dramatischen Muse so komisch gewesen, wie in diesem Augenblick. Entsetzen, Schreck, Angst, Furcht drückte sich in seinem sonst ewig lächelnden Gesicht aus. Nicht einmal seine schönen Zähne zeigte er, von denen ich immer behauptete, davon müsse er drei Reihen haben, weil er davon mehr zeigen konnte, wie jeder Sterbliche. Natürlich war ihm durch mein Erscheinen der Abend vollständig verleidet, und er verschwand, wie ich bemerkte, bald aus der Gesellschaft.

Ich hatte nun zwar einen Simulanten entdeckt, aber es half mir sehr wenig. Weiß bestand darauf, er ist totkrank und kann nicht spielen. Was erfand derselbe sich nicht für Krankheiten.

In einer von mir gegen ihn angestregten Klage auf Kontrakt-Erfüllung hatte Weiß als Krankheits-symptom „Platzschwindel“ angegeben, der dem Patienten nicht erlaubt, über freie Plätze, größere Flächen, wozu auch die Bühne eines Theaters gerechnet wird, allein zu gehen. Mir wurde bedeutet, daß ich, so lange ich ihn nicht entlasse, ihm seine Gage zu zahlen habe. Daß dies auf die Dauer für ein Mitglied, welches absichtlich sich seinen Verpflichtungen entzieht, nicht angenehm ist, wird Jeder begreifen.

Mein Haus- und Theaterarzt, Dr. Lajch, stellte ihm das Zeugniß aus: Weiß ist vollständig gesund. — Das Gericht verlangte aber eine noch höhere Instanz, und ein sehr wohl beleumundeter Kreisphysikus gab dem p. p. Weiß ein Zeugniß, daß derselbe innerhalb von 5 Jahren unmöglich spielen könne. Dies Resultat gab bei Gericht den Ausschlag, und ich wurde mit meiner Klage abgewiesen. Was sollte ich machen? Sollte ich 5 Jahre einem absolut renitenten Mitglied die Gage zahlen oder dasselbe auf seinen Wunsch entlassen? Ich wählte das letztere, und siehe da: Ich entließ Herrn Weiß, und 2 Tage darauf war er, trotz des ärztlichen Attestes, das gesündeste Mitglied des Adolf-Ernst-Theaters.

Ich überlasse dem freundlichen Leser, mit mir zu fühlen, wie einem Mann, der bis zum heutigen Tage niemals Böses gewollt, im Gegentheil, in seinen mehr als vierzig Jahren nur Gutes zu thun im Sinne hatte, zu Muthé gewesen

Herr Hambroß spielte während der Krankheit des p. p. Weiß, und wenn auch sein Naturel, seine ganze Veranlagung nicht im entferntesten der darzustellenden Rolle entsprach, so gefiel derselbe dem Publikum, welches ja im Großen und Ganzen nie die Rolle vom Schauspieler zu unterscheiden vermag.

Mir war großer Gefallen geschehen, denn ich konnte wenigstens allabendlich in Ruhe den Vorhang aufziehen lassen. — Für Herrn Zielscher engagirte ich einen kleinen, für Berlin unbekanntem Schauspieler Paulmüller. Derselbe wollte nicht gefallen, das Publikum opponirte, und so mußte ich sehr bald eine Aenderung eintreten lassen.

Wie es nun aber in einem Theater, wie dem Central-Theater, gang und gäbe ist, daß die Stücke resp. die Rollen auf den Leib geschrieben werden, so unterließ ich es fürderhin, Rollen schreiben zu lassen, die etwa für Herrn Zielscher gepaßt hätten.

Nach den „Höheren Töchtern, die 175 Abende mit ungeschwächtem Erfolg gegeben waren, brachte ich eine an's Volksstück streifende Posse „Die Himmelsleiter“ heraus. Es war zum ersten Mal, daß im Central-Theater eine ganz kostspielige Ausstattung in's Werk gesetzt wurde. Heute mache ich mir selbst den Vorwurf, den Anfang dazu gemacht zu haben; aber eine Revue, die ich im selben Jahre in Paris gesehen, und die mir ungeheuer imponirte, auch der Geschmack des Berliner

Publikums, der sich von der guten alten Zeit-Posse mehr und mehr emanzipirt hatte, gaben die Veranlassung.

In der „Himmelsleiter“ betrat zum ersten Mal meine Frau in einer höchst drolligen und liebenswürdigen Charakterrolle die Bühne des Central-Theaters. Die Damen Anna Grünfeld und Josefina Dora wetteiferten in ihren höchst dankbaren Aufgaben, besonders letztere, die schon in „Höhere Töchter“ durch ihre entzückende Vortragsweise der Stuplets sich zum Liebling des Berliner Publikums emporgeschwungen hatte. Ihre drollige, naive, neckische Art, ihr festes Einsetzen im Dialog, das bewußtvolle ihrer Aufgabe, der mimische Vortrag ihrer Gesangsnummern machte sie zu einer Darstellerin in der Posse, die Berlin seit langer Zeit entbehren mußte. Sie war mein Liebling. — Ihr Pflichteifer, ihr Fleiß, ihre Anhänglichkeit an meine Person gaben mir das feste Bewußtsein, daß ich in Josefina Dora ein mustergültiges Mitglied besaß, auf das ich bauen und vertrauen durfte. Aber wie habe ich mich getäuscht! Das Auftreten meiner Frau flog wie eine Bombe in das Damenpersonal, und als nun gar erst „Die Himmelsleiter“, gerade durch die Mitwirkung meiner Frau ein Kassenstück allerersten Ranges wurde, war die Verstimmung auch in das Damenpersonal übergegangen.

Die erste, die bei mir die Lust verspürte, die Waffen strecken zu wollen, war Anna Grünfeld. Auch sie, ein vortreffliches Mitglied, war durch die Magnet-

nadel der Frau Adolf Ernst mit sich einig, in das feindliche Lager zu gehen. Es half nichts. Weder Zureden, noch Vergrößerung der Gage. „Nein, geben Sie mir meine Entlassung, und ich werde Ihnen ewig dankbar sein.“

Wir saßen, um zu beweisen, welch' kollegialische Direktionsführung ich an den Tag legte, in meiner Behausung am Kaffeetisch, Anna Grünfeld, meine Frau und ich. Bei dieser Gelegenheit erklärte mir dieselbe: „Lieber Direktor, ich weiß, Sie meinen es gut mit mir, haben mich gern, und darum geben Sie mir meine Entlassung.“ Ich erfüllte Anna Grünfeld's Wunsch und sie zog zu Adolf Ernst. Nummer 3.

Wieder war es nicht leicht, Ersatz zu finden. Irma Göze, heute die Gattin eines sehr reichen Fabrikbesizers in Brünn, eine äußerst liebenswürdige, talentvolle Dame mit einer entzückenden Stimme, brachte ich als Remplakantin.

Zu all' diesen Mishelligkeiten gesellte sich mitten im Laumel der Wonne bei ausverkauften Häusern das Unglück, welches nicht nur jedem Einzelnen, sondern dem ganzen Deutschen Reich zu Theil wurde, der Sterbetag Kaiser Wilhelms I. Das Theater wurde 11 Tage geschlossen, und bei Wiedereröffnung hatten wir Theaterleute einen noch viel größeren Herzenskummer zu durchleben, es war die fortschreitende tödtliche Krankheit Kaiser Friedrichs III. und dessen am 16. Juni nach 99tägiger Regierung erfolgter Tod. Mit diesem Monat schlossen

sich auch die Pforten des Central-Theaters in meiner ersten Saison.

Die Verluste, die sich seit dem 9. März bis zum 16. Juni in meiner Theaterkasse eingestellt hatten, machten mich in Berlin keineswegs direktion müde. Frei kann ich es sagen, daß ich der erste Theaterdirektor in Berlin war, der seine Mitglieder während der Landestraver nicht um einen Pfennig Gage oder Spielhonorar schmälerte. Ich zahlte meinem gesammtem Personal auch das Spielhonorar, obwohl keine Gegenleistung geschehen konnte. Dank habe ich dafür nie verlangt, ich erwartete stets nur eine anständige Behandlung von Seiten meiner Mitglieder, aber — ach, ich muß lachen, während ich dies niederschreibe; es ist wahrhaftig nicht meine Absicht, meine Berufs- und Standesgenossen in den Blättern meines Tagebuchs anzugreifen, oder beleidigend aufzutreten; aber ich stütze mich auf meine langjährige Erfahrung, und Ausnahmen, wirkliche Ausnahmen, denen Disziplin, Konsequenz, Charakter ihr Schild und Banner für ihr soziales und Berufsleben gewesen und geblieben sind, giebt es herzlich Wenige, und zu den Wenigen habe ich stets gezählt und zähle es heute noch.

Die erste Saison meiner Direktion hatte mir trotz aller dieser Kalamitäten und Aergernisse einen nicht unbedeutenden Ueberschuß gebracht, und so ging ich mit fröhlichem Gemüth und frischer Arbeitslaune nach einer zweimonatlichen Pause in meinen Winterfeldzug.

Ich eröffnete die zweite Saison mit der Mannstädtischen Posse „Schmetterlinge.“ Dieses Stück enthielt eigentlich nur 2 Rollen von Belang. Josefina Dora und ich waren die Vertreter dieser Partieen. Der ersteren wurde von mir, nachdem ich mich von der Vollkommenheit ihrer Couplet-Auffassung überzeugt hatte, eine ihr, wie man sagt, auf den Leib geschriebene Rolle zugewiesen. Das Couplet „Ja, das weiß ich nicht, das habe ich nie gelernt“ wurde durch ihren Vortrag nicht nur populär, sondern mit und in ihm hat Dora die Begründung ihrer Popularität zu verzeichnen. Der Beifall, den diese vortreffliche Darstellerin in den Schmetterlingen erzielte, gleich dem einer der gefeiertesten Opern-Diva und ist leider später nie wieder erzielt worden. Es war gleichsam, als ob sie sich in diesem Stück vollständig ausgegeben hatte, eine Erscheinung beim Theater, die leider häufig zu verzeichnen ist.

Inmitten dieser großen Erfolge der „Schmetterlinge“ öffneten sich die Pforten zweier neuer Theater in Berlin, des Lessing-Theaters unter der Direktion Oskar Blumenthal's und des Berliner Theaters unter der Direktion Ludwig Barnay's.

Welch' ungeheurer Beliebtheit mein Institut sich erfreute, beweist, daß ich ruhig den Anprall durch diese neuen Bühnen abwarten konnte. Mein Theater war allabendlich ausverkauft, und die „Schmetterlinge“ flatterten unter dem brausenden Beifall des Publikums dahin.

Mittlerweile hatte die Kühnheit des Adolf Ernst'schen Ehepaars eine fieberhafte Art und Weise angenommen. Sie sahen, daß trotz aller ihrer geschickten Manöver, gegen mich zu operiren, nicht das Erhoffte für sie eintraf. So leicht war es nicht, mich matt zu setzen.

Ich wußte, daß ich in meinem eigenen Lager der Spione und Gegner genug hatte. Leider fehlte mir die Macht und das bestimmte offene und klare Vorgehen, die selben in flagranti zu ertappen. Alles ging mit dem beim Theater üblichen *on dit* vor, und jeder dieser Uebelthäter versicherte mich vorkommenden Falles stets seines regsten Interesses für mich und mein Institut. Gelogen wird eben viel beim Theater.

Die „Schmetterlinge“ bewährten sich bis Weihnachten 1888 als vortrefflicher Magnet. Vorsorglich, wie ich stets war, arbeitete ich mit meinem Hausdichter Mannstädt an einem Reservestück.

Der stets lebenswürdige Redacteur des Berliner Börsen-Couriers, Isidor Landau, ermunterte mich in meinen für das Central-Theater geschriebenen Pöffen die *Soldateska* wieder aufzunehmen.

Analog zu den Erfolgen von „Krieg und Frieden“ „Beilchenfresser“ etc. schärfte er mir ein, daß eine Soldatenposse großen Beifall finden würde. Diesem Rathe folgend, entstand die Posse „Leuchtkugeln“.

Mit allergrößter Genauigkeit und der Feststellung aller intimen Beziehungen, die ein Bivouac im Ma-

növer haben könne, wurden alle diesbezüglichen Einzelheiten in den „Leuchtkugeln“ festgestellt.

Ein malerisches Dorf, im Hintergrunde eine rauschende Wassermühle, romantisch am Abhang des Wassers gelegen, bildete die Dekoration. Militär aller Gattungen mit vollständig marschbereiten Utensilien gruppierten sich lagernd, scherzend, singend, spielend auf der Bühne, und mit einem fröhlich klingenden Soldatenchor ging der Vorhang auf. Mit donnerndem Beifall wurde dies Bild vom Publikum begrüßt.

Ein von Bruno Bollmann, einem flotten Darsteller jugendlich lustiger Charaktere, gesungenes Marsch-Couplet ist nicht nur allabendlich mit großem Beifall gesungen worden, sondern steht heute noch als populäres Couplet in der Gunst des Publikums.

Da mein Programm den absoluten, hiruverbrannten Blödsinn der so tief gesunkenen und mit Achselzucken betrachteten Berliner Posse fern hielt, so brachte der dritte Akt dieses Stückes mit einer tief ernsten ans gute, gesunde Volksstück mahnenden Situation mir, dem Träger des Stückes, sowie meinen beiden Partnerinnen Betty Damhofer und Irma Göke, welche gerade in diesem Akt hervorragend beschäftigt waren, rauschenden Beifall ein. Beruhigt für meine Klasse konnte ich nach Schluß dieser außerordentlich gelungenen Vorstellung auf eine gute Nachsaison blicken.

Der liebenswürdige Kritiker des Berliner Börsen-Courier Dr. S. Landau bescheerte mich durch seine Be-

urtheilung der Premiere ein wahrhaftes Weihnachtsgeschenk. Er schrieb:

„In unserer altbewährten Bezugsquelle für Berliner Lustigkeiten im erbeingeseffenen Heim für jauchzende derbe Lustigkeit, im Central-Theater, ist wieder eine frische Sendung Humor eingetroffen. Das Publikum, vor dem am Sonntag, am Weihnachtsvorabend, ausgepackt wurde, nahm sie mit wahren Jubel entgegen. Was wurde da nicht zusammen applaudirt, was wurde da gelacht, gerufen, in der Zeit von $\frac{1}{2}8$ — $\frac{1}{2}11$ Uhr abends. „Leuchtkugeln“ nennt sich die selbstverständlich Mannstädt'sche Posse des Central-Theaters: sie nähert sich dem Volksstück, und der Versuch Zusammenhang und Sinn in die Handlung zu bringen, sei mit Dank quittiert. Die vieraktige Kur, die sich an den Betheiligten vollzieht, bildet den Inhalt des Stückes. Aber welche eine üppige Fülle drolliger Situationen, origineller Gesangseinlagen, echte Leuchtkugeln des Humors, bergen diese 4 Akte!

Im Mittelpunkt des Stückes stand Thomas, dessen reiches schauspielerisches Talent wir wohl gern im Dienste höherer Aufgaben sehen würden, dessen Humor aber wieder sich das Publikum im Sturm eroberte. Frau Thomas-Damhofer, die schon so viele Soubretten-Erfolge sich errungen, bewährte sich diesmal als Muster; wo es irgend anging, rang ihr Geschick der Rolle große Wirkung ab. Fräulein Dora, die Virtuosiin des Couplets, hatte wieder mit einer musikalischen Einlage die reichste Beifallsernte. Herr Bollmann debutirte sehr glücklich

und hatte namentlich mit einem überaus wirksam vortragenen Soldatenlied Erfolg. Frau Göze spielte mit großem Geschick in doppeltem Sinne. Das Central-Theater scheint in ihr eine kleine Gypoff zu besitzen und wies ihr eine umfangreiche Thätigkeit am Klavier zu. Das Publikum — eine kleine Opposition denunzirte sich als berufsmäßig, indem sie gleich nach der ersten Scene zischte — besicherte denn auch der Novität den fröhlichsten, Dauer versprechenden Erfolg“.

So die Kritik des Berliner Börsen-Couriers.

Alle übrigen Zeitungen wetteiferten, mir, dem Direktor und Darsteller, sowie meinem Personal und dem Autor in liebenswürdigster, sachgemäßer Weise Gratulationen in denkbar schmeichelhaftester Form darzubringen.

„Endlich,“ so rief ein anderer Kritiker aus, „ist die Berliner Posse aus dem Sumpf der Unwahrscheinlichkeit, des Blödsinns und der Frivolität befreit. Wir sehen in den „Leuchtkugeln“, der neuen vieraktigen Central-Theater-Posse, die Umkehr zum gesunden Volksstück und jagen dem Direktor Thomas für diese That einen speziellen Dank.“

Das Theater war während der Weihnachtsfeiertage überfüllt. Die Beifallsbezeugungen und Auszeichnungen, die mir und meiner Künstlerchaar zu theil wurden, überstiegen Alles bisher dagewesene. Meine Regiekunst, die ich dem dritten Akt, dem großen Bivouac-Bilde zugewandt hatte, wurde bis in die höchsten militärischen

Kreife durch Wort und Schrift als geradezu vollendet verzeichnet. Und so steuerte ich frohen Muthes in das Jahr 1889 hinein.

Sobald das Central-Theater unter meiner Direktion einen Erfolg zu verzeichnen hatte, steckte man in der Dresdenerstraße im Adolf-Ernst-Theater die Köpfe zusammen, und die feindliche Opposition, die Dr. Landau in seiner obengenannten Kritik als berufsmäßig festgenagelt hatte — ich wußte, woher dieselbe kam. Konnte sie auch nichts ausrichten und ihren eigentlichen Zweck erreichen, so tröpfelte sie doch Vermutstropfen in meinen so schwer errungenen Freudenkelch.

Der Erfolg der „Leuchtkugeln“ und ganz besonders der militärische Zug, der in diesem Stück vorwiegend das Berliner Publikum interessirte, machte der Direktion Adolf Ernst schlaflose Nächte. Ihre Gepflogenheit, alles freinachzuempfinden, was ich geschaffen, ließ bei ihr den lauten Wunsch rege werden, ebenfalls ein Soldatenstück zu acquiriren. Flugs wurden die Hausdichter zusammengesammelt, und so entstand die vieraktige Posse „Die junge Garde“.

Wenn je von einer Verfälschung der Berliner Posse mit dem üblichen Tam-Tam das Publikum in der Geschmacklosigkeit irre zu führen, die Rede war, so war es mit dieser jungen Garde. Was bei mir absolut echt, wahrheits- und naturgetreu dargestellt wurde, im frisch fröhlichen Bivouac mit allerdings nicht geleckten Paradeuniformen und Lackstiefeln, sondern mit echt marsch-

bereitem Gepäck sich in fröhlichster Laune abspielte, das wurde von der Konkurrenz-Direktion ganz anders unterbreitet. Hier wurde auf die Sinnlichkeit und Unwahrscheinlichkeit spekuliert. Ein Tröb einererzierter Weiber in Maskenball ähnlichen Uniformen tummelten sich balletartig auf der Bühne herum. Da sah man Infanterie, Dragoner, Ulanen, Husaren Exercitien ausführen, die nur in einer Operette möglich gewesen wären.

Aber das Glück, welches bei dieser Konkurrenz-Direktion stets mit Verdienst von einem Theil der Presse und dem Publikum verwechselt wurde, blieb ihr hold. Man wollte die Unglaublichkeiten nicht bemerken, die in diesem Stücke wimmelten, man wollte die Irrthümer nicht als geschehen betrachten, wenn sechs ausgeputzte Mädchen als Ulanen und Dragoner plötzlich die Trommel rührten und so die Wirklichkeit auf den Kopf stellten.

Es ist ja Alles richtig, was Thomas macht, so halte es durch die Massen, es ist ja auch Alles sehr hübsch, es wird ja auch vortrefflich gespielt im Central-Theater, aber bei Adolf Ernst sind die hübschesten Mädchen, und diese wurden ja von der Direktion gehätschelt und gepflegt, wie weiland die großen Soldaten von Friedrich Wilhelm I. in Potsdam. Die Folge war, daß meine Einnahmen fielen. Aber auch diese Vorkommnisse hatten meinen Muth und meine Schaffenskraft nicht im Mindesten erkalten lassen. Rüstig ging ich täglich, der allabendlich meist beschäftigte, an meinen Dienst und sah darauf, die Saison 1889 würdig zu beschließen.

Da traf mich ein Blik aus heiterem Himmel. Was ich nie geahnt, erträumt hatte, das sollte mir zu Theil werden. Josefina Dora, die, wie ich schon im ersten Theil meiner Memoiren erwähnte, als achthähriges Kind unter meiner Direktion im Woltersdorff-Theater gastirt hatte, der ich stets und immer meine Sympathieen in väterlichster Form als Direktor und Rathgeber entgegengebracht, hatte sich mit dem Schauspieler Richard Schulz während ihres Engagements verheirathet. Waren es nun Einflüsse des jungen Gatten, oder war es Inspiration von Seiten der Direktion Adolf Ernst, kurz, Frau Dora erklärte mir, daß sie, wie die Herren Weiß, Zielscher und Fräulein Grünfeld, ebenfalls in's Lager der Konkurrenz-Bühne ziehen würde. Ich war wie vom Donner gerührt. Was hatte sie bewegen können, eine so souveräne Stellung aufzugeben? Alle meine Warnungen, sich nicht durch Versprechungen verlocken zu lassen, halfen nichts. Ich hielt ihr das Schickjal des Fräulein Grünfeld vor, die längst bereut hatte, von mir gegangen zu sein, da sie sich in ihrer Stellung am Adolf-Ernst-Theater höchst unglücklich fühle; auch das nützte nichts. So mußte ich, so schwer es mir auch wurde, für die mir so lieb gewordene Couplet-Künstlerin Ersatz suchen. Zwar hatte ich noch ein ganzes Jahr Zeit, aber die guten Soubretten waren rar, und besonders eine Darstellerin, die so fest in der Gunst des Publikums saß. In dieser Zeit meines Mißbehagens lernte ich einen jungen Schriftsteller

kennen, dessen Talent ich zu fördern berufen sein sollte. Jean Stren, ein begabter Schriftsteller mit echt pulsirendem Berliner Wisz, reichte mir ein Stück ein, welches er im Verein mit Fritz Brentano, dem bühnenkundigen Schriftsteller und Redakteur des Berliner Lokal-Anzeigers, verfaßt hatte. Nach gründlicher Umarbeitung, die nach meinen Angaben von beiden Verfassern gemacht wurden, erhielt das Central-Theater eins seiner wirksamsten Stücke. „Leute von heute,“ so hieß die Posse, brachte ich noch in der Spätsaison, nachdem die „Leuchtkugeln“ bei 100maliger Aufführung verpufften, heraus.

Der Erfolg war kolossal. Einige Stimmen aus der Presse:

So der witzige Theodor Wolff vom Tageblatt: „Die Aufnahme war nach dem 1. Akt freundlich, nach dem 2. stürmisch, nach dem 3. orkanartig. Publikum, Schauspieler und Autoren schwammen in jeeliger Bounne. Jubelgewitter entluden sich aus der Mitte des Parketts. Des Direktors Augen glänzten in Thränen edelster Nührung, die Verfasser deuteten bescheiden auf den Komponisten und der Komponist auf die Verfasser. Niemand wollte das Stück geschrieben haben. Eine allgemeine Verbrüderung fand statt, es war ein erhebender unvergeßlicher Moment. Aber gerne sei es zugestanden, daß in dieser Novität wieder viel, sehr viel von jener Lustigkeit vorhanden ist, die seit Jahren die Bürger und Bürgerinnen Berlins in die Alte Jakobstraße lockt, daß die Melodien prickelnd, die Kostüme prächtiger als je

und die Couplets theilweise sogar witzig sind. Kann der Mensch noch mehr verlangen? Und obendrein ist über das Spiel nur das allerbeste zu sagen. Wer Emil Thomas ist und was er kann, wissen die Berliner von der Großen Frankfurter bis zur Bülowstraße, und man braucht es ihnen nicht erst zu erzählen. Betty Damhofer, die treue Lebensgefährtin, stand ihm auch gestern redlich bei, und ihre festsche Copie einer englischen Tinsel-Tangel-Sängerin, erweckte die ersten Beifallstürme. Alle übrigen Darsteller und Darstellerinnen Fräulein Dora, Fräulein Göke, beide haben begründeten Anspruch auf einen Ehrenplatz, die Herren Kaiser, der ein ganz ausgezeichnete frischer Sänger ist, Tyrkowsky, Bollmann, Fichtner, Kettner werden als galante Ritter wohl zurückstehen müssen.“

Dr. Landau äußerte sich im Börsen-Courier folgendermaßen:

„Im Central-Theater wird wieder recht frisch gelacht, gelacht von Herzen, fast so, wie man applaudiert. „Leute von heute“ betitelt sich die neue Posse mit der zugleich Brentano und Aren, zwei neue Autoren ihren Einzug in das Haus hielten, in dem bisher Mannstädt und Treptow ausschließlich herrschten, Hurrah! die gute alte Central-Theater-Posse ist wieder da, nur noch reicher in buntem, flimmerndem Beiwerk, üppiger in der Coupletumrandung, flimmernder im musikalischen Auspus, nur noch prickelnder und phantastischer in all dem tollen Brimborium, das die ungeheuren Erfolge in der Alten

Jakobstraße bildet. Dabei ist die Ausstattung von einer in dieser Gegend noch nie dagewesenen Pracht. Die Dekorationen zeigten Geschmack und Glanz, die Kostüme, verriethen Phantasie und verschwenderische Pracht. Die Skat-Apotheose im dritten Akt war hinreißend. Die sämtlichen 32 Karten erscheinen in charakteristischen Kostümen, werden je vier und vier in lustigen Skatversen eingeführt. Das Mischen dieser lebenden Karten, das flotte Kartenleben, das sich hier entfaltet, wird allabendlich im Central-Theater einen Congreß versammeln. Die Darstellung stand auf der gewohnten Höhe, nein, überragte sogar noch das alte Niveau. Thomas macht durch seine uner schöp flichen Drollerien fast das Bedauern darüber vergessen, daß er seine hohe Begabung in den Dienst so niederer Aufgaben stellt.

Frau Damhofer spielte mit übermüthiger Laune, entfaltete Toiletten von seltener Pracht und Extravaganz und erregte wahren Jubel durch ihre mit Verve und Geschick vorgetragenen Gesangsnummern. Fräulein Dora hatte wieder einige Kuplets, die sie mit Ergözen vortrug. Fräulein Göke spielte mit Laune und Frische. Ueberaus belustigend ist eine Charge, die Herr Ferdinand Meyer darstellte, ein verhungertes Photograph. So war denn der Erfolg ein ganz außerordentlicher, und so heißt denn die Lojung am 6. Juli „100. Aufführung von Leute von heute!“

So schloß ich mit guten und zufriedenstellenden künstlerischen und pekuniären Erfolgen die Saison 1888/89.

Nach zweimonatlicher Pause eröffnete ich die dritte Saison meiner Direktionsthätigkeit mit der Mannstädtischen Posse „Leichtes Blut.“

Schon etliche Male waren Stimmen selbst von mir bekannten Persönlichkeiten an mein Ohr gedrungen, ich solle mein Repertoire mehr dem Schauspieler Thomas anpassen, als dem Spazmacher. Es würde eine Zeit kommen, so hieß es, wo das Publikum an der bunt aneinandergereihten Perlschnur lustiger Szenen keinen rechten Geschmack mehr finden würde, und es als höchst bedauerlich erschiene, wenn ich mein Charakterisierungstalent so unter den Scheffel stellen wolle. Ich ließ nun zeitweise diesen Einflüsterungen Gehör, und ich sah während der Arbeit, die sich zwischen meinem Hausdichter Mannstädt und mir beim Herausbringen der Eröffnungsposse „Leichtes Blut“ entwickelte, welche Ebbe und Leere an Witz und Situationen sich bei dieser abgewirthschafteten Richtung herausstellte.

Der Abgang von Irma Göke, die sich ebenfalls verheirathete, beließ mir als Soubrette — meine Frau war noch auf ihrer Besizung und nicht in Thätigkeit — nur Josefina Dora. Da man nun früher vier Soubretten um den Hauptdarsteller komischer Charaktere gesehen, so war es in dieser Posse befremdlich, nur eine Darstellerin mit einer allerdings weittragenden, großen Rolle bedacht zu sehen. Wenn auch in gesanglicher Beziehung das Stück überreich ausgestattet war, so erschien es dem Publikum als zu einfach und das Einfache nicht

wirksam genug. Wenn auch wiederum das Publikum am Premierenabend sich außerordentlich beifallslustig zeigte, so fühlte ich, der praktische Theatermann, heraus, daß über dieses Genre in meinem Theater das Schlußwort gesprochen war. Und nun erst am andern Morgen die Kritiken!

Der Chef-Redakteur des Berliner Lokal-Anzeigers schrieb:

Das Central-Theater ist mit der Aufführung seiner neuesten Novität, der vieraktigen Gesangsposse „Leichtes Blut“ von Mannstädt, Musik von Steffens, in der Kultivirung des ihm eigenthümlichen Genres noch einen Schritt weiter gegangen. In dieser neuesten Posse kann selbst von dem berühmten rothen Faden keine Rede mehr sein. Die eine Episode reiht sich völlig zwanglos an die andere, die Leute kommen und gehen, ohne daß man nur die leiseste Ahnung davon hat, weshalb, warum und wozu? Und die wenigen sogenannten Situationen sind mit unbeschreiblicher Gewaltthamkeit herbeigeführt u. s. w. Ueber die Darstellung seien nur über die Leistung des Herrn Thomas einige Worte gesagt. Der treffliche Darsteller war in dieser neuen Rolle nicht etwa komischer als in seinen früheren Partien, denn das wäre kaum möglich, aber er hat in einem prächtigen Imitations-Couplet, wo er einige bekannte Nimen Barnay, Friedmann, Schweighofer und zuletzt sich selber persifliert wieder einmal nach langer Zeit die wahre Bedeutung seiner Begabung gezeigt. Thomas ist in der That, wir

wissen es freilich längst, nicht nur ein ganz vortrefflicher Komiker, sondern ein echter Künstler, dessen Befähigung wahrhaft geniale Züge trägt. Es ist jammerschade, daß der Direktor Thomas dem Komiker Thomas nicht öfter Gelegenheit giebt, dem Publikum die wahre Bedeutung seiner Künstlerschaft zu zeigen, die ihn weit über alle andern sogenannten Komiker stellt.

So erging Warnung auf Warnung an mich, und eine derselben, die ich hier folgen lasse, hat wohl den Ausschlag gegeben, dem wirbelnden, schwirbelnden Possengendre, den ich bisher kultivirte, den Rücken zu kehren.

Die „Berliner Presse“ hielt mir folgende Rede:

Der vortreffliche Schauspieler Emil Thomas hat es verstanden, sich eine große Anzahl guter recht begeisterter Freunde zu erwerben, die leider ihr Wohlwollen auch auf den Direktor Emil Thomas übertragen. Dieser bekommt nun seit langer Zeit kein recht ehrliches Wort über den wahren Charakter seiner Premierenerfolge mehr zu hören. Selbst die Kritik, deren Vertreter in den Zwischenakten einer solchen Novität gewöhnlich sehr unverschämten und derb, mitunter sogar in unästhetischer Entrüstung ihre Meinung aussprechen, weiß schließlich, wenn es zur Abgabe des öffentlichen Votums kommt, unverantwortlich milde und verbindliche Formen für den Tadel zu nehmen, der in schärfster und unerbittlichster Weise ausgesprochen werden mußte. Warum unterziehen wir uns überhaupt der Mühe, in näherer Besprechung auf ein so tief unter dem Niveau des erwähnenswerthen

stehendes Produkt noch einmal zurückzukommen? Weil eine Kunst der Darstellung und Regie, eine Pracht der Ausstattung darin verwendet worden ist, die geradezu der besten Sache würdig wäre. Ein treffliches Ensemble, geführt von einem vortrefflichen Charakterkomiker, danach angethan, jedem halbwegs ehrlichen Volksstück oder einer nur leidlich gesunden Posse zum Siege zu verhelfen, geht unter in niedrigen Chantant-Kram und wird verdorben durch unwürdige Aufgaben. Wir wollen hoffen, daß Emil Thomas seinen so oft bewiesenen Geist nicht länger verleugnet, und statt sich den ungeunden Traditionen der jetzt unter seiner Leitung stehenden Bühne willenlos zu fügen, endlich einmal seinen eigenen künstlerischen Geschmack walten läßt. Dann kann aus dem kleinen Musentempel, in welchem momentan der Sinn für echten Humor und das ästhetische Empfinden des Publikums mit Keulen erschlagen wird, vielleicht die neue, heißersehnte Pflanzstätte für das Berliner Volksstück werden. Bleibt aber Direktor Thomas auf dem betretenen Wege, so wird er an seinem Ruf als Künstler und, da dem Publikum schließlich doch die Augen aufgehen müssen, auch an seinen materiellen Erfolgen Einbuße erleiden. Wie ein warnender Doppelsinn klang es gestern Abend aus den Worten seiner Rolle: Ich habe eine dunkle Ahnung, daß ich dieses Haus nicht ungeschädigt verlassen werde.

Wie damals bei der Eröffnung des Woltersdorf-Theaters der Kritiker der National-Zeitung, Dr. Augler,

sich über mein Eröffnungsstück in Hemdsärmeln wipelnd erging: „Thomas fängt in Hemdsärmeln an, und ohne Stiefel wird er aus dem Theater gehen,“ so lag obige Bemerkung des Kritikers der Berliner Presse als böses Omen mir recht sehr in den Gliedern.

Ich überlegte, wie ich mein Theaterschiff aus diesem Dilemma bugsieren sollte, da trat die Berliner Polizei rettend auf die Bildfläche. Ich erhielt die Nachricht, daß die Bau-Polizei das Central-Theater, als baufällig, für das Publikum nicht mehr zugänglich betrachte, und es am 1. April 1890 geschlossen werden müsse.

Es lag mir nunmehr ob, meine Saison in Ehren zu Ende zu bringen. Nachdem die Posse „Leichtes Blut“ mit einigen fünfzig Abenden abgethan war, machte ich mit der Einstudierung des umgearbeiteten „Lachenden Berlin“ von Wilken und Jacobson ein sehr gutes Geschäft.

Bei dieser Gelegenheit machte ich die Beobachtung, daß trotz des verwöhnten Gaumens des Publikums durch allerlei bunte Ausstattungsgetriebe, die in dem „Lachenden Berlin“ enthaltenen Scenen aus guten alten Volksstücken, einfach und natürlich dargestellt, nachhaltigen Erfolg hatten. Ich sagte mir, vielleicht ist es doch noch möglich, das Publikum wieder an einfache, natürliche Kost zu gewöhnen, und dieser Ideengang sollte, wie ich weiter berichten werde, in der nächstfolgenden Saison meine Richtschnur werden.

Durch das polizeiliche Verbot, im Central-Theater
Thomas, Erinnerungen Band II.

weiter zu spielen, waren die Besitzer des Hauses Gebr. S. und A. Burchardt, nebenbei bemerkt in Berlin als findige Geschäftsleute bekannt, nicht angenehm berührt. Mir, so sagten sie sich, dem populären und beliebten Mann, wird man trotz aller verklauusulierten Bau-Verpflichtungen doch eine Bau-Concession für ein neu zu errichtendes Theater in dem eng begrenzten Raume nicht abschlagen.

Die beiden Herren traten nun mit einem Projekt an mich heran, das im ersten Augenblick für mich märchenhaft erschien. Sie boten mir die Grundstücke Alte Jakobstraße 30/31, in welchen sich nicht allein das Central-Theater, sondern auch das einstige Orpheum mit seinen Prachssälen befand, sowie einige 20 Wohnungen, die allein eine jährliche Miethen von 25 000 M. eintrugen, für den Gesamtpreis von 1 350 000 M. zum Kauf an.

Sie werden, so hieß es, die Bauconcession für ein Theater bekommen, bauen sich ein neues Theater, aus den Miethen und sonstigen Nebeneinnahmen, können sie bequem die Zinsen für den Kaufpreis bezahlen und sind in drei Jahren ein steinreicher Mann.

Bei meinem damaligen Rechtsbeistand Dr. Prerauer wurde berathschlagt und lange berechnet, ob der mir gemachte Vorschlag, so plausibel er mir auch erschien, zu verwirklichen sei.

Zuerst hieß es, den Architekten für den Neubau finden. Ließ, der Erbauer des Deutschen- und Viktoria-Theaters, des Kroll'schen Etablissemments, einer der befähigtesten

Künstler, ein alter Freund von mir, hatte von dem Projekt gehört. Er ist der Impulsierende und Animierende gewesen, der mich zum späteren Kauf und Neubau des heute existierenden Central-Theaters veranlaßte. Seiner Beredsamkeit und Klarlegung aller meiner Interessen gab ich Folge und machte mich immer mehr und mehr mit dem Projekt, die Burchardt'schen Grundstücke zu kaufen, vertraut.

„Das lachende Berlin“ hatte auf der Bühne seine Schuldigkeit gethan, und noch einmal versuchte ich es mit einer großen Ausstattungsposse „Berolina“ von Jean Aren, Musik von Steffens.

Die Idee zu diesem Stück kam mir an dem Tage, als König Humbert von Italien Berlin besuchte. Vor dem Potsdamer Thor hatte der Bildhauer Professor Hundrieser eine wunderbare weibliche Statue, die „Berolina“, aufgestellt, die im Symbol als Schutzpatronin der Stadt den König von Italien bei seinem Einzug zuerst begrüßte.

Diese herrliche Statue gab mir das Vorbild zu einer neuen Rolle für meine Frau. Flugs setzte ich mich mit Jean Aren an die Arbeit, und es entstand eine Posse, abweichend von allen bisherigen darin, daß ein wirklicher poetischer Zug dem Ganzen nicht mangelte.

Die Aufführung wurde von Presse und Publikum allseitig gerühmt, und mein sehnlichster Wunsch, besseres und edleres als das bisher Gebotene gebracht zu haben, trat ebenfalls der Erfüllung näher. Wiederum waren

es die Stimmen der Presse, die mich in meinen Zielen bestärkten.

Herr von Kupfer vom Lokal-Anzeiger referierte:

Die am Sonnabend stattgehabte Erstaufführung von „Berolina“, Posse mit Gesang in 4 Akten von Jean Aron, Musik von Steffens, war von einem durchschlagenden Erfolg begleitet. Die Posse hat den für dieses Genre seltenen Vorzug einer originellen Grundidee. „Berolina“ ist der Name und Gegenstand eines Bildhauerwerkes, welches ein vor Jahren nach Italien ausgewandertes Berliner Künstler erfunden. An diesem Kunstwerk begeht der Berliner Künstler, ein Schüler des Ausgewanderten, einen intellectuellen Diebstahl. Er führt die Statue „Berolina“ aus und wird dadurch in Berlin ein berühmter Mann. Aber wie ein Deus ex machina erscheint Bettina, die Tochter des römischen Künstlers in der Maske einer italienischen Storbverkäuferin auf der Scene, entlarvt den Dieb, stellt die ganze Gesellschaft durch ihre lebenswürdigen Extravaganzen auf den Kopf und bringt vermöge eines feenhaften italienischen Kostümfestes verschiedene junge Damen, unter anderen auch sich selbst in die Grube.

Schade nur, daß den Autor der Mut verlassen hat, diese wirklich originelle Idee bis zum Schluß hin sorgfältiger auszuarbeiten. Doch das sind eben nur kritische Bedenken, über welche man sich durch herzliches Lachen und aufrichtiges Bewundern der schönen opulenten Inszenirung leicht hinwegtäuschen kann. Ich muß in der

That Herrn Steffens ein aufrichtiges Kompliment machen für die außerordentlich melodiose Ausstattung der Posse. Das Couplet der schmucken Tyroler Handschuhmacherin Broni und die mecklenburgische Ballade des jungen Landwirths (Hr. Bollmann) sind als Perlen zu bezeichnen und entfesselten einen geradezu rasenden Beifall. Und nun erst Emil Thomas und Betty Damhofer! Ich habe den ersteren selten mit mehr Laune und Humor spielen sehen. Es wurden Thränen gelacht. Betty Damhofer entzückte durch ihre Stimme und ihr fesches degagirtes Spiel. Ihre Gestalt im dritten Akt als „Berolina“ war bezaubernd. Was in diesem dritten Akt geboten wird, ist in der That nicht nur sehenswerth, sondern auch in vieler Hinsicht wahrhaft poetisch. Emil Thomas bewies in seiner Regiekunst, daß er einer der allerersten ist. Alles in Allem hat Direktor Thomas ein Stück gewonnen, daß ihm die angewandte Mühe redlich vergelten und auf Monate hinaus die Repertoire-Sorgen benehmen wird.

Der Kassenerfolg erwies sich in den ersten fünfzig Vorstellungen als ein ganz außerordentlicher; dann blieb er jedoch hinter den Erwartungen zurück, und da auch Josefine Dora mit diesem Stück ihre letzten Triumphe auf meiner Bühne ausgespielt und ihr Abgang vorläufig wenigstens eine empfindliche Lücke eintreten ließ, so setzte ich „Berolina“ ab, um die mit großen Opfern neu engagierte Soubrette Margarethe Gallus, die ich aus dem Wallner-Theater engagiert hatte, auftreten zu lassen.

Diese Soubrette vertrat das ganz entgegengesetzte Genre der Dora. Während diese mit ihrem naiven österreichischen Humor unbewußt zu wirken verstand, trat jene in ihrer derben Berliner Art zielbewußt und immer selbstgefällig auf die Bühne. Sie verstand ja auch zu wirken, aber es fehlte ihr die Liebenswürdigeit, das gewisse etwas von weiblicher Drollerie. Die vom Wallner-Theater her bekannte Posse „Ein gemachter Mann“ sollte dem Fräulein Gallus als Debut dienen.

Der Erfolg war bei einem mäßig besetzten Hause kein übler. Die Presse wetteiferte fast in allen Journalen, mich über den bescheidenen Kassenerfolg hinwegzutäuschen. Emil Thomas, so hieß es, spielte seine angestammte Partie aus dem Wallner-Theater, die er vor einigen Jahren, als das Stück seine wirkliche Premiere im Wallner-Theater erlebte, hier zuerst zur glücklichen Geltung brachte. Es ist begreiflich, daß inzwischen keine Bühne die Posse aufzuführen wagte, wie groß auch die Noth nach solchen Schlagern ist, denn mit der Wiedergabe der Titel-Rolle des Rentiers Basewalk, des früheren Schlächtermeisters, der nun ein gemachter Mann ist, steht und fällt der Erfolg des Theaterstückes, und eine Rolle, die Thomas hier zuerst spielte, wagt hiernach kein anderer so reich zu mimen.

In der That ist sein Rentier Basewalk, eine wahrhaft köstlich komische Figur, direkt von der Straße auf die Bühne gestellt. Jede Mine dieses biedern Schafskopfs, jede Bewegung, jeder Blick, alles reizt durch die unbe-

schreibliche Art des Künstlers, zu gehen, sich in Blicken und Empfindungen auszudrücken, zum herzlichsten Lachen. Es ist gewissermaßen wohlthwend, so aus dem Herzen heraus lachen zu hören, wie das gestern im Central-Theater der Fall war. Neben Thomas stand Margarethe Gallus. Sie ist als gute Berliner Soubrette bekannt und verdient die ihr zu teil gewordenen Auszeichnungen in hohem Grade.

So der „Berliner Börsen-Courier.“

Das „Kleine Journal“ wollte nicht so recht mit meiner neuen Soubrette zufrieden sein: „Fräulein Gallus, welche gestern in der Wegner'schen Rolle der Toni debütierte, hat sich in kleinen Rollen brav bewährt, aber für größere Rollen, welche Humor, wirklichen Humor und ursprüngliches Talent verlangen, und bei welchen man mit Drollerie und Puzigkeit sein Auskommen nicht findet, dürften ihre Kräfte zu schwach sein.“

Ich hatte mit ihr einen dreijährigen festen Vertrag abgeschlossen, und da ich nie der Mann der blaffen Furcht war, ließ ich mich auch von abfälligen Kritiken in diesem Falle nicht abschrecken.

Der „gemachte Mann“ hatte mich als Gemachten aber nicht „gemachten Mann“ für kurze Zeit ausersehen, inzwischen war ich auch mit meinem Kaufprojekt einig geworden, und so rüstete ich mich für das Schlußstück der Saison 1890.

Nachdem mir vom Polizei-Präsidium auf Grund eines von Eduard Tieß ausgearbeiteten Planes des

neu zu erbauenden Theaters die Bewilligung zuerkannt war, kaufte ich von den Gebrüdern Burchardt für 1 250 000 Mark den großen Häuserkomplex in der Alten Jakobstraße 30—31. Der Vertrag für die Ausführung der Bauten wurde mit dem Maurermeister Fränkel in Berlin geschlossen, und mußten diese in der Dauer vom 1. Mai bis 1. August durchgeführt sein.

So war ich plötzlich Hausbesitzer.

Am 13. März brachte ich das letzte Stück im alten Central-Theater heraus. Nicht ohne Beigeschmack wählte ich für diese Posse den Titel „Ein fideles Haus,“ hatte doch das Publikum oft, recht oft Gelegenheit gehabt, herzlich lachen zu können und blieb auch das „fidele Haus“ in dieser Beziehung dem Publikum nichts schuldig.

Der Börsen-Courier referirte über den Erfolg: „Der zweifache Hausbesitzer Herr Emil Thomas darf mit seinem doppelten Erfolge als Direktor und Schauspieler wohl zufrieden sein. Herr Thomas hat in dem Schwank, der in der deutschen Bearbeitung den Titel „Hausherrnfreuden“ führt, früher häufig gastirt und in der Rolle eines Muster-Hauswirths wahre Triumphe gefeiert. Ein Schauspieler wie Emil Thomas vermochte ja noch verbrauchteren Situationen neues Leben abzugewinnen, und ob er wieder einmal mit der Soubrette und dem jugendlichen Liebhaber eine Oper parodirt, ob er die Polonaise der oberen 10 000, den Verletzten der Bourgeoise, oder das Tänzchen des armen Mannes karikirt, er ist ewig frisch und stets seiner Wirkung sicher.“

Mein angestammtes Personal, die Herren Kaiser, Bollmann, Grünfeld halfen weidlich zum Erfolge. Aber leider ließ mich meine neu engagirte Soubrette Fräulein Gallus im Stich. Ihre Stimmittel reichten für die ihr zugetheilte Rolle nicht aus, und brachte sie die humoristischen Pointen nicht zur Geltung.

Wenn auch die „Neuesten Nachrichten“ am Schlusse der Kritik über „Ein fideles Haus“ sagten, es ist schade, daß Direktor Thomas sein fideles Haus, d. h. das Central-Theater, wegen des bevorstehenden Umbaues sobald abzubauen gedenkt, die Zugkraft der neuen Besse dürfte mit diesem Tempel jedenfalls noch nicht erschöpft sein, so trafen leider alle diese frommen Wünsche nicht ein. „Ein fideles Haus“ wurde für meine Klasse ein recht trauriges, und keiner war froher wie ich, als der 29. April gekommen war, an welchem Tage das Central-Theater in seiner alten Fassung geschlossen wurde.

„Ein fideles Haus,“ so schrieb der Courier, „ist gestern Abend mit Sang und Klang geschlossen worden. Emil Thomas hat sich mit seiner getreuen Künstler-schaar verabschiedet in einer Aufführung, so flott und frisch, wie es nur eine erste und eine hundertste sein kann; beide Gelegenheiten wurden von jeher gewissermaßen als Familienfeste im Central-Theater gefeiert, zu denen die fröhlichen Gäste in Schaaren kamen, um ihren Anerkennungstribut dem trefflichen Künstler zu zollen. Und mit ganz besonderer Wärme hat man Thomas gestern gefeiert. Es war des Jubelns und des Lorbeer-

spendens kein Ende, nachdem er sein humorvoll wehmüthiges Abschiedsprüchlein geendet hatte. Er darf getrostes Muthes sein Hoffungsgebäude nun in Stein und Eisen verwirklichen. Glück und Gunst werden mit ihm sein. Bleibt er uns der Alte, die Freundschaft des Publikums wird ihm auch bleiben!

Nachdem sich die Pforten des Central-Theaters geschlossen, kam für mich die Zeit der rastlosesten Arbeitsthätigkeit. Ich hatte zwar alle Verträge für den Neubau des von mir zu gründenden Theaters abgeschlossen, alles erwogen und bis in's winzigste Detail berechnet und diese Arbeit — wahrhaftig keine kleine — überstanden. Nun aber galt es für das neue Unternehmen Ergänzungen des Personals vorzunehmen, und vor allen Dingen Stücke für das Genre zu acquiriren, welches ich mir mit meinen Idealen als dasjenige in's Auge gefaßt hatte, ein der Residenz würdiges Theater dem Humor gewidmet hingestellt zu haben, vor allem ein würdiges Eröffnungstück. Ich wandte mich diejerhalb an den mir von früher her befreundeten Adolf V'Arronge, derzeitigen Direktor des Deutschen Theaters, mit dem Ersuchen, mir das seit Jahren nicht aufgeführte Volksstück „Mein Leopold“ zu überlassen. Er, der mich in der Rolle des Schusters „Weigelt“ kannte, selbst unter seiner Direktion im Lobe-Theater in Breslau s. B. in dieser Rolle hatte gastiren sehen, und ich in allen seinen späteren Stücken Dr. Klaus, „Hajemann's Töchter,“ „Haus Lonan,“ „Böhlthätige Frauen,“ weitaus der

Träger der in diesen Stücken befindlichen Hauptrollen Jahre lang am Thalia-Theater in Hamburg war, hätte ihm gewiß die Gewähr für einen Erfolg bei der Auf- führung von „Mein Leopold“ in meinem neuen Hause gegeben.

Leider versagte mir Direktor P'Arronge die Auf- führung, da er sie selbst im Deutschen Theater beab- sichtigte.

Nach langem hin- und herschwanken für dieses oder jenes Stück, welches würdig sei, den Anfang in meinem neuen Hause zu machen, wurde mir von Seiten einiger befreundeter Kritiker gerathen, ich sollte mich an den ersten Humoristen halten, der heute noch als klassisch zu bezeichnen sei, und der erste in unserm Jahrhundert gewesen, der echten und wahren Humor zur Nach- ahmung aller Betheiligten auf die Bühne gebracht hat.

Es war dies kein geringerer als Ferdinand Kaimund.

Mit der Aufführung eines Kaimund'schen Stückes, so hieß es, würde ich mit einem Ruck all' die Unmöglich- keiten, Zerfahrenheiten und Blödsinnigkeiten, die bisher auf den Berliner Bühnen dieses Genres sich herum- getummelt hatten, wegräumen.

Ich entschloß mich also zu einem Experiment, denn als solches erschien es mir trotz aller Zureden, welches nicht ganz billig wurde.

„Der Alpenkönig und der Menschenfeind,“ dieses realistisch-phantastische Zaubermärchen, zu dem ich mich

entschloß, verlangt eine Ausstattung an Dekorationen und Kostümen, die für einen talentirten Dekorationsmaler und Maschinisten immerhin eine interessante Aufgabe bildet.

Ich übertrug den gesammten dekorativen und maschinellen Theil den best akkreditirten Fachmann, Herrn Professor Lütkeneyer in Koburg.

Die Ergänzungen zum Personal geschahen durch das Engagement des Herrn Bellhof vom Friedrich Wilhelmstädtischen-Theater, des Fräuleins Gisela Fischer von Magdeburg, des Herrn Emil Wirth vom Belle-Alliance-Theater und des Oberregisseurs Kurz vom Wallner-Theater.

In Herrn Bellhof glaubte ich den Vertreter gefunden zu haben, der als Repräsentant der österreichischen Charakteristik auch die Titelrolle des Kappelkopf im „Alpenkönig und Menschenfeind“ genügend verkörpere.

Das Engagement des Fräulein Fischer geschah, weil die Soubrette Gallus nicht den Anforderungen für das alte Theater genügte, und ich auch in gesanglicher Beziehung eine Remplacantin für die bei mir engagirt gewesene Gesangs-soubrette benötigte.

Das wechselnde Repertoire, welches ich in meinem Hause statt des ewig herunterzuliegender Einerleis einzuführen gedacht, bürdete mir als demjenigen, der bis jetzt die Oberregie, die Darstellung der Hauptpartien und als Mitarbeiter der aufzuführenden Stücke fungirte, mit einem Wort die vollständige Direktion nach allen Seiten

hatte, eine übermenschliche Arbeit auf, deren ich mich in der Regie durch den neu engagierten Kurz zu entlasten suchte.

Nachdem ich mein Haus bestellt und nach einer überaus aufregenden nervösen Saison, wollte ich wenigstens einige Wochen der Ruhe in meinem lieben Bichl in Oberbayern pflegen, reiste ich über Koburg, um nochmals mit Lütkemeyer über den dekorativen Theil der Eröffnungsvorstellung Rücksprache zu nehmen. Dort angekommen, sah ich in seinem Atelier fast sämtliche Dekorationen in aufgestellten Modellen vor mir, entzückt und des Erfolges sicher über all die Ueberraschungen, die der Eröffnungabend in dieser Beziehung bringen sollte, verabschiedete ich mich, um in dem reizenden Heim meiner Frau einigermaßen den Sorgen um die Wintercampagne zu entchlüpfen.

Raum nach 14 Tagen entluden sich ungeahnte schwere Gewitter über meinem Haupt. Der von der Behörde bewilligte Bauplan des Theaters wurde durch inzwischen neu verhängte Bauordnungen in vielen Punkten umgestoßen, so daß der fest veranschlagte Preis nicht aufrecht erhalten wurde, und somit der Neubau weit über 60 000 Mark höher zu stehen kam.

Ich stand jetzt vor der Alternative entweder das bereits als Kaution hinterlegte Geld im Betrage von einigen 50 000 Mark zu verlieren und den Bau sistieren zu lassen, oder aber in den sauern Apfel zu beißen und die höher veranlagte Summe zu zahlen. In der Absicht, das mir von der gesammten Presse anempfohlene Genre des Volks-

stück und des Schwanks in würdiger Form zu kultivieren, zog ich es vor, weiter bauen zu lassen und die schweren Opfer, die mir diese Zwischenfälle auferlegten, zu bringen.

Inzwischen war leider der geniale Architekt Tiegelien gestorben, ein Verlust, den ich späterhin bitter zu bereuen hatte. Sein Sohn, nicht untalentierte, aber auch nur sein Sohn, führte die Leitung des Neubaus. Die Erbauer des Theaters, die Handelsgesellschaft Fränkel, hatten noch nie ein Theater gebaut, und daß dies nicht so leicht und einfach war, sollte auch ich bei diesem Bau bald zu erkennen Gelegenheit haben.

Im August kehrte ich nach Berlin zurück, und gleich der erste Eindruck, den der Rohbau des Hauses auf mich machte, war kein günstiger.

Der erste Rang, viel zu hoch gelegt, ließ mich sofort erkennen, daß er nicht leicht verkäuflich beim Publikum sein würde, und ich habe Recht behalten. Es gehört heute noch die größte Ueberredungskunst des Kassierers dazu, dem Publikum die Plätze in dem ersten Rang und den Logen anzupreisen, und wie oft vergebens!

Was sollte ich machen, das Haus stand da, und ich war der glückliche Besitzer.

Mit diesem Tage traten neue Widerwärtigkeiten an mich heran.

Schon die Abnahme polizeilicherseits war trotz aller vorher bewilligten Paragraphen von einer äußerst erschwerenden Form. Und beinahe hatte es den Anschein, als ob das Haus garnicht polizeilicherseits eröffnet werden

dürfte. Es waren dies besonders Schwierigkeiten, die mir von der Feuerwehr-Direktion gemacht wurden, und drei Monate später konnte ich erfahren, daß die übermäßig erschwerenden, mir vorgeschriebenen Neuerungen durch eine Ministerial-Bekanntmachung erlassen seien, jedoch mir das Haus um 60 000 Mark vertheuert wurde.

Alle Berechnungen und Festsetzungen, wie die Miete resp. die aus den verschiedenen Unterpachtungen erwachsenen Einnahmen, die mir den Kauf des Theaters verbilligern sollten, flogen in die Luft. Ich hatte mir nicht nur durch den Kauf resp. Umbau ein viel teureres Unternehmen gegen früher geschaffen, sondern alle laufenden Ausgaben durch dekorative Ausstattung stiegen um das Doppelte. Nicht ohne Besorgniß sah ich dem Beginn der Saison 1889/90 entgegen.

Doch meine in der Theaterwelt bekannte Zähigkeit und das Festhalten an dem einmal Vorgenommenen, verließ mich auch diesmal nicht. Das neue Haus hatte bei seinen Vorzügen auch seine Nachtheile. Die letzteren bestanden hauptsächlich in dem schon vorher erwähnten zu hoch gelegten Rang, den ganz miserablen Garderobenzuständen für die Mitglieder und der schlechten Akustik, die durch den lang gestreckten Theatersaal entstanden war. Die schlechten Plätze fand das Publikum sehr bald heraus, und die Folge davon war, daß das neue Haus schwer, sehr schwer verkäuflich und total ausverkauft, selbst bei Massenstücken, sehr selten war.

Aus meiner Sommerfrische zurückgekehrt, ging es

an die Arbeit, die einem Herkules gleichkam. Von einem theilweis neuen künstlerischen wie technischen Personal umgeben, ein gegen früher verhältnißmäßig ungewohntes großes Ausstattungsstück in achttägigen Proben herauszubringen, war meine Aufgabe.

Der dekorative Theil war glänzend. Zum ersten mal wurde in Berlin eine Wandelf-decoration gezeigt, welche nicht wie gewöhnlich, quer über die Bühne von rechts nach links oder umgekehrt sich entwickelte, sondern die sich aus der Tiefe bis hinauf in die Soffitten bewegte. Durch ihre malerische, groteske poetische Versinnbildlichung des mürrischen Rappelkopfes in Raimunds „Alpenkönig“ entfesselte sie Beifallsstürme, die selbst bei den großartigsten Ausstattungseffekten des früheren Viktoria-Theaters in Berlin nie erlebt worden waren. Und so ging es fort, bis im letzten Akt der phantastische, feenhaft, prunkvolle Zauberzaal erschien, in welchem sich die tanzenden Najaden in schillernden Silberkostümen um die glücklichen Paare scharten, und ein nicht endenwollender Jubel das Haus durchdröhnte. So viel über die prachtvolle Leistung des Ateliers Lütkemeyer in Koburg.

Die Darstellung war keine geniale aber immerhin anständige. Wellhof als Rappelkopf versuchte sich zum erstenmal in Berlin aus der Operette heraus in dieser schwierigen Rolle. Es ist nicht hinwegzuleugnen, daß der Rappelkopf im „Alpenkönig“ eine der schwierigsten Aufgaben ist, die dieser geniale Dichter auf die Bühne stellte. Dieses Gemisch von Misanthropie, sauer-süßem

Humor, ähndem Spaß und Gemüth, dies alles vereint individuell darzustellen, dazu gehört ein mächtiger starker Schauspieler. Wellhofs Kappelkopf war mehr ein Operettenvater, dem man es anmerkte, er wolle mit dem Couplet beginnen:

Und ich bin ja der Vater,
Was möglich ist, das that er!

Der Astralagus des Herrn Kurz laborirte leider an einem monotonen Pathos, und der sonst in bürgerlichen Charakteren so vortreffliche Schauspieler entgleiste ebenfalls.

Daß die Nachsicht des Direktors mit einem Darsteller oder einer Darstellerin einer Hauptrolle ihrem Anliegen gegenüber mitunter recht gefährlich werden kann, wurde mir diesbezüglich sehr verargt. Die neu engagirte Soubrette Fräulein Gisela Fischer, eine in der Theatersprache feiche, gesangsfreudige Soubrette, bat mich, da die Rolle des Lieschens ihr zu winzig erschien, noch ein Couplet einlegen zu lassen, und Herr Wellhof that desgleichen. Obgleich ich, der stets pietätvolle Schauspieler es nie gewagt hätte, in Raimund'schen, also klassisch geltenden Stücken, derartige moderne Auswüchse hineinzuzwingen, anfangs über dies Unsinnen entrüstet war, gab ich schließlich, als beide Herrschaften sehr energisch in mich drangen, nach und hatte nun auch die Folgen zu tragen. Ich durfte am Morgen nach der Premiere in der Bessischen Zeitung folgendes lesen:

Da nun Raimund's tiefsinnigstes Werk „Der
Thomas, Erinnerungen Band II.

„Alpenkönig und der Menschenfeind“ weder unserer Hofbühne noch dem Deutschen Theater genehm war, so verdient der Entschluß des Herrn Emil Thomas, das Drama aus dem Dunkel hervorzuziehen, ohne weiteres Anerkennung und Dank.

Unsere Anerkennung steigert sich durch den guten Vorsatz im Sinne und Geiste Raimund's einen höhern Standpunkt als für die Possenlitteratur unserer Tage anzustreben. Vielleicht hofft man, daß vor den Raimund's und Nestroy's die Treptow's und Mannstädt's in sich gehen werden, der gute Geist des Deutschen Volkshumors geb' es! Aber näher wäre man schon bei der Eröffnungsvorstellung diesem Ziele gerückt, wenn man nicht Treptow und Mannstädt noch hätte in die alte Raimundpoesie mehr als billig hinein-
spuken lassen. Zunächst durch höchst unpassende Couplets. Das Stubenmädchen Lieschen sang u. a. von dem Nasen-
klemmer eines Lichterfelder Kadetten. Und just in dem Augenblick, wo Rappelkopf nach und nach gewahr wird, daß er selbst ein großer Narr ist, schickt sich Herr Bellhof an, uns seine Gedanken über das verregnete Schützenfest und über die sozialdemokratische Frage an's Herz zu legen. Unter dem Beifall seines Publikums wird der fische Komiker immer munterer, immer ausgelassener, immer seelenvergnügter, bis endlich sein Vorrath an Coupletstrophen alle ist, und er nun wieder mit Weib und Kind als Menschenfeind auftritt. Wer sich zu einem so plumpen Verstoß gegen die Stellung der Dichtung

hergeben kann, hat unmöglich den Charakter des Menschenfeindes von Grund aus erfaßt. Er mag ihn wirksam und temperamentvoll spielen, aber er wird fortwährend aus der Rolle fallen und über den Kopf des Dichters hinweg mit seinem Publikum anbinden. Das hat auch Herr Bellhof nach Möglichkeit gethan. Er spielte den Zorn Rappelkopf's, wie er den Zorn des Obersten Ollendorff spielte, indem er die Komik in's einzelne statt den Humor in's Ganze legte. Rappelkopf ist kein Späsmacher, sondern ein Mensch, der sich unglücklich fühlt, und dessen Unglück nur deshalb komisch wirkt, weil seine Narrheit daran Schuld ist. Wir trauen Herrn Bellhof die künstlerische Kraft zu, den wahren Rappelkopf noch zu erreichen, aber vorher muß er die Operette vergessen und dafür die Welt erfahren.

Den Habakuk, der zwei Jahre in Paris war, hatte Herr Guthery, der sogenannte kleine Guthery, zu spielen. Auch er kommt von der Operette, aber bringt nicht einmal, wie Herr Bellhof, Komik von daher mit. Die köstliche Scene mit Vieschen zerfiel in zwei alte an einander hängende Solo-Vorträge.

Da auch Herr Guthery nur ein Wiener aus Hamburg ist, so hätte wohl Herr Thomas selbst sich des armen Habakuk annehmen sollen, der eines Charakterkomikers bedarf.

Daß man auf den Zauber im Raimund'schen Spiel viel prunkenden Werth legt, mag an sich kein Fehler sein, und die Nachenfahrt, auf der der Alpenkönig den Menschen-

feind in sein Zauberschloß führt, entbehrt nicht eines größeren neuen Reizes. Und doch war die Stimmung beim Aktschlusse gründlich zerstört. Bei den Geistererscheinungen seiner vier Frauen und dem Ueberschwemmungswunder muß Kappelkopf in eine immer steigende Angst gerathen, und der letzte Eindruck darf nicht anders sein, als ein in seinen Tiefen zitterndes Narrenherz. Hier bietet sich für einen genialen Schauspieler eine gewaltige Aufgabe, und wird diese gelöst, so können wir des Zaubers entbehren. Sehr bezeichnend war es, daß man im Thomas-Theater nach diesem Aktschluß über Herrn Lütkemeyer Herrn Wellhof völlig vergaß.

B. S.

Im Großen und Ganzen verlief der Abend äußerst glücklich, doch wiederum raunte mir warnend der Kritiker des „Kleinen Journals“ Herr Kallenberg am nächsten Morgen ins Ohr:

An reichem Beifall fehlte es gestern nicht, viel davon jedoch muß dem Eröffnungsrausch zu gut gehalten werden, Mit den Künstlern zugleich wurde auch Herr Thomas, sowie der Schöpfer der schönen Dekorationen Herr Lütkemeyer mehrfach an die Lampen gefordert. Als nach dem glänzenden Schlußbilde Herrn Thomas ein großer Lobeerkranz überreicht worden war, nahm er zu einer kurzen Ansprache das Wort, in der er etwa sagte: Da ich als Schauspieler in dem heutigen Stücke nicht beschäftigt bin, so bitte ich wegen meiner Rede um Entschuldigung. Ich weiß wohl, das viele Direktoren es

zur Hausregel gemacht haben, daß ihre Künstler nach dem Hervorruf nicht zum Publikum sprechen dürfen, aber ich denke, ich werde mich mit dem Direktor hier schon auseinandersetzen. Ich wollt' Ihnen nur danken für die freundliche und beifällige Aufnahme, die Sie meiner Eröffnungsvorstellung haben zu theil werden lassen. Wenn auch viele durchgreifende Veränderungen hier vorgenommen sind, so hoffe ich doch, daß zwischen uns alles beim Alten bleibt.“ Erneuter Beifall drückte die Zustimmung der Anwesenden aus. Ob aber Herr Thomas bei dem jetzt gepflegten Genre auf die Dauer wird bleiben können oder nicht vielmehr die Operette, das moderne Singspiel oder die Lokalposse mit Gesang und Mädchen, wie früher, in den neuen Musentempel wird einführen müssen, mag die Zukunft lehren.

Ein derartiger Zuruf mitten in die Siegesfreude bei den mir gesteckten Zielen, ein gutes ehrliches Volkstheater kultiviren zu wollen, war nicht sehr erfreulich. Hatte ich doch dem mehrjährigen Drängen der mir befreundeten Mitglieder der Presse und Journalisten, dem hergebrachten Genre ein Ende zu machen und höheren Zwecken zu dienen, ein Ohr geliehen und meine mir ersparten Kapitalien für diese Zwecke ins Rollen gebracht. Und nun, da der erste Schritt geschehen und sogar mit Erfolg, mahnte man mich, doch wieder in die alten Bahnen zurückzukehren.

Was in meinem Innersten vorging, welcher Gemüths-
aufregung ich preisgegeben, welchen Kränkungen ich

weiterhin unterworfen wurde, dies in seinem vollen Umfange hier wiederzugeben ist unmöglich.

Schaffensfreudiger ist wohl selten ein Mann an seinen Beruf gegangen, der nur eine Eitelkeit besaß, die darin gipfelte, nicht allein als einer der besten Schauspieler Berlins zu gelten, sondern der Vorstand eines echten und wahren Volkstheaters zu sein.

Die weiteren Vorstellungen des Alpenkönigs bewahrheiteten leider, leider den oben bemerkten Mahnruf. Das Publikum, in der Geschmacklosigkeit für Sammelsurium und Brimborium unmöglicher Scenen mit tanzenden wenig bekleideten Mädchen, wendete sich zu meinem Erstaunen von dieser meiner eingeschlagenen Richtung ab. Ja, die Einnahmen sanken bei einer täglichen Ausgabe von 1400 Mark auf ca. 300 Mark. Was nun thun? Sollte ich wirklich nach dem ersten Versuch die Glinte in's Korn werfen?

Ich war inzwischen nach Wien gereist, um ein dort gegebenes Volksstück des bekannten Schriftstellers Costa zu erwerben.

Ich muß noch hinzufügen, daß ich keine Anstrengungen scheute, auch bei klingenden Namen, Wildenbruch, Dubliner, L'Arronge, Schönthan, anklopfte, um diese Herren zu bewegen, für mich und mein neues Unternehmen wirksam zu sein.

Herr von Wildenbruch versprach mir, ein Volksstück zu schreiben, und stolz und beseeligenden Gefühls verließ ich die Wohnung des Herrn Legations-Raths,

glaubend, schon das Stück in der Tasche zu haben. Ich habe nie wieder von ihm gehört.

Daß die Volksdichter in Berlin nicht überreich gesät, war mir bewußt, und da ich nur ein einziges Stück dieser Art in meinem Schreibpult liegen hatte, zu dem die Herren Aneifel und Hirschel als Verfasser sich bekannnten — es hieß der „Wetterfrosch“ —, so mußte ich einen bekannnten und schon mit Erfolg gekrönten Autor in Wien mir ausersehen, um sein neuestes Volksstück zu erwerben.

In Wien besuchte ich sofort Direktor Gauner, seinen Rath einholend über besagtes Stück. Was mußte ich hören.

„Lieber Thomas, alles „Schmarrn“! Wenn dieses Stück, was ich gelesen, gut gewesen, ich hätte es bei dem Mangel an guten Stücken doch sofort angenommen. Das Ding ist unmöglich. Lassen Sie die Hand davon.“

Nachdem ich ihm meine augenblickliche triste Lage geschildert, sagte er kopfschüttelnd: „Lieber Thomas, ich habe mich gewundert, wie Sie auf den Alpenkönig fallen konnten. Das ist bei uns kaum noch für eine Nachmittags-Vorstellung möglich, wo das Publikum sich mit seinen Kindern und Kindeskindern im Theater einfindet.“

„Aber lieber Freund,“ erwiderte ich, „seit Jahren treibt man mich in dieses Genre hinein, und endlich nachgebend habe ich all’ dem geschriebenen und gesprochenen Wort Folge gegeben.“

„Dann,“ erwiderte Gauner, „sind Sie sehr zu be-

dauern. Sie werden Verluste davon haben, die schwer wieder einzubringen sind. Raimund ist heute mit unseren modernen realistischen (und ich setze hinzu: konfuse) Darbietungen absolut nicht mehr möglich.“

Und wie Recht hatte er gehabt!

Meine Wiener Reise erschien mir vollständig zwecklos, wenn nicht Jauner mich ersucht hätte, Abends der Mitouche-Vorstellung im Theater an der Wien beizuwohnen.

Anfangs hatte ich nicht übel Lust mit dem Mittagszuge nach Berlin zurückzufahren, da eine Depesche aus Berlin mir das Resultat der vorhergehenden Abend-Vorstellung mit 214 Mark Brutto überbrachte. Ich zeigte Jauner diese Depesche. Er war sprachlos.

„Was werden Sie jetzt thun?“

„Ja,“ antwortete ich, „was halten Sie vom Raub der Sabinerinnen? Er ist seit einigen Jahren nicht gewesen, und ich werde darin zum ersten Mal in doppelter Beziehung als Schauspiel-, wenn auch Schmierenschauspiel-Direktor, auftreten.“

„Vortrefflich,“ erwiderte Jauner, in seiner elastisch, entzückenden Art, im Zimmer auf- und abtänzelnd. „Sie sind der einzige Schauspieler in Ihrer eigenen Direktionführung, der Ihnen Masse macht. Trotzdem Sie das „Central-Theater“ in „Thomas-Theater“ verwandelt haben, sagt keiner in Berlin: „wir gehen in's Thomas-Theater,“ sondern „wir gehen zu Thomas“.

„Ich danke Ihnen, Sie sind zu freundlich, lieber

Fauner, aber ich habe doch keineswegs ein neues Theater gebaut, um mich allein dort auf der Bühne in den Hauptrollen herumtummeln zu wollen. Bedenken Sie: Direktor, Schauspieler, Regisseur, Arrangeur, und vielleicht noch als Helfer bei meinen Autoren, die, wie ich sie kenne, doch meine Intentionen als die ihrigen in die Oeffentlichkeit bringen — das ist für einen Menschen zu viel.“

„Ja, mein lieber Thomas, dann verpachten Sie Ihr Haus und seien Sie nur der bedeutende Schauspieler, der ohne weiteres seinem Beruf als Darsteller nachkommen kann.“

Mit der gewohnten Liebenswürdigkeit scherzte er mir in meiner gedrückten Stimmung die Stunden, die ich mit ihm zuzubringen die Freude hatte, hinweg. Es kam der Abend, und ich ging in's Theater an der Wien.

Ich hatte Nitouche bereits im Wallner-Theater in der Darstellung des Fräulein Biedermann gesehen und war dieselbe auch nicht recht, nicht schlecht, so hatte sie in Berlin einen kolossalen Erfolg. Welches Staunen ergriff mich aber, als ich nun in dieser Partie Ilka Palman sehen durfte!

Es war eben ein anderes Stück. Welch' prickelnder, graziöser, hinreißender Humor, gepaart mit wohlthuender Naivität und unwiderstehlicher Pikanterie! Ich war von dieser Leistung elektrisirt. Mein erster Gedanke war, du bist der erste, der die Palman nach Berlin bringt.

Am folgenden Morgen suchte ich sie in ihrem Heim

auf. Eine etwas zigeunerhaft angehauchte Dienerin öffnete mir.

„Kann ich die gnädige Frau sprechen? Hier ist meine Karte, bitte geben Sie mir Nachricht.“

Mit glänzenden Augen, ganz verwundert — es war bereits 1 Uhr mittags (also doch immerhin eine Stunde, in welcher man einen Besuch bei einer Diva wagen darf) — sah mich diese der Pußta entronnene Pförmerin an:

„Ober ob es wird gehn, ich nicht weiß, will fragen.“

Es dauerte geraume Zeit, da erschien sie wieder und bedeutete mir, daß gnädige Frau unwohl, im Bette sich befinde und für niemand zu sprechen sei.

Best, so sagte ich mir, gehst Du aufs Ganze. —

„Sagen Sie Ihrer Herrin, der lebenswürdigste Theaterdirektor muß unter allen Verhältnissen die gnädige Frau sprechen, und sei es auch im Bette.“

Zögernd trottete sie von dannen.

Nach einigen Sekunden erschien sie, ließ mich eintreten, und so stand ich im Vorzimmer bei Ilka Palmay. Da öffnete sich die Thür des Nebenzimmers, und eine süße Stimme tönte an mein Ohr mit den Worten: „Bitte, wollen Sie nicht näher treten?!“

Ich trat in das Heiligthum und sah die Diva in einem reizenden, ich könnte sogar sagen, verführerischen Morgenkostüm vor mir. Die blonden Locken fielen um ihren interessanten, schönen Kopf, ihre Augen fest auf mich gerichtet, öffnete sie ihren reizenden Mund und hauchte die Worte mir zu: „Was wünschen Sie von mir? Vor-

erst nehmen Sie Platz!“ Dabei lud sie mich ein, auf einem Stuhl Platz zu nehmen, der dicht an ihrem Bette stand. So saß ich denn, indem ich ihr ehrfurchtsvoll die Hand geküßt, blickte ihr ins Antlitz und mit meiner nicht unbekanntem Beredsamkeit fing ich folgendermaßen an:

„Ich war gestern Abend im Theater und sah Sie, meine Gnädige. Ich bin elektrisirt, bin hypnotisirt, bin außer mir — Ihre entzückende Darstellung (ich habe die Rolle in Paris von der Judic und vor einigen Monaten in einer entsetzlichen Copie von Fräulein Biedermann gesehen) ist das wunderbarste, was ich überhaupt gesehen habe. Ich habe ein neues Theater gebaut.“ —

„Ich weiß, daß es das modernste Theater in Berlin ist,“ erwiderte Ilka —

Sehr gut, dachte ich mir, das modernste Theater, und habe mit „Alpenkönig und Menschenfeind“ angefangen.

„Sawohl,“ erwiderte ich, „es ist ein vollkommen modernes Theater, und lade ich Sie zu einem Gastspiel nach Berlin ein. Ich bin fest überzeugt, Sie werden die größten Triumphe erkämpfen.“

Mit dieser, ich glaube gewiß anregenden Redewendung für die Künstlerin, erwiderte sie äußerst kühl in ihrem gebrochenen Deutsch-Ungarisch:

„Mein lieber Direktor, ich gehe sehr ungern nach Berlin, da mir Direktor Hasemann einen Streich gespielt hat. Er hatte mir den Vorschlag gemacht, die Nitouche in Berlin zu creiren, fand aber in Fräulein

Biedermann eine billigere Darstellerin, nahm sie nach dort und damit war ja von mir keine Rede mehr. Ich bin darüber wüthend, und habe infolge dessen gar keine Lust, nach Berlin zu gehen.“

Meiner Ueberredungskunst hatte ich es zu danken, daß ich schließlich die Palman zur Unterschrift eines Interimscontractes brachte, der sie für den Mai 1890 auf 30 Vorstellungen am Thomas-Theater verpflichtete. Das Honorar für jede Vorstellung war mit 500 Mark vereinbart.

Ich hatte diesen Vertrag schnell auf ihrem Schreibtisch entworfen und legte ihn zur Unterzeichnung vor. Nachdem ich ihr die Feder in die Hand gedrückt, sah sie mich mit ihren klugen Augen einen Moment schweigend an.

„Was noch?“ fragte ich. — „Mein lieber Direktor, sprach sie, „geben Sie auch Vorschuß, und wie viel?“

In diesem Augenblick hätte ich der Palman das Honorar für 30 Vorstellungen zugesagt, aber der Geschäftsmann ging bei dem Anblick einer so entzückenden Kollegin und in dieser Situation nicht mit dem Verstande durch, und ich bot ihr die Hälfte des Monats Honorars als Vorschuß an.

„Schreiben Sie das noch in den Contract,“ erwiderte sie, und als dies geschehen, unterzeichnete die Palman den Vertrag, und mit einem innigen Handkuß empfahl ich mich von meinem für Berlin neuen Gast, der zeitweilig bedeutendsten Schauspielerin ihres Genres.

Freudigen und klopfenden Herzens, daß diese Reise

nach Wien doch etwas gutes in Aussicht gestellt, fuhr ich sofort in die Redaktionen der Wiener Zeitungen. Dort in den Bureaus der „Neuen freien Presse,“ „Tagblatt“, „Fremdenblatt“, „Extrablatt“ als guter alter Bekannter auf das Freudigste empfangen, war die Nachricht, die ich überbrachte, die Palman als Gast nach Berlin zu bringen, sehr beifällig und freundlich aufgenommen.

Sämmtliche Abendblätter verkündeten „Direktor Thomas, der auch in Wien nicht unbekannt, sogar beliebte Komiker, jetzige Direktor des Thomas-Theaters in Berlin, hat heute Morgen Ilka Palman für den Mai 1890 als Gast engagirt. Wir halten dies Arrangement für eins der glücklichsten in der Theatergeschichte.“

Nachdem ich telegraphisch meinen Vertreter in Berlin von meiner Meinung, „Den Raub der Sabinerinnen“ aufzunehmen, unterrichtet hatte, reiste ich nach Verabschiedung von meinem Freunde Jauner nach Berlin.

Am 22. September — es war die 18. Vorstellung des „Alpenkönig und Menschenfeind — bezifferte sich die Einnahme auf 542 Mark 45 Pfennige. So waren die Einnahmen heruntergegangen.

Am 25. September trat ich zum ersten Mal in meinem neuen Hause als Striese im „Raub der Sabinerinnen“ auf und erzielte mir selbst eine Einnahme, die höchste bis jetzt dagewesene, von 2339 M. und das an einem Wochentage. Das Stück gefiel enorm. Und dieser Fingerzeig, daß das Publikum nicht an äußerlicher

Glanz und Pracht, sondern an schauspielerischem Können sein Wohlgefallen habe, wurde in der Folge für mich die Nichtschmerz.

Wie glücklich meine Idee war, dieß beliebte Repertoirestück meinem Hause einzuberleiben, bewiesen mir die Stimmen der Presse. Herr Elcho ließ sich in der Volkszeitung wie folgt aus:

Das Thomas Theater hat gestern seinen Namen in glänzender Weise gerechtfertigt. Der erste ungeheure Lacherfolg, der die Bände des neuen prächtigen Kunsttempels wiederhallen machte, ist seinem Schöpfer zu danken. Der lustige Schwank der Gebrüder von Schönthan „Der Raub der Sabinerinnen“ ist in Berlin bekannt, und ebenso weiß die große Gemeinde der Lachlustigen, daß der Schmierendirektor Striese zu den ergößlichsten Leistungen des Komikers Thomas gehört. Trotzdem hat der Lacherfolg der gestrigen Vorstellung alle Erwartungen übertroffen. Der Schwank ist nie zuvor in so ausgezeichnete Rollenbesetzung und gefälliger Ausstattung gegeben worden, wie in dem neuen Theater. Herr Wellhof mußte als Professor seinem Temperament Gewalt anthun, und es ist hoch anzuschlagen, daß er in keiner Scene den Charakter um der Augenblickswirkung willen opferte. Selbst in der Streitscene ließ er die würdige Haltung und edigen Bewegungen nicht fahren und die Art, wie sich im Gange die Bockbeinigkeit des Stubengelehrten malte, rief stürmische Heiterkeit hervor. Der Striese des Emil Thomas aber brachte in dem

gefüllten Hause einen ähnlichen Aufbruch hervor, wie ein Dampfer im Strom. Nach jeder Scene schäumte die Luft auf, und des Beifalls und Gelächters wollte kein Ende werden. Die Scene, in welcher der biedere Sachse sich bei dem Worte „Schmiere“ mit der Würde und Hoheit eines Hoftheater-Direktors drapirt und in pathetischer Rede sein Institut vertheidigt, sein Erscheinen als Unglücksbote, um den Durchfall der Römertragödie zu melden und die Entlarvung des Herrn Konistorialraths, der mit einem Male in der Tunika des alten Römers erscheint, das sind Gipfel der Komik, vor denen selbst der Melancholiker zum lachenden Manne wird. Das Publikum, welches während der ersten Vorstellungen die schöne architektonische Verwandlung in der alten Jakobstraße anstaunte, fühlt sich jetzt bereits heimisch im neuen Hause.

Der „Alpenkönig“ hatte meiner Kasse durch die überaus hohen dekorativen Kosten im Monat September ein Defizit von 44 000 M. gebracht, während der Oktober durch den „Raub der Sabinerinnen“ trotz des Durchfalls des Lustspiels „Die Stroh Wittwe“ von Misch einen Ueberschuß von 11 000 M. brachte.

Im November gab ich die erwähnte Posse von Hirschel und Kneifel der „Wetterfrosch“, ein unglückliches Nachwerk. Meine Bedenken den beiden Dichtern, Herren Kneifel und Hirschel gegenüber, trafen vollständig zu, und mußte das Stück nach wenigen Wiederholungen aufgegeben werden.

Während meiner sommerlichen Muße, in der Zeit, da das neue Haus gebaut wurde, war ich nach Görlitz geeilt zu meinem alten Freunde G. von Moser. Derselbe hatte vor Jahren ein Stück geschrieben, der „Soldatenfreund“ betitelt. Dies war bereits an vielen Bühnen Deutschlands gegeben worden, leider ohne Erfolg. Ich fand beim Lesen, daß es, wenn es einer Umarbeitung unterzogen würde, in Berlin, wo es noch Novität war, einen Erfolg haben müßte.

In Görlitz kam Moser und ich auf recht gute Ideen, und es wurde vereinbart, daß als Mitarbeiter mein alter Freund Dr. Girndt von unseren Abmachungen unterrichtet nach Görlitz fahre und im Verein mit Moser den „Soldatenfreund“ noch einmal gründlich bearbeite. Dies war geschehen. Nach dem „Wetterfrosch“ studierte ich mit gewohnter Präcision den „Soldatenfreund“ ein und am 22. November fand die Premiere statt.

Zum ersten Mal sah man in der alten Jakobstraße Hofequipagen. Das Publikum, sonst nur an die derbe Kost der Berliner Posse gewöhnt, kam in hellen Schaaren zu diesem frisch-fröhlichen Lustspiel, und mein persönlicher Ehrgeiz, ein echtes wahres Stück Leben auf die Bühne gebracht zu haben, war befriedigt. Der „Soldatenfreund“ wurde ununterbrochen bei vollen Häusern bis zum 14. Januar gegeben und erzielte selbst an diesem Schlußabend noch eine Einnahme nach 68maliger Aufführung von 1446 M. 50 Pf.

Eine zufällige Aufführung von „3 Paar Schuhe“

von Görlik, es galt der Wittwe des Dichters, welche durch den Tod ihres Mannes in arge pekuniäre Verlegenheiten geraten war, unter die Arme zu greifen — unterbrach die Aufführungen des „Soldatenfreundes“.

Die Berliner Presse, an deren Spitze mein Freund Dr. Landau vom „Börsen-Courir“ stand, war der Arrangeur der Görlik'schen Vorstellung. Es war meinerseits beabsichtigt, „Drei Paar Schuhe“ nur einmal und zu obigem Zweck zu geben, da das weidlich abgespielte Stück ein Jahr zuvor bei einem gelegentlichen Gastspiel von Marie Geistinger im Belle-Alliance-Theater bei leeren Häusern abgefallen war. In meinem Hause bekamen die „Drei Paar Schuhe“ ein ganz anderes Gesicht.

Betty Damhofer in der Rolle der Schusterin Leni errang an diesem Abend einen der größten Erfolge, den sie je in Berlin zu verzeichnen hatte. Die übrige Besetzung, Wellhof als Nachfalter, Grünfeld als Schuster und in einer Episode Jarno als Wappenknopf, sowie das ganze Ensemble wurden mit Beifall überschüttet.

Schon während der Vorstellung rieth man mir von allen Seiten, ich solle ja dieses Stück nicht nur als eingeworfen betrachten, sondern es jetzt auf's Repertoire setzen, denn es würde den für die Klasse klingenden „Soldatenfreund“ übertreffen. Ich ließ diesen Rathschlägen um so mehr mein Ohr, als am andern Tage die gesammte Presse in ihren Beurtheilungen der obigen Vorstellung voll des Lobes war.

„Sie sind doch nicht so schlecht und so fadenscheinig, die Stücke aus dem alten Kommoden-Kasten, der nur ab und zu einmal aufgeschoben wird! Der laute stürmische Jubel, mit welchem heute Abend die wahrlich nicht mehr neue Görlik'sche Posse vom Publikum im Thomas-Theater begrüßt wurde, beweist jedenfalls, daß dieses Stück zu den in der Wirkung dauerhaftesten gehört. Es darf freilich nicht übersehen werden, daß die Pflicht oder Klugheit den modernen Bühnenleitern wohl auch vor schreibt, jene alten Kommodenkasten-Stücke mit neuem fashionablem Parfum zu versehen, um den antiquirten Lavendel-Geruch zu vertreiben. Das hat auch in diesem Falle Herr Direktor Thomas gethan. Er hat die drei Paar Schuhe in einer neuen geschickten, bestechenden Inszenirung herausgebracht und sogar auch den lauten stürmischen, wohlverdienten Erfolg des heutigen Abends erzielt. Ja, das gehört dazu, ebenso wie das flotte, durchweg zu lobende Spiel, wie wir es heute sahen, nicht entbehrt werden kann bei der Aufführung einer älteren, vielgesehenen Posse. Die Palme des Abends gebührt Frau Betty Damhofer. Statt der Palme weichte man ihr köstliche Blumen-Arrangements. Aber sie hat es auch wirklich verdient. Was war das für eine frische, flotte, prächtige, stimmbegabte Leni von Anfang bis zu Ende.

Das Publikum wollte nach dem gesanglichen Theil ihrer Rolle gar keine Ruhe mehr geben. Immer und immer wieder rief es die geniale Künstlerin aus der

Coulisse. Man darf bestimmt erwarten, daß „Drei Paar Schuhe“ oft gespielt und gern gesehen werden.“ So der „Berliner Lokal-Anzeiger.“

„Drei Paar Schuhe“ erlebten bei ausverkauften Häusern 14 Vorstellungen.

Der nachhaltige Eindruck, den meine Frau mit ihrer Leistung als Leni bei Presse und Publikum gemacht, wurde von meinen Mitgliedern bei Benefiz-Anlässen nicht übersehen. Noch weiterhin sind bei derartigen Veranlassungen die „Drei Paar Schuhe“ öfters im Thomas-Theater gegeben worden und stets für die Benefizianten mit dem Resultat eines ausverkauften Hauses.

Mit dem derzeitigen Direktor des Deutschen Theaters Adolf L'Arronge hatte ich nach längeren Verhandlungen einen Vertrag unterzeichnet, daß die alte Repertoireposse des Wallner-Theaters „Der Registrator auf Reisen“ meinem Hause einverleibt werden sollte. Nachdem nun unverhofft die „Drei Paar Schuhe“ der Klasse äußerst dienlich und nützlich geworden waren, mußte ich trotz des festgesetzten Termins bezüglich der Aufführung des „Registrators auf Reisen“ denselben hinauschieben.

Bei einer Unterredung dieserhalb mit L'Arronge wünschte letzterer, daß ich den Registrator überhaupt nicht gäbe. „Lieber Thomas, es kommt dabei ja doch nichts heraus, höchstens eine baumwollene Weste (damit verglich er seinen Tantiemenanteil). Sie haben jetzt Ihr Kassenstück, lassen Sie den Registrator ganz fallen.“

„Lieber Freund“, erwiderte ich, „wenn schon eine baum-

wollene Weste, aber ich glaube mit einem seidenen Streifen“.

Er erfüllte meine Bitte, und so konnte ich während der Aufführung von „Drei Paar Schuhe“ in Ruhe den Registrator einstudiren, der denn auch am 3. Februar seine Auferstehung erlebte.

Der Erfolg des „Registrators auf Reisen“ ist der größte während meiner ganzen Direktionsthätigkeit gewesen. Es wurden bei 60 ununterbrochenen Vorstellungen eine Durchschnittssumme in dem nur kleinen Hause von 1800 Mark erzielt, und der Tantiemen-Antheil für den Autor betrug ca. 8000 Mark. Ich konnte es mir nicht verjagen, diese Summe in eine baumwollene Weste, welche ein breiter seidener Streifen zierte, einnähen zu lassen und dem Autor in Erinnerung an unsere gepflogene Unterredung, betreffend die Aufführung des Registrators, zu übersenden.

Es war nicht meine Absicht, beim Niederschreiben meiner Erlebnisse dem freundlichen Leser mein ganzes Können immer und immer zu oktroyiren, aber der Erfolg aller Erfolge, ich meine meine Leistung als Registrator, sollte nicht ungetrübt sein. Ich kann es nicht unterlassen, hier an dieser Stelle aus dem innersten meines Herzens Anklage zu erheben, gegen eine mir oft angethane Unbill von Seiten derjenigen Journalisten, die durch mein offenes und ehrliches an sie gerichtetes Wort stets auf den Moment warteten, mir eins auszuwischen.

Ich war wahrlich nie ein Schmeichler, Striecher, oder habe es gar versucht, dem geflügelten Worte: Kleine

Gechenke erhalten die Freundschaft, zu huldigen. Mein offenes, ehrliches Wesen, Jedem, wer es auch sei, frei in's Gesicht zu sagen, wie es mir ums Herz ist, ist vielleicht in meinem Beruf nicht politisch gewesen, aber der Mensch kann leider aus seiner ihm angeborenen Facke nicht heraus.

Hat der Schauspieler, und sogar der Beste, einen so zu sagen unglücklichen Abend, vergreift er seine Rolle, steht seine Leistung nicht im Einklang mit der allerdings nur persönlichen Ansicht des Berichterstatters, gut, so gebe ich zu, dann hat der Schauspieler sich der Kritik zu beugen. Wenn aber ein Schauspieler, der, wie ich, nicht nur in Deutschland akkreditirt, sondern überall, so weit die deutsche Zunge reicht und deutsch gesprochen wird, seine Erfolge erzielt hat, der Einzige ist, der seit 30 Jahren Schule gemacht, der den Autoren und Direktoren Geld in Hülle und Fülle verdiente, weil er sie mit seinen Eigenschaften und Können unterstützte, der selbst den ohnmächtigsten und gefühllosesten Stücken verstand Leben einzuhauchen, wenn ein solcher Mann so mit Noth beworfen wird, wie ich es in der Darstellung des Registrators wurde, so muß ich es freimüthig gestehen, es gehört Muth dazu, diesen Anfeindungen stillschweigend und zerknirscht aus dem Wege zu gehen.

Unter den vielen Lobeserhebungen über meinen Registrator führe ich an, was die „Post“ brachte:

„Zum Schein führt dieses Theater seinen Namen wirklich nicht, denn mit seltenen Unterbrechungen steht

der Direktor, steht Emil Thomas auf der Bühne, und mit jedem neuen, jedem neu einstudierten Stück, jeder neuen Rolle sammelt er sein anhängliches Publikum wieder um sich, und wenn er beifallumtrauscht auf die Bühne tritt und einen dankenden Blick auf das volle Haus wirft, so kommt es uns fast vor, als zählte er die Häupter seiner Lieben und sieht, es fehlt kein theures Haupt. So war es auch gestern bei dem „Registrator auf Reisen“ der Herren V'Arronge und v. Moser, der alten Gesangsposse, welche neu aufgebüßt und gebügelt, das heißt, mit neuen Witz und Couplets ausgestattet, in Scene ging und immer Dank Herrn Emil Thomas einen geradezu stürmischen Beifallserfolg hatte, wie nicht einmal die letzten Vorgängerinnen, obgleich es ihnen daran nicht fehlte. Der Posse, d. h. dieser Posse, geht es wie der armen Undine, sie hat keine Seele, es ist auch nicht das Geringste darin, was irgend Jemanden seelisch berühren, was ein schönes, warmes, heiteres Gefühl hervorrufen könnte. Die entsetzliche Nüchternheit des Herrn V'Arronge, der doch wahrscheinlich die „Erfindung“ oder das „Gerippe“ geliefert hat, muß selbst Herrn von Moser zu untraktabel gewesen sein, und so hat er wahrscheinlich — wir sind natürlich in die Geheimnisse dieser „Dichterwerkstatt“ nicht eingeweiht — nur einigen Puz und Glitter daran gehängt. Doch jedes Wort über das Stück ist zuviel. Herr Thomas schwelgte als Registrator Wichtig förmlich in Anstrengungen und Triumphen. Wie es geschehen muß, wenn in einem Stück eine Rolle eigent-

lich Alles ist, wenn sie von einem Künstler ersten Ranges, wie Emil Thomas, gespielt wird, so wird dieser veranlaßt, jede Nuance zur höchsten Wirkung zu bringen, und man möchte eigentlich Herrn Anschütz mit seinem Momentphotographen bei der Hand haben, um z. B. die Trunkenheitscene des Registrators im Rothen Dshen in jeder Bewegung zu skizziren. Denn jede dieser Bewegungen ist ein Kunstwerk, der Wirklichkeit abgelauicht und mit einer bewunderungswürdigen physischen Kraft ausgeführt: Das immer schnellere Leeren des Glases, der Versuch aufzustehen — mit der Bank zwischen den Beinen — die heroischen Anstrengungen, das eigene Zimmer zu erreichen — und der Künstler versteht es, zugleich das Häßliche, Abstoßende zu vermeiden. Uebrigens soll damit der Registrator in officialibus nicht zurückgesetzt werden, dessen Verbeugungen allein den Neid der Tanzmeister aller Jahrhunderte erwecken mußten. Der Beifall war von Anfang bis Schluß, wie schon gesagt, stürmisch, und wir wollen hoffen, daß er recht lange vorhalten möchte.“

In dieser Form wetteiferte fast die gesammte Berliner Presse in der Beurtheilung meiner Leistung als Registrator.

Wie anders ein Berichterstatter, der aus persönlichen Gründen mich auf das tiefste zu verlegen suchte. Die „Freisinnige Zeitung“ brachte nachstehendes Referat:

„Der Registrator auf Reisen.“ Posse mit Gesang in 3 Akten von Adolf L'Arronge und G. v. Moser. Ist das wirklich die alte vielgerühmte Posse, die vor

1½ Jahrzehnten ganz Berlin hat lachen machen? Es klingt kaum glaublich. Was darin vom Eisenbahnbau in einer kleinen Stadt, von Partikularismus eines hochgestellten einstigen Beamten und von ähnlichen Dingen gesprochen wird, klingt für uns, wie aus einer längst vergangenen Zeit. Um dieses Stück für uns lebendig zu machen, bedürfte es einer selbständigen Neubearbeitung und besserer Couplets als die gestrigen. Vielleicht aber hätte sich das Veraltete des Stückes nicht gar so empfindlich gemacht, wenn nicht Herr Thomas, der komischen Wirkung halber, jedes Wort ins Unendliche gedehnt, und zum Ueberfluß noch etliche Male wiederholt hätte. Immer wieder dieselben Bewegungen, dasselbe Augenverdrehen, dieselben komischen Tonfälle, das wird am Ende doch zu viel für 3 Stunden. Und das traurigste ist das allzugroße Vordrängen dieses Künstlers. Es mag ja bei der Posse vieles hingehen, was man sich in ernstern Stücken nicht gefallen läßt, aber daß sie überhaupt zurücktrete hinter den Launen eines Schauspielers, und blos damit er alles auskrame, was er kann, ist doch auch für die Posse ein bißchen viel. Von den übrigen Mitwirkenden wurden überhaupt nur zwei bemerkt, Herr Max Walden, der als Zeitungsreporter Bänder des Guten zu viel that, wenn er auch nicht ohne Wirkung auf das Publikum blieb, und Herr Guthery als der sächselnde Gerichtsrath Heidenreich. Die anderen schienen nur da zu sein, um den Hofstaat des Herrn Thomas zu bilden.

R. V.

Der Schreiber dieser Zeilen war Herr Rafael Löwenfeld, und der Grund dieser abfälligen Beurtheilung ein rückhaltloses Vorgehen meinerseits gegen diesen Herrn, der als Redakteur unseres Organs der Genossenschaft Deutscher Bühnen-Angehöriger sich unfähig erwies, was das plötzliche Ausscheiden desselben aus der Redaktion denn auch zur Folge hatte.

Die Gelegenheit war ihm eine günstige, mir gerade in der mit ungetheilten Erfolg gespielten Rolle des Registrators den Genickfang zu geben.

Herr Löwenfeld ist jetzt Direktor des Schiller-Theaters, und trotzdem hoffe ich ihn auch noch trotz dieses Postens zu überdauern.

Nach dem Registrator auf Reisen brachte ich Kreßer's „Millionenbauer.“

Der als Romanschriftsteller weithin bekannte Max Kreßer hatte aus seinem Roman „Der Millionenbauer“ ein Stück geschmiedet, welches zwar nicht bühnenfähig, aber immerhin so viel Wirksames enthielt, daß ich mich entschloß, dasselbe mit meinen Erfahrungen zu bereichern. Daß mir dies gelang, bewies der ganz enorme künstlerische wie pekuniäre Erfolg.

Für das Stück, welches eine umfangreiche Rolle für die erste Liebhaberin enthielt, engagierte ich Rosa Fasser aus Leipzig, eine äußerst temperamentvolle Darstellerin, die sich sofort der Gunst des Publikums zu erfreuen hatte.

„Der Millionenbauer“ aus der unmittelbaren Gegen-

wart des Berliner Lebens wurde von Publikum und Presse freudig begrüßt. Das Berliner Tageblatt brachte zum ersten Mal ein ganzes Feuilleton über Stück und Darstellung, und die Figur des Hans Köppke, dieses verprokzten Schöneberger Bauern, diesem Gemisch von Satyre, Großthuererei und Feigheit ist wohl eine der besten Rollen meines Repertoirs geworden.

Das Tageblatt beurtheilte mich in dieser Rolle wie folgt:

„Mit kostbarem Humor spielte Herr Thomas die Hauptrolle, den Millionenbauer. In manch' früherer Rolle hat Herr Thomas bewiesen, daß er ein unerreichbarer Humorist auf der Bühne ist, gestern hat er bewiesen, daß er auch ein echter, ganzer Künstler sein kann.

Ueber der Darstellung schwebte ein guter Stern. Alle Rollen wurden vortrefflich wiedergegeben, Kurz als Major, Farno als verabschiedeter Offizier, Walden als junger Landmann, Fräulein Rosa Fasser, Gisela Fischer, alle wetteiferten, um dem Abend das Gepräge eines vollen Erfolges zu gewähren.“

Somit konnte ich trotz der ungünstigen Konstellation, die sich bei der Eröffnung des Thomas-Theaters so eklatant mir gegenüberstellte, doch die Saison 1890/91 mit einem Reingewinn von 42 000 Mark ehrenvoll beschließen.

Das erwähnte Ilka Palman-Gastspiel konnte in dieser Saison nicht stattfinden, da der Künstlerin der diesbezügliche Urlaub von der Direktion des Theaters an

der Wien nicht gewährt wurde. Der Vertrag zwischen mir und meinem Gast blieb aufrecht erhalten und wurde für den Juni 1892 projektirt.

Wenn obengenannter Ueberschuß auch nur einen Bruchtheil ausmachte, die überaus vertheuerten Baukosten zu decken, so war ich doch frohbeglückt, meinem Ziele, ein Volks-Theater geschaffen zu haben, näher gekommen zu sein.

Die Ruhepause, die mir nach all den Anstrengungen und Strapazen gegönnt war, währte nicht zu lange. Am 31. Juli 1891 eröffnete ich meine zweite Saison mit einer volksthümlichen Berliner Posse des bekannten, talentvollen Schriftstellers Jean Aron.

„Im siebenten Himmel“, so taufte ich dieses Stück, wurde von dem ausverkauften Hause mit ungeheurem Jubel aufgenommen.

Ich hatte eine mir unbekannte Dame, die sich als Mitglied des Thalia-Theaters in Hamburg mir vorgestellt hatte, engagirt. Schön, jung, das konnte ich beaugenscheinigen, aber ob sie Talent und wirkliche Befähigung für die Bühne habe, darüber konnte ich keine Auskunft selbst von meinem alten Freunde Cheri Maurice erhalten. Auf meine Anfrage, warum das Thalia-Theater eine so reizende Erscheinung sang- und klanglos abziehen lasse, erwiederte er mir: Ich habe genug hübsche Damen, und die von Ihnen engagirte ist überzählig.

Ich riskirte dieses Engagement, und in obengenannter Posse debutirte ein Talent, das nach der ersten

Vorstellung das Lessing-Theater, mehr noch das Deutsche Theater auf das sehnlichste ins Engagement zu ziehen suchte. Frida Wagen, so hieß meine junge Debutantin, machte geradezu Aufsehen.

Als Abgesandter des Direktor P'Arronge erschien Gustav Nadelburg bei mir und proponirte im Namen seines Chefs, falls ich Fräulein Wagen sofort dem Deutschen Theater überlasse, wollte er mir „Mein Leopold,“ „Hajemann's Töchter“ und „Wohlthätige Frauen“, also drei Kassenstücke allerersten Ranges für mein Theater geben. Ich weigerte mich trotz mehrmaliger Aufforderung, da ich prinzipiell derartige Geschäfte nie gemacht habe.

Mir und meinem Institut war meine Entdeckung von Frida Wagen werthvoller als das P'Arronge'sche Angebot.

Zugleich mit Frida Wagen debutierte Gisela Schneider, verehelichte Nissen. Der Schritt von einer Salon-Liebhaberin zur Gesangsfoubrette wurde beifällig aufgenommen, und so war die Ergänzung meines Damenpersonals geglückt.

Das Geschäft ließ sich äußerst günstig an, und so hatte ich Zeit und Gelegenheit, das von mir erworbene französische Vaudeville, „Mädchenschule“ von Alexandre Bisson, Musik von Richard Genée, in Ruhe einzustudieren.

Am 25. September fand die Premiere statt. Leider hatte dies in Paris wohl über 500 Mal gegebene Vaudeville hier nicht den gehofften Erfolg. Der hauptsächlichste Grund dafür war wieder mein tragisches Glück.

Ich hatte mir keine Rolle zuertheilt und mich nur der Inszenirung hingegeben. Aber das Berliner Publikum wollte im Thomas-Theater immer nur Thomas sehen, und eine wirkliche, einheitliche Fröhlichkeit blieb infolge dessen aus. Ich war genöthigt, der mäßigen Einnahmen wegen, das Stück möglichst bald vom Repertoire abzusetzen, und um meinem beliebten Mitgliede Frida Wagen Gelegenheit zu geben, sich in einer für sie speziell dankbareren und größeren Rolle dem Publikum zu zeigen, brachte ich am 12. Oktober das Lustspiel „Herr und Frau Doktor“ von Heinemann heraus.

Daß ich mich bei dem Engagement der Wagen nicht geirrt, zeigte sich hier auf das eklatanteste.

Sehr viel, so hieß es am andern Morgen im Lokal-Anzeiger, trug dazu die flotte Darstellung bei. Den größten Erfolg hatte Fräulein Frida Wagen, die sich als eine Naive von hervorragender Bedeutung entpuppte. Sie spielt mit so fecker, frischer Munterkeit, mit so natürlicher Drolierie, daß manche erste Bühne das Thomas-Theater um diese anmuthige, sympathische Künstlerin beneiden kann.

Von diesem Augenblick begannen die Böhlerereien. Man machte die Wagen unlustig, man erzählte ihr, das Thomas-Theater ist für ein so bedeutendes Talent gar nicht coursfähig. — Was wollen Sie, hieß es, in einem Theater, wo Sie Ihr Talent nur theilweise leuchten lassen können?

Die Folge davon war, daß Frida Wagen mich,

Denjenigen, der sie entdeckt, der ihrem Talent Haus und Thür geöffnet hatte, auf das Entschiedenste um ihre Entlassung anging. Selbstredend war bei mir davon keine Rede, aber ich hatte nicht mehr ein so freudig arbeitendes Mitglied, und mit Undank belohnt, mußte ich auf den weiteren Proben, auch selbst Vorstellungen, manche Bitterkeit in mich aufnehmen.

Die Posse „Unruhige Zeiten“ von Emil Pohl, neu aufgefrißt mit einigen guten Couplet-Versen, huschte in wenigen Vorstellungen über die Bretter, bis am 6. November der tolle Schwank von Kneifel, „Der Kunst-Bacillus“, in Scene ging.

Das Stück von Kneifel, so eigentlich für mich geschrieben, hatte einen kolossalen Lacherfolg. Die Heiterkeit, die meine Darstellung erregte, stieg im dritten Akt zu Beifallstürmen, die ein Weiterspielen auf der Bühne bei manchen Stellen absolut unmöglich machte.

Die gesammte Kritik sprach sich über den Erfolg des Stückes sowohl, wie über die Darstellung äußerst lobend aus. Ohne die Darstellung der Hauptrolle durch Emil Thomas, so hieß es, würde kein so durchschlagender Erfolg erzielt worden sein. Mit der Rolle des „Zgelfisch“, so hieß mein darzustellender Charakter, steigt und fällt das Stück, und ich glaube, daß es ohne Thomas gefallen wäre. Er erst hauchte der Gestalt Blut und Leben ein und stattete sie mit einer so überreichen Fülle seiner stets wirksamen Nuancen aus, daß das Publikum vor Lachen kaum zur Besinnung kam. Neben Thomas

zeichnete sich das liebenswürdige Fräulein Wagen (namentlich in der Sekt-Scene ihre hohe Begabung zeigend) aus.

Der Verfasser, mein alter Freund Rudolf Aneifel, hatte sich aller Tradition zuwider, ruhig mitten in's Parquet gesetzt. Er hatte sogar nicht einmal einer Probe beigewohnt, sondern meine Worte „Lieber Freund, wir werden den Kunst-Bacillus schon nach Wunich herausbringen,“ hatten ihn so beruhigt, daß er sorglos als Zuschauer figurirte. Es war sehr drollig, als nach dem dritten Akt das volle Haus mich und die übrigen Darsteller stürmisch herausjubelte, plötzlich sich an den in der Mitte des Parquets sitzenden Aneifel wandte und ihm den Weg auf die Bühne wies. Er mußte wohl oder übel seinen Platz verlassen und erschien dann in unserer Mitte vor dem Vorhang.

Sehr niedlich war eine Berichterstattung einer Zeitung mit der Ueberschrift:

„Vom Parquet aus.“

Dieselbe möchte ich in meinen Memoiren nicht fehlen lassen.

„Das war gestern wieder einmal ein gewürzter Abend. Eine selten günstige Stimmung herrschte in dem freundlichen, behaglichen Thomas-Theater, und selbst der greise Dichter Rudolf Aneifel trat so heiter lächelnd in's Parquet, als wüßte er im Vorhinein, daß ihm heute nichts geschehen könne. Er setzte sich, allen Autoren-Traditionen zum Troß, mitten unter die Kritiker, mitten

unter das Publikum, als wollte er sagen: meine Herrschaften, in meinem Alter muß man muthig die Verantwortung dessen tragen, was man verbrochen. Ich könnte mich ja auch hinter irgend einem Logenvorhang verstecken, wie es Sitte ist unter meinen jüngeren Kollegen, aber wozu? Hohn oder Beifall würden mich doch gleich rasch aus meinem Versteck treiben. Nein, meine Herrschaften, ich bin ein alter Soldat, muthig blicke ich dem Feind in's Auge . . .

Dieses dem Feind muthig in's Augeblicken fiel Rudolf Aneisel um so leichter, als er blos Freundesaugen begegnete. Einige ältere Herren erhoben sich und flüsterten einander zu: „unser alter Aneisel, noch immer rüstig, was? noch immer fidel! Hat doch famose Stücke geschrieben, der alte Herr! Und wie lustig er dreinschaut“ . . . Ein Kritiker zog die Uhr. — „Ob er um zehn — auch noch so lustig sein wird?“ warf er zweifelnd ein.

Ja, Rudolf Aneisel war um zehn — ebenso lustig, noch lustiger vielleicht, denn das Publikum hatte die ganze Zeit gelacht und geklatscht, und Direktor Thomas schritt als „Geist“ so siegesbewußt einher und zwinkerte dem greisen Dichter so tantümeverheißend zu, daß Aneisel selbst gewiß gerne in ein breites, behagliches Lachen ausgebrochen wäre, wenn sich dies nur für einen Autor geschickt hätte.

Ein rechtes Familienhaus, dieses Thomas-Theater. Der Diener, der den Coupéschlag öffnete, grüßt verbindlichst: Guten Tag, Herr Kommerzienrath, dann

stürzt er zum zweiten Wagen: Habe die Ehre, Frau Baronin! In den Logen und im Parquet sitzen Alle auf „ihren“ Plätzen. Man kennt sich allgemein, grüßt, schüttelt sich die Hände. In den Zwischenakten macht Frau Direktor Thomas, die so beliebte Soubrette Betty Damhofer, eine kleine Gastspieltournée in den Logen, um die Stimmung des „Elite-Publikums“ kennen zu lernen.

Dieselbe ist heute außerordentlich günstig — Fräulein Wagen hat aber ein so reizendes Boccaccio-Kostüm an. Es ist mir freilich nicht ganz klar geworden, wie sich der Boccaccio in den „Hamlet“ verirrt — aber vielleicht heiligen in dem Falle die schönen Mittel der Darstellerin den Zweck — wie sonst der Zweck die Mittel heiligt.

Der „Kunst-Bacillus“ erwies sich als ein Zug- und Kassenstück. Am 3. Dezember durfte ich mein 30-jähriges Jubiläum als Darsteller erster komischer Charakterrollen in Berlin feiern. Dieser Tag gab mir die schlagendsten Beweise freundlicher Zuneigung aus allen Kreisen.

Ich lasse die Vorgänge dieses Tages aus den beredten Zeilen eines Augenzeugen folgen.

Das Jubiläum der dreißigjährigen Künstlerlaufbahn von Emil Thomas fand heute Vormittag in einer würdigen Festfeier im „Thomas-Theater“ einen schönen und stimmungsvollen Ausdruck.

Das Fest vollzog sich vor einem geladenen Publikum, welches das ganze Parquet, alle Logen und die Ränge füllte. Besonders stark war die Schriftsteller- und die

Bühnenvwelt vertreten, namentlich Mitglieder der hiesigen größeren Theater. Im Uebrigen trug das Parquet den Charakter einer großen Premiere, da sich fast durchgehends dasjenige Publikum einfand, welches den Erstvorstellungen in den größeren Berliner Kunstinstituten ihr so eigenenthümliches Gepräge verleiht.

Gegen 11½ Uhr begann die Feier auf der Bühne, welche, dem Jubiläumstage entsprechend, in schönstem Festschmuck prangte. Die Scene stellte einen großen Gartenjaal vor, an dessen rechter Seite, auf einer mit zahlreichen prachtvollen Vorbeerkränzen geschmückten Empode, sich ein erhöhter Sitz befand, der mit Blumen und Blattpflanzen umrankt war. Ein kurzes Vorspiel des Orchesters und ein vom Chorpersonal des „Thomas-Theaters“ vorgetragener Begrüßungschor bildeten die Einleitung, während welcher Herr Direktor Thomas, vom rauschenden Beifall des Publikums begrüßt, auf der Bühne erschien und auf dem erhöhten Sitze Platz nahm.

Der erste Gratulant war der Regisseur Herr Kurz, der den Jubilar als Direktor und Freund begrüßte und ihm namens der auf der Bühne versammelten Mitglieder des „Thomas-Theaters“ Glück wünschte. Nicht nur dem Direktor — hieß es in der Ansprache — gilt diese Gratulation, sondern auch dem Arzte. Denn Thomas, der Charakterkomiker, ist in seiner Art ein wohlthätiger Arzt, indem er das Gemüth erheitert und die Seele durch fröhliches, fröhliches Lachen gesund macht. Er verdiente

deshalb eigentlich schon längst ein Doktordiplom, und vielleicht erhält er dies einmal, nicht nur als Dr. Besche, sondern auch honoris causa. Herr Kurz entwarf dann in gedrängten Worten ein Bild vom Lebenslauf des Jubilars, wie er sich von der Buchbinderwerkstatt muthvoll auf die Bühne schwang und, in Berlin an der alten „Urania“ mit einer Monatsgage von zehn Thalern beginnend, als jugendlicher Liebhaber, als Tenor und sogar in tragischen Rollen seinen Weg über alle deutschen Bühnen fand, bis er, sich immer in aufsteigender Linie bewegend, sich mit seinem Humor siegreich Bahn brach, mit dem Humor sogar die nüchternen Jankees bezwang. Im Namen der Getreuen überreichte nun Herr Kurz einen goldenen Lorbeerkranz. Mit bewegter Stimme dankte Herr Thomas dem Gratulanten, auf dessen Ansprache erwidernnd, daß das Erste, was er sich sage, wenn der Vorhang in die Höhe gehe, sei, daß das Publikum sein Recht haben wolle, und er, Thomas, seine Pflicht erfülle, indem er so humoristisch sei, wie er es eben sein könne.

Es folgten nun Herr Guthery mit einem gereimten Glückwunsch und der Ueberreichung eines prachtvollen Albums, das die Portraits sämtlicher Mitglieder des „Thomas-Theaters“ enthielt, und ein Vertreter des Kontrol-Personals, der namens seiner Kollegen Glück wünschte.

Die Reihe der Glückwünsche seitens der Berliner Bühnen eröffnete Herr Engels, der dem Jubilar nicht

nur im Auftrage des „Deutschen-Theaters“, sondern auch persönlich als langjähriger, treuer Freund in einer bewegten und humoristischen Ansprache, die vielfach in die Vergangenheit zurückgriff, gratulirte. Die Antwort von Thomas war ebenso herzlich wie von gesundem Humor durchweht. Herr Engels überreichte im Auftrage des „Deutschen-Theaters“ einen prachtvollen Lorbeerkranz und für Fräulein Elsa Lehmann eine wunderschöne Vase. Ottilie Genée begrüßte dann den Jubilar herzlich im eigenen und im Namen ihre Bruders Richard Genée, dann folgten mit freundschaftlichen Ansprachen und Glückwünschen Herr Meißner im Auftrage des „Wallner-Theaters“, eine Deputation, bestehend aus den Damen Schmidt und Stubel und den Herren Federmann und Broda vom „Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater“, Herr Direktor Engel vom „Kroll'schen Theater“, der erfolgreiche dramatische Dichter Emil Pohl, und namens des „American-Theaters“ Herr Direktor Reiff in Begleitung der Herren Bendix und Bender. Den Beschluß machte der Schriftsteller Alfred Schönfeld, der Herrn Thomas ein ihm von den Charakterdarstellern Londons gewidmetes Album überreichte.

Der Jubilar, der für alle Ansprachen hübsche, meist von sehr guten humoristischen Einfällen gewürzte Worte fand, dankte, nachdem der Reigen der Festgrammlanten vorübergegangen war, auch dem Publikum für dessen Erscheinen in wenigen Worten, in denen er seine ganze

tiefe Empfindung für das allgemeine, warme Interesse aussprach.

Mit dem vom Chorpersonal gesungenen „Das ist der Tag des Herrn“ erreichte die schöne Jubiläumsfeier ihren stimmungsvollen Abschluß.

In diesem für mich freudvollen Ehrentage reihte sich Abends die Jubiläumsvorstellung im Theater an.

„Fliegende Blätter“, so hieß das theatrale Potpourri, in dem das Einst und Jetzt der Bühne sich charakteristisch zeigen sollte. In loser Verbindung marschierten alle Stücke, die ich einführen half und in denen ich zuerst meine Sporen verdiente, „Sachsen in Preußen“ von Emil Pohl, „Die Maschinenbauer“ von Weibrauch, „Drei Paar Schuhe“ von Görliß, „Die schöne Helena“ von Offenbach, in welcher ich den Kalchas, um den technischen Ausdruck zu gebrauchen, creirt hatte. Dann folgte „Der Registrator auf Reisen“ und ein Nachspiel von Alfred Schönfeld, in welchem noch alle bedeutenden Rollen, die ich gespielt hatte, vor dem Publikum vorüberzogen, ebenso allegorische Darstellungen aller Völker und Länder, in denen ich gewelt.

Einen ganz besondern Reiz übte die in einen Akt zusammengezogene Darstellung der schönen Helena aus. Sie gab mir Gelegenheit, mich in der feiner Zeit von mir geschaffenen Rolle des Ober-Rabbiners Kalchas vorzuführen.

Das Publikum überschüttete mich mit Beifallstürmen, und Nachsalven durchbrausten das Haus. Meine Frau

trat zum ersten mal für die Berliner als Helena auf und wurde für ihre Leistung mit rauschendem Beifall belohnt. Bollmann, ein sehr wackerer Paris, unterstützte besonders im Duett meine Frau auf das allerbeste, und so gipfelte diese Vorstellung in einem Triumph, der darauf hinauslief, daß der „Börsen-Courier“ meinte:

Das ganze ließ den Wunsch aufkommen, man möchte es in einer so vortrefflichen Besetzung nicht nur mit einem Bruchtheil, sondern mit dem ganzen Offenbach'schen Werk versuchen.

Mein allbekannter „Registrator auf Reisen“ that wiederum seine Schuldigkeit, und zum Schluß der Aufführung, die gleichsam die Illustration zu den theatergeschichtlichen Reminiscenzen des Vormittags gebildet hatte, ergriff ich das Wort. Ich gedachte der Zeiten, da ich vor 30 Jahren bei Deichmann im „Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater“ austrat. Wohlgezählte 21 Menschen saßen im Parquet und 5 ennuyrten sich in den Logen, am andern Tage aber gedachten „Boffische, Spenerische, Volks-Zeitung und Publizist“ des Talentés, von dem man etwas erwarten dürfe. Der Presse, die mich damals und seitdem gefördert, dem Publikum, das mich von der Mutter Gräbert bis in's „Königliche Schauspielhaus“ mit Gunst begleitet, danke ich und gelobte hingebungsvoll wie bisher meiner Lebensaufgabe mich zu widmen, an drei Stunden des Tages dem Publikum Sorge und Last zu erleichtern und das Dasein zu erheitern.

Nurz nach 11 Uhr fand sich die Berliner Künstlergemeinschaft, fanden sich die Angehörigen und Freunde des „Thomas Theaters“ in den an den Theateraal angrenzenden Sälen zu einem Banket zusammen, das fröhlich in den neuen Morgen hinein währte.

Ueber den Verlauf dieses Festes brachte der „Vokal Anzeiger“ nachstehenden ausführlichen Bericht:

„Mit dem großen Festbanket, das gestern (Donnerstag) nach dem Schluß der Vorstellung im Thomas-Theater vom Festcomite arrangirt wurde, fand das Thomas-Jubiläum einen schönen und harmonischen Ausklang. Die Zahl der Banket-Teilnehmer, die sich sofort nach dem letzten Fallen des Vorhanges, nachdem der letzte Ton des jubelnden Beifalls verrauscht war, in die Festsäle des Theaters drängte, war überraschend groß. Und als die Säle bereits gefüllt waren, kamen noch immer neue Gäste, die der Vorstellung nicht hatten beiwohnen können, hinzu, so daß beim Beginn des Bankets kein Plätzchen in den stattlichen Räumen frei blieb. Es war ein schönes und imponantes Bild, das die zu Ehren des genialen Künstlers in den Sälen seines Theaters versammelte Gesellschaft bot. Was man als „Tout Berlin“ bezeichnet war bei dem Festbanket anwesend. Ein sehr großes Contingent stellte die Schriftstellerwelt, nicht nur in den Vertretern der Presse, die so weit, wie sie mit dem Theater Fühlung hat, fast vollzählig erschienen, sondern auch in erster Reihe in den dramatischen Autoren, die bei einem Jubiläumsfeste eines mit der Theater-

geschichte Berlins so eng verbundenen Künstlers naturgemäß nicht fehlen dürfen. Daß auch die Theaterwelt der Reichshauptstadt in sehr großer Zahl vertreten war, ist selbstverständlich. Weit mehr als am Vormittag, wo die Meisten von den Proben in Anspruch genommen wurden, hatten sich Theaterdirektoren und Künstler und Künstlerinnen aller Bühnen Berlins in den Festsälen des Thomas-Theaters ein Rendezvous gegeben. Diesem Hauptstamm der Festtheilnehmer schlossen sich noch die jüngere literarisch angehauchte Juristenwelt, die ständigen Premierenbesucher und noch zahlreiche andere Verehrer von Emil Thomas an, welche alle die gehobene Stimmung, die Begeisterung, die den Schluß der Festvorstellung bezeichnete, aus dem Theater in das Banket hinüber brachten. Es begann gegen 11 $\frac{1}{2}$ Uhr, und wenn es auch nicht den lauten Charakter trug, den die Vorstellung hatte, so verlief es doch um so glänzender, da man sich hinsichtlich der Toaste auf ein bescheidenes und sehr vernünftiges Maß beschränkt hatte. Das Banket wurde eröffnet durch eine kurze Ansprache des Herrn Thomas, in der er mit warmen Worten die Gäste begrüßte. Den ersten Toast brachte Herr Schindler als Mitglied des Thomas-Theaters namens des gesammten Personals des Instituts aus. Diesem folgte ein humoristisch angehauchter Toast des Rechtsanwaltes Fritz Friedmann, der als „Vertreter des Publikums“ Emil Thomas als einen der berufensten Vertreter und den Wiederbeleber des Deutschen und Berliner Humors feierte.

Thomas mit Dickens in Parallele ziehend, bemerkte er, daß beide in der Darstellung der Natur den wahren, rechten Humor besitzen, den Humor, der mit der Thräne im Auge lächelt. Nach diesem mit rauschenden Beifall aufgenommenen Toast, in welchem der Redner auch die Gattin des Jubilars, Frau Betty Thomas-Damhofer, als Künstlerin feierte, nahm der Sekretair des Thomas-Theaters, Herr Schwarz, das Wort, um die aus allen Gegenden Deutschlands und des Auslandes eingelaufenen Glückwunsch-Telegramme zum Jubiläum zu verlesen. Er konnte das Werk nicht ganz zu Ende bringen, denn die Zahl der Glückwünsche war endlos. Der letzte Redner war Emil Thomas selbst. Mit dem ihm eigenen hinreißenden Humor schilderte er einige interessante Scenen aus seiner künstlerischen Laufbahn, aus seiner Vergangenheit, und im Verlauf der Rede von der Komik auf der Bühne sprechend, bemerkte er, daß der einzige große Charakter-Komiker unserer Zeit Helmerding gewesen sei, der den Hanswurstspäßen ein Ende machte und das komische Element so recht vermenschlicht hat. Er schloß mit einem Toast auf die Berliner und den Berliner Humor. Damit waren die Festreden geschlossen, und das Fest selbst trat in sein Recht. Da die Festtheilnehmer, wie bemerkt, nicht durch viele Reden ermüdet wurden, so war die Stimmung vorzüglich. Man war noch frisch und angeregt, als die Tafel zu sehr vorge-rückter Stunde aufgehoben wurde, und mit noch frischen Kräften wurde der Tanz eröffnet, der die meisten Fest-

theilnehmer in fröhlichster Laune bis zum hellen Morgen vereinigte.

Das Jubiläumstück „Die fliegenden Blätter“ tummelte sich einige dreißig male auf den Brettern des Thomas-Theaters herum.

Eine Neueinstudierung der Posse „Blätter“ von l'Arronge und Wilken, für die Weihnachtsfeiertage berechnet, hatte leider nicht den gewünschten Erfolg, und so acceptierte ich sehr gern das Angebot des Direktor Amberg, der in seinem eigenen Hause in New-York Vorstellungen gab.

Ich erhielt nämlich am ersten Weihnachtstage folgendes Telegramm: „Willst Du uns die Saison retten, biete Dir 200 Dollar pro Abend, freie Verpflegung im Hotel Belvédère und freie Fahrt hin und zurück I. Klasse für zwei Personen.“

Ich rechnete mir aus, daß ich, sobald ich mein Haus bestellt haben würde, hier in Deutschland nie so viel verdienen könne als durch dies mir gemachte Angebot. Der Zufall fügte es, daß ein alter Freund in der Person des Münchener Schauspielers Konrad Dreher eingetroffen war und mit mir berathschlagte, wie es wohl möglich sei, ihn in Berlin einzuführen.

Flugs schloß ich mit ihm für den Monat Februar, denn in diese Zeit sollte auch mein Gastspiel in Amerika fallen, einen Gastspielvertrag. Ich engagierte Dreher für 30 Abende.

Sein Repertoire war besonders auf 2 Stücke basiert,

das bairische Lokalstück „Jägerblut“ von Rauchenegger und das Vaudeville „Die Hochzeit des Rejervisten“. Beide Stücke wurden aquiriert, und ich konnte somit Amberg eine zusagende Depesche senden.

Für April erwarb ich die mit großem Beifall bereits in Wien am Karl-Theater aufgeführte Weinberger'sche Operette „Die Ulanen“ und engagierte zugleich die beiden nicht unbekannt, sogar sehr beliebten Darsteller Herrn Brafl und Frau Seebold.

Damit hatte ich meinem Theater ein Repertoire geschaffen, welches mich ohne weitere Sorgen ruhig am 16. Februar den Dampfer des Norddeutschen Lloyd „Werra“ besteigen ließ.

Inzwischen brachte ich noch einige Novitäten: „Mafao“ Schwank in 4 Akten von Vereud und das von Richard Genée mit vollständig neu ausgestatteter Musik in Paris oft gegebene französische Vaudeville „La Rouffotte“, hier „Rothköpfchen“ genannt, heraus.

Die in Paris von der Judic creirte Rolle spielte meine Frau mit großem Erfolg.

„Betty Damhofer“, so schrieb die Staatsbürger-Zeitung, „entzückte das Publikum und erntete rauschenden Beifall. Diese in ihrer heiteren Kunst, wie in der Gunst Berlins hoch emporgestiegene und bedeutsame Kraft des Thomas-Theaters, führt die drei Metamorphosen Rothköpfchens mit dem schalkhaftesten Humor, mit imponirender Schlagfertigkeit und Gewandtheit durch. Ihre Darstellungen entbehren nie des warm pulsierenden Lebens

und sind erfüllt von dem, was der Berliner „Kribbel-Krabbel“ nennt. Wir wußten nicht, welchem Bild wir den Vorzug geben sollten. Dem Landmädchen, der Kellnerin oder der Sportstochter. Betty Damhofer war in allen drei Akten die Attraktion selbst; Herr Kaiser gab den Medard mit operettenhafter Gewandtheit und fröhlicher Laune, Bollmann den rothköpfigen echten Bruder „Eduard“ mit der ihm eigenen Schneidigkeit. Thomas schuf eine der urkomischsten Charakterfiguren in den typisch scharfen Linien seines „Geyer“ aus Suppé's „Flotte Burschen“, der zu den glänzendsten Darstellungen des Künstlers zählt.“

Die Masse hielt mit dem künstlerischen Erfolg gleichen Schritt, und erst der 13. Februar, an welchem Herr Kaiser sein Benefiz hatte, löste „Rothköpfschen“ mit „Reis-Reislingen“, Schwank in 4 Akten von G. von Moser, ab. Dieses Stück wurde durch das Konrad Dreher'sche Gastspiel, das am 29. Februar seinen Anfang nahm, bei Seite gelegt.

Nun kommen Tage der Enttäuschung. Das Dreher'sche Gastspiel, von dem ich unendlich viel erwartet hatte, war nicht von dem gewünschten Kassenerfolg begleitet, und wehmüthig gedenke ich stets der Momente, wo ich im Hotel Belvedere in New-York nach einem viel bejubelten Abend, den mir eine oder die andere Rolle im „Amberg-Theater“ eingebracht, morgens erwachte und durch ein Stabetelegramm merklich abgefühlt wurde. Es enthielt meist Klagelieder über schlechte Einnahmen im

Thomas-Theater, die sich leider so hartnäckig erwiesen, daß sie bald für das Institut chronisch wurden. Weder „Die Hochzeit des Reservisten“, noch „Jägerblut“, noch das Lustspiel „Der Bureaufrat“, noch ein Einafter-Abend mit „Vollkommene Frau“, „Frühere Verhältnisse“, „Der blaue Teufel“, noch die ins Feld geführten bayerischen „Schuhplattler“, nichts vermochte das Publikum ins Theater zu ziehen.

Die gesammte Presse nahm sich mit der größten Liebenswürdigkeit dieses Gastspiels an. Man stellte Dreher sogar über Felix Schweighofer, der in diesen Rollen früher in Berlin gastiert hatte. Man nannte eine kleine Soubrette, vielmehr singende Liebhaberin, die ich engagiert hatte, ein Fräulein Schlüter, vielversprechend und wirksam, aber es half alles nichts — das Theater blieb leer.

Nach Dreher's Abgang wurde noch schnell „Papageno“ von Kneifel und eine Novität „Das neue Bad“ von William Schumann gegeben.

Ein kurzes Gastspiel mit Emil von der Osten brachte „Unser Zigeuner“ von Justinus und den „Delikatzen Auftrag“, aber gespielt wurde nur vor Freibillets. Der Thermometer an der Kasse fiel bis auf den Gefrierpunkt.

Nun traten die sehnsüchtig erwarteten „Manen“ ins Feld.

Die Premiere war den 30. April. Der Erfolg des Abends mag ja ein sehr lauter gewesen sein.

Der anwesende Komponist, Herr Weinberger, sowie die von mir engagierten Gäste, Herr Brakl und Frau Seebold, wurden oft und viel gerufen, was zur Folge hatte, daß man mir ein Telegramm, rosig gefärbt, nach New-York sandte: „Großer Erfolg! Ausverkaufte Häuser werden nicht fehlen.“

Wer war mehr erbaut als ich? Aber es kam anders.

Sehr bald liefen Briefe und Telegramme an mich ein, daß auch die „Mlanen“ keine Zugkraft hätten, und so ging das von mir in New-York verdiente schöne Honorar von 36 000 M. für das Defizit zweier Monate meiner Abwesenheit von Berlin dahin.

Ueber meine zweite Amerikafahrt kann ich wiederum nur das allergünstigste berichten.

Sehr drollig war es, als unser Schiff von den Steuerbeamten kurz vor New-York heimgesucht wurde, auf dem kleinen Schiffchen, welches die Beamten an unsern Dampfer führte, Amberg plötzlich unter diesen auftauchte.

„Lieber Emil, Du hast zwar den Vertrag zwischen uns beiden so formuliert, daß ich Dein Nichteintreffen bei Welb und Wachsner in Milwaukee vor 5 Jahren ansprechen, mithin auch die Konventionalstrafe zahlen sollte. Bis jetzt ist keine Einigung erzielt und Wachsner ist deshalb nach Hoboken geeilt, um Dich bei Deiner Ankunft verhaften zu lassen. Damit Du keine Schwierigkeiten hast, wirst Du wohl die Güte haben, Dein Handgepäck zu nehmen und mir auf das Schiffchen der

Steuerbehörde zu folgen, damit wir nicht in Hoboken landen, sondern direkt in New-York.“ Ich war sehr betroffen über diesen Empfang und erwiderte, „nun und wenn ich in New-York bin, was thun?“ „Da kann er Dir nichts anhaben“, erwiderte Amberg, „seine Klage ist in Hoboken angestrengt, und dies gehört zum Staate New-Jersey, will er was von Dir in New-York, so muß er erst aufs neue klagen.“

Ich folgte ihm auf der vom hohen Deck bis zur kleinen Schaluppe führenden Seilleiter in die Barkasse. Wir kamen Abends 9 Uhr in New-York an.

Wachsner erwartete den Dampfer in Hoboken.

Als ich in das bestellte Zimmer des mir bekannten Hotels Belvedere trat, stand ein großer Blumenstrauß auf dem Tisch mit einer Karte von Direktor Wachsner. Derselbe hatte geglaubt, daß meine Frau mit an Bord sei, und da trotz seines geschäftlichen Anliegens ein freundschaftlicher Zug uns verband, wollte er nach amerikanischem Gebrauch nicht zurückstehen und der Lady wenigstens den schuldigen Tribut zollen.

Ich saß mit Amberg und seiner schönen Frau beim Abendbrot, da erschien Wachsner. Wir begrüßten uns, obgleich Amberg höhnisch zu ihm sagte: „Lieber Freund, wenn Sie uns fangen wollen, müssen Sie früher aufstehen, auch wenn Sie nur einen Schreckschuß abgeben wollen, wir lassen uns nicht schrecken. Ich habe Thomas gleich mit dem Dampfschiff der Steuerbehörde abgeholt, denn

ich wußte, Sie wollten in Hoboken einen kleinen Streich ausführen.“

Wachsner machte gute Miene zum bösen Spiel, und vergnügt bis in die Nacht hinein saßen wir beim schäumenden Champagner, Wachsner beruhigend, daß alles im Laufe der Tage ausgeglichen werden könnte.

Nachdem ich meinen alten Freunden von der Presse, die sich im Laufe des Abends im Hotel eingefunden hatten, alle mir zu Gebote stehende Beredsamkeit von Stapel gelassen, plaudernd und scherzend der schönen Zeiten gedachte, wo noch in der Bowerly Amberg das Direktionszepter geschwungen, trennten wir uns mit einem kräftigen Hoch auf ein Gelingen des Gastspiels in aller Morgenfrühe.

Mir wurde gesprächsweise mitgeteilt, daß meine Vorgänger Matkowsky sowohl wie Mainz den gewünschten Kassenerfolg nicht erzielt hätten. Es war in der Theaterkasse ein großes für diese Saison fast nicht mehr gut zu machendes Defizit entstanden.

Mein alter Freund William Steinway, der ebenfalls ins Hotel geeilt war, um mich zu begrüßen, drückte mir die Hand beim Willkommen mit den Worten: „Gott sei Dank, daß Sie da sind. Das Publikum in New-York will ebenso gern lachen, wie in Berlin, und wenn die Leute lachen können, gehen sie auch gern ins Theater. Hoffen wir also das Beste!“

Ich erfuhr zugleich von Amberg, daß er gar nicht

mehr der selbstständige Direktor des Amberg-Theaters sei, sondern die Herren v. Raven und Mannsfeldt.

Den ersten kannte ich von meinem früheren Gastspiel her als den sogenannten „Programmunternehmer“ verschiedener Theater New-Yorks. Er gab den Theaterzettel gratis heraus und verdiente durch die darin befindlichen Annoncen und Reklamen ein ganz erkleckliches Stück Geld. Es ist dies drüben in Amerika ein ganz besonderer Industrie-Zweig. Man annonciert eben viel mehr als in Deutschland, und das Publikum läßt sich durch geschickte Annoncen eher bewegen das Angepriesene und Angelobte zu versuchen. Zugleich war er Eigenthümer des New-Yorker „Figaro“.

Mannsfeldt, schon längere Zeit mit mir bekannt, war Journalist und zur Zeit meines ersten Gastspiels Redakteur der „Plattdeutschen Post“, er war Mitbesitzer des New-Yorker „Figaro“.

Garantien, die durch den Bau des neuen Theaters am Irving-Place Amberg heimgesucht hatten, veranlaßten ihn, nicht als selbstständigen Direktor zu figurieren.

William Steinway, der stete und eifrigste Förderer des Deutschthums, war allerdings pekuniär sehr stark bei obigen Unternehmen betheiligt, sah aber in Amberg nicht mehr die Gewähr, ihn allein wirthschaften zu lassen. Die Herren v. Raven und Mannsfeldt, als Mitgläubiger Ambergs, nahmen das Direktionszepter in die Hand und engagierten den findigen und theaterkundigen Amberg als Geschäftsführer.

So fand ich die Verhältnisse des Deutschen Theaters in New-York vor.

Daß Amberg sich in seiner Thätigkeit und Mührigkeit wieder wie vor 5 Jahren als vortrefflich bewährt hatte, bewiesen mir alle die Boranzeigen und Notizen, die er, auf mein Gastspiel aufmerksam machend, ausgearbeitet hatte. Freilich wurde es ihm diesmal nicht so schwer wie bei meinem ersten Auftreten. Ich war in New York sozusagen populär und enorm beliebt bei der Presse, wie beim Publikum, aber immerhin bedurfte es doch einer geschickten Ankündigung, und dies verstand Amberg vortrefflich.

Am Morgen nach meiner Ankunft ging es zur Probe für den „Registrator auf Reisen“, denn dieses Stück war von der Direktion als das weitaus beliebteste von meinem früheren Gastspiel her als Eröffnungsstück gewählt.

Nach einer herzlichen und freundlichen Begrüßung, die mir von Seiten der beiden Direktoren zu theil geworden, betrat ich die Bühne und fand auch hier in der Mehrzahl der Mitglieder meine alten Kumpane vom Jahre 1887 vor. Neu für mich waren die Damen Serafine Deichy, Thea Wolf, Pauline Löwe und Hugo Kanzenberg.

Der Abend brachte ein total ausverkauftes Haus, und auch hier passierte meinem Freunde Leon Wachner ein Malheur, indem er beinahe, da er sich nicht früher um ein Billet bekümmert hatte, nicht ins Theater gekommen wäre. Durch Ambergs Vermittlung erhielt er

einen scheußlichen Hinterplatz einer Loge, von welchem, wie er behauptete, er weder etwas gesehen noch gehört habe.

Indessen war er Zeuge des tosenden Beifalls und der unausgesetzten Heiterkeit während des ganzen Abends. Wiederum brach wie bei meinem ersten Gastspiel bei meinem ersten Auftreten ein wahrer Beifallsturm los, und die Intimität zwischen Publikum und mir war nach den ersten Worten hergestellt.

Nach diesem glücklichen Empfang, der den beiden Direktoren für vergangenes Leid einigen Trost zu bringen versuchte, fand in den anliegenden Räumen des Restaurant „Figaro“ ein solennes Banket statt. Selbstredend war ich der Mittelpunkt des Abends. Die Direktoren, Mitglieder, Journalisten und guten Freunde wetteiferten, mir den ersten Abend auf das angenehmste zu gestalten.

Wären nicht die leidigen Kabeldepeschen aus Europa wie ein Kübel kalten Wassers über mich hergerauscht, das zweite amerikaniſche Gastspiel hätte sich ebenso entzückend angelassen, wie das erste endete.

Sämmtliche Journale New-Yorks überboten sich in ihren Kritiken über meinen ersten Gastspielabend.

Die New-Yorker „Staatszeitung“ schrieb:

„Uns Amberg-Theater ist gestern Abend ein sehr lustiger Mann eingekehrt, und wer sich allen Merges vom Herzen herunterlachen will, der mache demselben in den nächsten Wochen nur so oft als möglich seinen Besuch. Die heitere Kunst des Herrn Emil Thomas ist ein

wahrer Sorgenbrecher, dem gegenüber es keinen Widerstand giebt und welcher schließlich auch den Griefgrämigsten, und mag derselbe sich auch anfangs noch so sehr gegen die lustige Ueberrumpelung wehren, zum Einstimmen in die allgemeine Heiterkeit zwingt. Der ausgezeichnete Berliner Komiker ist ganz als der alte, unverwüsthliche Spaßvogel und zugleich treffliche Charakteristiker zu uns zurückgekehrt, welcher vor nunmehr 5 Jahren zum ersten Male die New-Yorker Theaterfreunde zu verdientem stürmischem Beifall hinriß. Sie hatten ihn und die vielen fröhlichen Stunden, welche sie ihm verdankten, nicht vergessen, sie füllten gestern das Amberg-Theater vom ersten bis zum letzten Platz, empfingen den lieben alten Registrator mit minutenlangem Beifall und folgten ihm durch alle Stadien seiner Waldkirchener Orientierungsreise mit der ganzen warmen Theilnahme, die man einem guten, alten, lange nicht gesehenen und endlich von Neuem wiedergewonnenen Freunde erweist. Emil Thomas ist nicht nur ein Possenkomiker allerersten Ranges, voll der lustigsten Einfälle, von zwingender Komik in jeder Geberde, von einer mimischen Meisterchaft, wie kaum ein zweiter seiner Kollegen, sondern auch ein bedeutender Lustspielcharakterdarsteller. Das bewies auch gestern Abend wieder der außerordentliche Reichthum lebenswahrer Nuancen, in welchem er die Gestalt des kleinen, in der Schreibstube grau gewordenen Beamten lebendig machte. Der farg bemessene Raum gestattet uns leider nicht, der prächtigen Thomas'schen Darstellung des

L'Arronge-Moser'schen Registrators, einer humoristischen Meisterleistung allerersten Ranges, welche von allerergöglichsster Wirkung ist, auf Schritt und Tritt zu folgen. Eine einzelne Scene herauszugreifen, wäre ein Unrecht gegen die übrigen, in welchen die heitere Kunst des Gastes auf gleicher Höhe stand. Die Leistung ist nicht nur amüsant von Anfang bis zu Ende, sie ist auch schauspielerisch bedeutend. Man ist gar leicht geneigt, über dieses ganze Possengenie die Nase zu rümpfen und auf die Possenkomiik als eine niedere Gattung der Darstellungskunst vornehm herabzusehen. Man sehe sich den „Caesar Wichtig“ des Herrn Thomas an und man wird anderer Meinung werden. In der ganz köstlichen Art und Weise, in welcher dieser gegenwärtig hervorragendste Vertreter des norddeutschen Humors Zug auf Zug zu einem lebenswahren Charakterbilde zusammenfügt, liegt mehr wahre Kunst, als in mancher Darbietung oft sehr gefeierter jugendlicher Helden oder Salonliebhaberinnen. Wer den zweiten Akt des „Registrators“ so spielt wie Emil Thomas, mit diesem überquellenden, köstlichen Humor, diesem Nuancenreichtum, dieser mimischen Meisterschaft und — diesem vornehmen Maßhalten, der ist ein Künstler, vor dem es den Hut abziehen heißt. Mit brausendem Gelächter und stürmischen Beifall quittirte das Publikum für den heiteren Genuß, welchem ihm sein alter Liebling Emil Thomas, gleich beim ersten Wiedersehen, bereitete. Das zweite New-Yorker

Gastspiel des trefflichen Künstlers hätte nicht fröhlicher und sieghafter beginnen können.“

Der New-Yorker „Herold“ sagte: „Mit einer seiner Glanzrollen, dem „Caesar Wichtig“ in der alten bekannten Posse „Der Registrator auf Reisen“ von L'Arronge und Moser, soll laut Ankündigung der Direktion Emil Thomas heute Abend sein zweites New-Yorker Gastspiel eröffnen. Der Berliner Komiker steht von seinem ersten Gastspiel, welches im März und April 1887 im Thalia-Theater stattfand, bei den hiesigen Theaterfreunden in allerbesten Erinnerung, er darf eines sehr herzlichen Empfanges gewiß sein. Für morgen Abend ist das zweite Auftreten des Herrn Thomas in dem L'Arronge'schen Volksstücke „Hasemann's Töchter“ angezeigt, in der Matinee kommt die Operette „Fatinika“ zur Wiederholung. — Herr Thomas ist gestern Abend wohlbehalten an Bord des Bremer Dampfers eingetroffen und im Hotel Belvedere abgestiegen. Der Künstler sieht trefflich aus, ebenso jugendlich elastisch und frisch wie vor fünf Jahren und freut sich, seinen New-Yorker Verehrern heute Abend zu beweisen, daß auch sein prächtiger Humor ganz derselbe geblieben ist. Dem New-Yorker Publikum stehen ein paar heitere Wochen bevor, nach all' der schweren tragischen Kost der letzten Monate eine doppelt erfreuliche Aussicht.“

Die „Sun“.

„Unser Thomas“ makes a hit. The Berlin Favorite creates many laughs at Amberg's.

Herr Director Emil Thomas, proprietor of the Thomas Theatre, Berlin, made his first appearance last night at Amberg's and was cordially recieved. He is said to be the best of the German comedians. In the fatherland he is known to the entire theatre-going public as „Unser Thomas“. Thomas is as tall as De Wolf Hopper, but has more repose. His method is finished, and in G. von Moser's wellknown comedy: „Der Registrator auf Reisen“, he kept last night's audience in the best of humor as long as he held the stage. He has a fine appreciation of light and shade and sings agreeably. Among the others who helped to make last night's performance a success were Frl. Reichardt, the pretty ingenue, Frl. Wolf and Frl. Schmitz, and Herren Mayer, Weizel, Rank and Morway.“

Die „World“.

„Herr Thomas at Amberg's. The fourth stellar engagement opened at Amberg's Theater last evening under most brilliant auspices. The return of Herr Emil Thomas, the popular Berlin comedian, who created such a furore here five years ago, was hailed with delight by an audience which packed the house to its utmost capacity. Judging by last evening's performance, there is no doubt that the star will renew his former successes. Herr Thomas made his appearance in „Der Registrator auf Reisen“, a musical comedy by a L'Arronge and G. von Moser. Herr Thomas is an excellent character comedian.

His funmaking is of a quiet and refined order; his methods are artistic and natural, and his facial expressions so irresistibly funny that even those among the audience who did not understand a word of German were convulsed with laughter. It is in the latter accomplishment that Herr Thomas excels. His facial play is ever changing, and mirrors faithfully every thought and feeling of the character he portrays. The star was ably supported by Fräulein Schatz, Fräulein Schmitz, Fräulein Wolf, Herren Mayer, Rank, Walter, Horsky, Weigel and others. This evening Herr Thomas will appear in „Hasemann's Töchter“.

Herr Thomas is perfectly well known here as a comedian of more than ordinary merit. Without the fine talent of Coquelin, he has much of that actor's humor and in „Der Registrator“ at least not infrequently suggests him. There is the same simplicity of method, and approach to the mobility of expression, and enough of sincerity to give all the appearance of reality.“

Meine weiteren Gastspiel-Abende brachten „Mein Leopold“, „Hasemann's Töchter“, „Inspektor Bräsig“ und in der Rolle Friedrichs des Großen, in der ich schon bei meinem früheren Auftreten großen Erfolg durch Maske und Spiel erzielt hatte, das Löffler'sche Lustspiel „Des Königs Befehl“, dazu den Einakter „1733 Thlr. 22½ Sgr.“ Alle diese Vorstellungen hatten künstlerische

wie pekuniäre Resultate der freudigsten Art zu verzeichnen.

Ein Feuilleton aus der Feder John Neumann's in der New-Yorker Zeitung brachte in beredten Worten über mich und mein Darstellungsvermögen ein Referat, das in seiner Art und Weise mich und mein Können in glanzvollstem Licht erscheinen ließ. Es lautete:

„Und nun ein End' in Thränen, und nun ein ander Leid“, — das ist die Melodie, auf welche seit vorgestern Abend das Amberg-Theater gestimmt ist — und das Publikum ist sehr damit einverstanden. Ist es doch eine wahre Gottesgabe, auch mal wieder so recht von Herzen lachen zu dürfen nach all den Mühen, der Last und dem Aerger, die im Alltagsleben keinem erspart bleiben. Und dazu war bisher in unseren beiden deutschen Theatern verzweifelt wenig Gelegenheit: Das Repertoire der Gäste erlaubte es eben nicht. Viel Schönes wurde zwar geboten — aber die Worte des Dichters, die Kunst der Darstellung appellierten fast ausschließlich an die alleredelsten Gefühle und Empfindungen — nur nicht an den Humor. Damit wurde gewartet, bis zum letzten Drittel der Saison, vielleicht deshalb, weil die Direktion der Ansicht war, daß nach der überreichen Possen- und Operettencost früherer Jahre diese Fastenkur den Appetit darauf schärfen würde. Und wie der Beginn des Thomas-Gastspiels zeigt, ist die Spekulation eine ganz richtige gewesen. Das Publikum drängt sich zu den Vorstellungen des ausgezeichneten Komikers, nicht nur, um den Gast

zu sehen — was sehr der Mühe werth ist, — sondern vor Allem, um wieder einmal herzlich lachen zu können. Aber Emil Thomas steht hoch über dem Niveau des Durchschnittskomikers; er vertieft die flüchtig gezeichneten Possenfiguren zu Charakterbildern, deren komische Züge er in ganz unwiderstehlich wirksamer Weise hervorhebt, welche aber im Uebrigen durchaus lebenswahr sind. Dabei kommt ihm seine ganze Eigenart zu Hülfe; er verleugnet sein Fach auch „in Civil“ nicht. Aus den scharf blickenden blauen Augen funkelt der Humor, und in all den unzähligen Falten und Fältchen des Gesichtes scheinen die Kobolde der Satire und des Wizes zu lauern. Und wenn er zu sprechen beginnt, wird dieses ganze, so ausdrucksvolle Gesicht lebendig — auf der Bühne allerdings ist dies schon der Fall, ehe er den Mund öffnet. Es giebt wohl kaum einen zweiten Schauspieler, der so beredt zuzuhören versteht, wie Emil Thomas, und der Berliner Kritiker, der diesen Kopf „die Komik ohne Worte“ nannte, hat die wunderbare Ausdrucksfähigkeit desselben damit auf's treffendste und glücklichste bezeichnet. Mit dieser Beweglichkeit der Gesichtsmuskeln vereint sich die gleiche Fähigkeit ausdrucksvollster Gestikulation und ein Organ, das zwar nicht besonders wohlklingend, aber ungemein reich in den Tonabstufungen ist. Thomas weiß in seine Stimme die ganze norddeutsche Schärfe und doch auch wieder den weichen, zum Herzen dringenden Klang inniger Empfindung zu legen. Er ist eben nicht allein Komiker, sondern Menschendarsteller, und

deswegen tragen alle seine Figuren so sehr den Stempel der Lebenswahrheit, daß man sich unwillkürlich nach dem Original, nach dem Modell dieser Schöpfungen umsieht. Aber man würde dasselbe vergeblich suchen: er geht in seinen Rollen nicht dem Einzelnen nach, sondern giebt den Typus der ganzen Gattung. „Ich weiß“, sagte er selber, gelegentlich einer Unterhaltung über diesen für den Schauspieler so wichtigen Punkt, „auch Coquelin giebt uns den guten Rath, in die Kaffeehäuser zu gehen und dort zu studieren. Mag sein, daß er in seinem Falle recht hat. Was mich betrifft, ich mache meine Puppen ausschließlich nach meiner Phantasie. Denn Erstens, wo in der heutigen Zeit, die Erscheinungen und auch die Physiognomie so abschleift und verflacht, ganz wie die Charaktere, wo einen künstlerischen, fesselnden Typus da noch finden? Und fände sich Einer, wird er denn auch je zu dem Charakter passen? Es ist der Geist, der sich den Körper bildet“.

Und weil Thomas diese Prinzipien immer festgehalten hat, ist er zu der kräftigen künstlerischen Individualität gekommen, deren Schöpfungen immer und überall erfreuen, weil sie stets originell und sympathisch erscheinen.

Das zeigte er gleich am ersten Abend seines jetzigen New-Yorker Gastspiels, für den er die zwar alte, aber immer noch recht wirksame Posse „Der Registrator auf Reisen“ von Gustav von Moser und Adolf L'Arronge gewählt hatte. Sein „Registrator Casar Wichtig“ ist ein

Charakterbild von ebenso überzeugender Wahrheit, wie packender Komik. Er spiegelt all' die Eigenthümlichkeiten des kleinen, im Aktenstaub ergrauten preußischen Beamten wieder, der für die kärgliche Besoldung durch das Hochgefühl, „zur Regierung“ zu gehören und für den Hochmuth seiner Vorgesetzten durch die Grobheit, mit der er selber seine Untergebenen behandelt, reichlich entschädigt wird. Sympathisch aber wird diese an und für sich unangenehme Schreiberseele durch den Schimmer echter Herzensgüte, mit der Thomas seinen „Wichtig“ ausstattet. Vom ersten Augenblicke an hatte der Künstler das Publikum gewonnen; es lächelte, als die hagere Gestalt in dem vorjüudfluthlichen Frack zum ersten Male auf der Bühne erschien und dieses Lächeln wurde rasch zu lautem Lachen, das durch alle Akte des lustigen Stückes hindurchklang und noch nachhallte, als der Vorhang zum letzten Male gefallen. Thomas' „Registrator“ war eine Leistung aus einem Guß, die trotz ihrer drastischen Komik doch niemals die Grenze des Erlaubten überschritt und durch Uebertreibung den Effekt zu verstärken suchte. Als einziges Beispiel hierfür wollen wir die Trunkenheitscene im zweiten Akte hervorheben, in der kein Schritt, keine Bewegung zu viel war und die grade deshalb doppelt komisch wirkte. Nun, der Beifall, der den Gast belohnte, war dafür auch so stark, wie ihn Thomas sich nur wünschen konnte — und trotz seiner Bescheidenheit kann er von diesem Artikel eine ganz beträchtliche Quantität aushalten.“

Der New-Yorker Herald:

„Der helle Jubel, mit welchem gestern Abend Emil Thomas willkommen geheissen wurde, zeigte, wie froh die Majorität des theaterbesuchenden Publikums ist, nach all' der Tragik der letzten Monate einigen heiteren Wochen entgegensehen zu dürfen. Der ausgezeichnete Berliner Komiker, der sich seit seinem letzten Hiersein ein eigenes Theater in der deutschen Reichshauptstadt zugelegt und kürzlich unter allgemeiner Betheiligung der künstlerischen Kreise Berlin's das Jubiläum seiner 30 jährigen Bühnenthätigkeit gefeiert hat, hat sein zweites New-Yorker Gastspiel mit seinem prächtigen „Cäsar Wichtig“, der Hauptfigur der alten bekannten V'Arronge-Moser'schen Posse „Der Registrator auf Reisen“, eröffnet. Emil Thomas ist als ganz derselbe zu uns zurückgekehrt, als welchen ihn die New-Yorker Theaterfreunde vor einem halben Decennium schätzen und lieben gelernt haben. Er ist ein Charakterkomiker von so ursprünglich humoristisch-kräfziger Begabung und so durchgebildeter schauspielerischer Technik, wie kaum ein Zweiter auf dem Gebiete, welchem er sein, auch zu höheren Charakteraufgaben vollkommen ausreichendes Können gewidmet hat. Eine schlanke, auch heute noch elastische Gestalt, ein schmales, intelligentes Gesicht, aus welchem ein paar kluge Augen bald harmlos gutmüthig, bald verheult verschminkt, ganz nach Bedarf, in die ihn umgebende Possenwelt blicken, eine lautstuchartige Beweglichkeit der Gesichtsmuskeln, welche ihm einen verblüffend schnellen Wechsel des Ausdruckes gestattet,

dazu ein köstlicher, stets frischsprudelnder Humor, kein scharfer, galliger, sondern einer von der behaglichen, gutmüthigen Sorte, welcher wohl laut auflacht, aber auch unter Thränen zu lächeln weiß, eine feinfühligc Charakterisirungsaufgabe, die auch aus der verschrobensten Possenfigur einen glaublichen Menschen zu machen bestrebt ist — das sind so ein paar der äußeren und inneren Vorzüge des lustigen Gastes des Amberg-Theaters. Der Satz ist ein wenig lang geworden, aber die Reihe der Thomas'schen Vorzüge ist noch viel länger. Den „Wichtig“ des Herrn Thomas kannte man hier schon von dem ersten Gastspiele des prächtigen Komikers; man freute sich herzlich, den lieben, alten Burschen, diesen, bis in das kleinste Detail dem Leben abgelauchten, in der Schreibstube ergrauten kleinen, wichtigthuenden Beamten wieder zu sehen und ihn in der Fülle seiner köstlichen Verschrobenheiten ganz unverändert wiederzufinden. Namentlich im zweiten Akte, in der Birthe'stute des Waldkirchner Gasthauses, ist die Leistung des Herrn Thomas von wahrhaft zündender Wirkung. In der Trunkenheitscene entfaltet der Künstler einen geradezu erstaunlichen Reichthum mimischer Ausdrucksmittel. Die lustige Wirkung kann nicht ausbleiben. Der Thomas'sche Registrator ist eine Lustspielgestalt, welche man nicht so bald vergißt, sie ist bis in den kleinsten Zug wahr und dabei von wahrhaft erquicklichem Humor. Auf das geistrige Auftreten des Künstlers, welches dem Publikum seinen prächtigen Kunstgärtner Hasemann in L'Arronge's

„Hafemann's Töchter“ brachte, kommen wir an anderer Stelle des Blattes zurück. Emil Thomas bildet den Mittelpunkt jeder Vorstellung der nächsten Woche. Er spielt am Montag „Onkel Bräsig“ in der bekannten Dramatisierung von Reuter's „Ut mine Stromtid“, am Dienstag nochmals seinen „Registrator auf Reisen“, am Mittwoch den „Gottlieb Weigelt“ in L'Arronge's „Mein Leopold“ und an den drei letzten Abenden eine in New-York noch nicht gesehene Rolle, den Theaternarren „Sgefisch“ in der vieraktigen Posse „Der Kunstbacillus“ von Rudolf Aneisel, welche im Thomas-Theater dank der Leistung Emil Thomas', einen ganz ungewöhnlich lauten und lang anhaltenden Heiterkeitserfolg erzielte; dem Publikum stehen, Dank dem Thomas'schen Gastspiele, eine lange Reihe sehr heiterer Abende bevor.“

Mit Aneisel's vieraktigem Schwank „Der Kunstbacillus“ brachte ich den New-Yorkern die erste Novität. Das total ausverkaufte Haus spendete lauten und reichen Beifall in allen meinen Scenen und schloß sich die Kritik, wenn auch nicht ganz mit dem Dichter einverstanden, doch der Meinung des Publikums an.

Die New-Yorker Staatszeitung berichtet:

„Die neue Posse von Rudolf Aneisel hat dem Amberg-Theater gestern zu einem großen Erfolge verholfen. Das sehr zahlreich erschienene Publikum amüsierte sich augenscheinlich auf das Beste und quittirte mit brausenden Nachsalven für die lustigen Allotria, welche der fingerfertige Schwankschriststeller in seinem jüngsten

Bühnenwerk zum Besten giebt. Das Stück ist allerleichteste, aber auch allerlustigste Waare, so lustig, daß auch der enragirteste Gegner der ganzen Gattung — und es giebt auch solche Käuze — von dem Heiterkeitsbacillus angesteckt wird und in das fröhliche Lachen, das während der ganzen Vorstellung wie Kleinwehrgesfeuer durch die dichtbesetzten Reihen des Parketts und der Ränge knatterte und kicherte, miteinstimmt. Der Hauptvorzug der Novität ist, daß dieselbe eine Prachtrolle für Emil Thomas enthält, einen für das Theaterspielen enthusiastischen Rentier Igelfisch, der seine dilettirende Kunstschwärmerei aus der Zeit seiner früheren Theaterfriseurthätigkeit in seine beschauliche Rentierruhe mit hinübergenommen hat. Diese Theaterschwärmerei des sonst ganz braven Mannes, welche er mit Hintansetzung seiner Gatten- und Vaterpflicht und mit einem, glücklicherweise nur in der Possen-Atmosphäre gedeihenden, Eigensinn betreibt, führt zu einer Reihe sehr komischer Verwicklungen und possierlicher Situationen. Die Kritik hat in diesem Falle nichts anderes zu thun, als wahrheitsgemäß den stürmischen Lacherfolg zu konstatiren; einen literarischen Maßstab an das lose Ding zu legen und sich dann das grausame Vergnügen zu machen, auf alle Unmöglichkeiten, auf welchen der heitere Unsinn aufgebaut ist, hinzuweisen, hieße mit Kanonen nach Spazern schießen. Die Posse hat eine ganz vernünftige Moral: den Kunstbacillus, der in weiten Bevölkerungsschichten arge Verheerungen anrichtet, zu geißeln, für Satiriker wie Blumenthal oder Fulda

ein lockender Vorwurf. Bei Aneifel verflüchtigt sich der hübsche Grundgedanke in der oberflächlichen, nur auf den momentanen Lachreiz berechneten Situationskomik. Der Schwank ist besser gebaut, als die meisten seiner Herren Kollegen, die Handlung ist, wenn es natürlich auch nicht an breiten Episodeneinschachtelungen fehlt, eine einheitliche. Erzählen läßt sich dieselbe trotzdem schwer, und eine trockene Aufzählung der lustigen Vorgänge würde denen, die sich den Schwank erst ansehen wollen, zum Theil den Spaß verderben; die Ueberraschung ist der beste Genosse des Poffenautors. Nur soviel wollen wir verrathen, daß eine vorzubereitende Hamlet-Aufführung durch das ganze Stück spukt. Wie alle Wege nach Rom, so führen in den ersten drei Akten alle Späße des erfindungsreichen Aneifel zu dieser Dilletanten-Vorstellung der Shakespeare'schen Trauerspiels. Die tolle Komik des Schwankes erreicht in dieser Scene ihren Höhepunkt: Emil Thomas als Geist des ermordeten Königs im weißen Gewande, den federge schmückten Helm auf dem Kopf, ist von wahrhaft belustigender Wirkung. Der Künstler zeigt sich in dieser Scene als ein Meister der feineren Starrifaturenzeichnung. Seine Komik ist stets lebenswürdig, sie vermeidet alles Aufdringliche, sie erstrebt und erzielt stets volle Wirkung mit den einfachsten und decentesten Mitteln. Auch die übrigen Mitwirkenden waren bei fröhlicher Laune und trugen sämmtlich zu dem großen Lacherfolge der Vorstellung ihr vollgemessenen Theil bei. In erster Reihe Paula Löwe (Hilda), welche

namentlich eine amüsante Raufszene (im Boccaccio-Kostüm) ganz allerliebft spielte. Auch die beiden Theater-
eleven, die Herren Rank und Morway, waren von
drastischer Komik. Herr Meyer spielte die stumme Rolle
eines Hochstaplers mit sprechender Mimik. Alles Uebrige
ist individualitätslose Possenwaare und wurde von den
Damen Schmitz, Reichardt, Wolf und Schatz, den
Herren Walter, Reichert, Dittrichstein, Weigel
und Senger den Intentionen des Autors angemessen,
flott und lustig gespielt. Alles in Allem: ein sehr lustiger
Abend, dem aller Wahrscheinlichkeit nach viele gleiche
folgen werden. Das Publikum war froh, Grund zu
haben, lachen zu können, und lachte, was ja sehr gesund
sein soll, aus vollem Halse. Rudolf Kneifel und
Emil Thomas sind die wahren Grillenvertreiber.“

Der Kunst-Bacillus brachte neun ausverkaufte Häuser
und mir, dem Schöpfer so heiterer Abende von Seiten
der Direktoren, die nach langer Pause ihren Kassierer
wieder überaus stark beschäftigt sahen, Ovationen in nur
erdenklichster Art.

In dem schon vorher erwähnten Restaurant zum
„Figaro“, dem Mittelpunkt des guten Deutschthums, hatte
ich meinen Stammtisch aufgeschlagen. Allabendlich tagte
eine größere Gesellschaft lebenswürdiger Freunde aus
allen Schichten der Bevölkerung und lauschte meinem
bekanntem Erzählertalent. Wir lachten, scherzten in harm-
lofefter Stimmung oft, sehr oft, Erinnerungen an Deutsch-
land vorüberziehen lassend und so sind diese Abende wohl

manchem an diesem Tisch, weil eben deutsch im Herzen und Sinn, unvergeßlich. Bei schäumendem Champagner tauschten wir unsere Ideengänge in fröhlichster Stimmung aus, und recht oft wurden wir durch den anbrechenden Morgen, manchmal sogar durch die durchs Fenster lugende Tageshelle gemahnt, uns zur Ruhe zu begeben.

Unter meinem wohlgetroffenen Porträt, welches an der Wand über meinem Platz, als Führer des Stammtisches, mit einem Lorbeerkranz geschmückt hing, habe ich Stunden, ich will sagen Nächte, verlebt, von denen vor und nach mir wohl kein deutscher Gast zu erzählen im stande ist.

Ma nsfeld, dem Mitdirektor des A m b e r g Theaters, der zu gleicher Zeit Besitzer dieses Restaurants war, der kleine bewegliche Mann mit dem scharf geschnittenen, von einem braunen Bart umrahmten Gesicht, den blinzeln den, verschmitzten Augen, dem satyrischen Lächeln und wirklich caustischem Witz, war es selbstverständlich äußerst angenehm, daß ich diesen für ihn äußerst lukrativen Stammtisch aufgeschlagen. Herrgott, was ist da nicht gepichelt worden!

Die Kunde von dieser fröhlichen Tafelrunde war bis in die vornehmsten Stadttheile gelangt, und so fanden sich mitunter Leuten ein, die sich sonst nach dem Theater so schnell als möglich mit allen Verkehrsmitteln (Hochbahnen, Pferdebahnen) nach Hause begeben. Sind es doch immer gewaltige Entfernungen, mit denen man in diesen Punkten zu rechnen hat. Aber einmal Zeuge

unserer ungebundenen Fröhlichkeit gewesen, erschienen sie, was sonst ganz ungebräuchlich ist, mit ihren Damen. Alles amüsierte sich köstlich, und der Name Emil Thomas war in wahren Sinne des Wortes populär.

Um mir den Aufenthalt nach jeder Richtung hin angenehm zu machen, veranstalteten meine Freunde ein größeres Diner in dem berühmtesten Restaurant der Welt „Delmoniko“. Dieses Welt-Restaurant ist in der That eine Sehenswürdigkeit.

In den unteren Terrains befindet sich das gewaltige Kaffee, dann der elegante Speisesaal, selbstredend nur im Frack, also in full dress, zu betreten und in den oberen Räumlichkeiten bis zum zweiten Stock Säle für Festlichkeiten.

Das in der That lukullische Mahl, welches mir von meinen Freunden bei Delmoniko bereitet wurde, ließ mich die Bekanntschaft der auserlesensten amerikanischen Küche machen, und noch oft erinnere ich mich bei ähnlichen Gelegenheiten in Deutschland des Tages, der mir, dem in dieser Beziehung recht materiellen Künstler, die höchsten Genüsse bereitete.

Während aller dieser wonnigen Tage trat das drohende Gespenst eines Defizit im Thomas-Theater und der weiteren Unhaltbarkeit desselben bei so ungeheuren Verlusten täglich an mich heran. Nur meiner wohlbekanntten Zähigkeit und eisernen Festigkeit habe ich es zu verdanken, daß ich bei all den Widerwärtigkeiten, die sich mir entgegenstellten, nicht unterlag.

Ich schickte Geld auf Geld nach Berlin, um die hohen Zinsen an meine Hypotheken-Gläubiger Gebrüder Burchardt und andere zu entrichten.

In der Theaterkasse war eine derartige Ebbe eingetreten, daß trotz des vortrefflichen Personals, das ich befaß, trotz der eminenten Gäste, die ich gebracht, die Bruttoeinnahmen sogar auf 90 M. eines Abends herabgegangen waren, 90 M.! Bei täglichen Unkosten von weit über 1000 M. Das Experiment, ohne mich das Theater laufen zu lassen und dabei auf die Kosten zu kommen, war mißglückt. Ich hatte jetzt den deutlichsten Beweis, daß ohne meine Person, ohne meine Mitwirkung im Thomas-Theater absolut nichts zu machen sei. Und deshalb sollte ich als Direktor figurieren? Deshalb sollte ich mir die Sorgen auf den Hals geladen haben, täglich eine so hohe Summe erschwingen zu müssen, um meinen eingegangenen Verpflichtungen nachzukommen?

Leider hatte ich es mir anders vorgestellt. Denn meine Stellung als ausübender Künstler brachte mir ein großes Vermögen, das ich als Direktor dem Unternehmen opfern mußte.

Fest entschlossen nach diesen Erfahrungen die Direktion niederzulegen, spielte ich mit vollem Humor, mit dem Aufgebot aller meiner physischen Kräfte ruhig in New-York weiter.

Nachdem der Kunst-Bacillus, wie gesagt, seine Schuldigkeit gethan, kam das ebenfalls als Novität

für New-York mitgebrachte Volksstück von Kreßer „Der Millionenbauer“ heraus.

Hatte ich schon in all den vorhergebrachten Volksstück-Figuren großen Beifall geerntet, so schoß ich mit dem Köpffe im „Millionenbauer“ vollständig ins Schwarze.

Es ist ein Grundzug des Deutschen in Amerika, der ihn weit über den heutigen Geschmack des in seinem Vaterlande lebenden Deutschen dadurch höher stellt, daß das Volksstück mit seinen seelischen Katastrophen, mit der gebührenden Anerkennung des moralisch Guten, in Amerika noch immer einen großen Boden hat, während man ganz besonders in Berlin dieses Genre immer wünscht, von den guten Volksstücken fabelt, und werden sie gegeben, sie äußerst langweilig findet. Ohne großen Aufputz von Weibern, schönen Kostümen, dekorativen Trics und dem Extrakt der Chansonetten-Nummern der jetzigen Spezialitäten-Bühnen ist ein Theater, das den Humor pflegen will, in Berlin nicht denkbar. Wie anders in New-York!

„Der Millionenbauer“ erregte geradezu Aufsehen.

Die New-Yorker Staats-Zeitung sprach mir, dem Darsteller des Köpffe und so vieler, vieler Typen dieses Genres aus voller Seele:

„Es wäre zu wünschen, daß Max Kreßer's „Millionenbauer“, welcher am vorigen Donnerstag im Amberg-Theater zum ersten Male und mit großem Erfolge aufgeführt wurde, Schule machte. Nicht, weil er als dramatisches Werk an und für sich etwa vollkommen ist,

— es läßt sich, trotzdem er von Anfang bis zu Ende unbedingt fesselnd und anregend wirkt, manches daran aussetzen — sondern weil er dem Volksstück die Wege weist, auf welchen die großen Erfolge desselben von ehemals zu erneuern sind. Das alte Volksstück, als dessen Typus, um nur ein Beispiel anzuführen, „Berlin, wie es weint und lacht,“ gelten kann, hat, als seine rührselige Sentimentalität von der großen Mehrheit des Publikums nicht mehr geglaubt wurde, dem öden Blödsinn der modernen Posse — Ausnahmen gehören zu den Seltenheiten — Platz machen müssen, aber ersetzt worden ist dasselbe doch keineswegs dadurch. Denn so gern die meisten Theaterbesucher lachen und so wenig sie im Allgemeinen geneigt sind, kritische Betrachtungen darüber anzustellen, lieber ist es ihnen doch, wenn sie statt der allbekannten Schablonenfiguren der Posse, Menschen auf der Bühne vor sich sehen, und wenn sich das Lachenswerthe aus den Charakteren ergibt und nicht nur aus einer mit Gewalt herbeigezogenen Situationskomik und alten Jahrgängen der „Fliegenden Blätter.“ Und in Max Kreker's „Millionenbauer“ sehen wir den ersten gelungenen Versuch, eine Aenderung nach dieser Seite hin herbeizuführen. Er steuert mit vollen Segeln den neuen Kurs der Modernen, welcher dazu bestimmt erscheint, nach der nöthigen Klärung und der Beseitigung häßlicher Auswüchse, einen künstlerisch verschönten Realismus an die Stelle der Romantik und der Salonlitteratur treten zu lassen. Sein „Millionenbauer“ ist ein im Großen

und Ganzen gelungener Versuch, ein Bühnenwerk nach dem Schema der alten Volksstücke, aber in naturalistischem Sinne zu schaffen. Die Handlung ist mit kunstloser Einfachheit aufgebaut und wechselt zwischen ergreifenden Szenen und derbkomischen Auftritten, aber sie schildert, mit einem, die wünschenswerthen Grenzen — bei einem Volksstück doppelt wünschenswert — nirgends überschreitenden Naturalismus, Szenen wirklichen Lebens. Die Personen, welche Kreker auftreten läßt, sind mit Liebe und Sorgfalt nach der Natur gezeichnet. Und der Autor erweist sich als guter Portraitmaler — wenigstens haben ihm die dafür maßgebenden Kreise, die Schöneberger selber, dieses Zeugniß ausgestellt. Als das Stück zum ersten Male im Thomas-Theater aufgeführt wurde, waren sie alle da, die Schöneberger Millionenbauern, schauten sich die Hauptperson, den von Thomas so meisterhaft dargestellten Köpffe, aufmerksam an und stießen sich dann gegenseitig in die Rippen: „Det bist Du!“ Jeder erkannte den Anderen als Original der Figur, keiner sich selbst, fürwahr ein unwiderleglicher Beweis dafür, daß Kreker den Typus aufs treueste porträtirt und daß Thomas denselben ebenso treu verkörpert hatte. In der That kann sich Kreker glücklich schätzen, einen Interpreten wie Thomas für die Hauptrolle seines Bühnenwerkes gewonnen zu haben, erst die meisterhafte Darstellung war es, welche dem „Millionenbauer“ auch hier in der Ambergtheater-Première den Erfolg sicherte. Thomas zeigt sich in dieser Rolle als ein

wahrhaft großer Menschendarsteller; sein „Stöppfe“ ist ein aufs sorgsamste ausgearbeitetes, in jedem Zuge vollendetes Charakterbild. Der Millionär, dem der unverfälschte Bauer noch in allen Knochen steckt, tritt vor uns, wie er leibt und lebt: in der Sprechweise, in den Manieren — man muß sehen, wie er z. B. im ersten Akte seinen Gänsebraten nicht isst, sondern frisst, wie er die Cigarre halb raucht, halb kaut, wie er die Pelzmütze im Salon seines Schwiegersohnes, statt sie aus der Hand zu legen, in die Tasche seines Ueberrockes steckt und was dergleichen mehr dem Leben entnommene kleine Nuancen sind. Und er findet für jedes Wort den rechten Ton; er begleitet und ergänzt die Rede mit der ihm eigenen unübertrefflich ausdrucksvollen Mimik, so daß dieser „Stöppfe“ in prächtiger Natürlichkeit vor uns steht, ein von Kopf bis zu Fuß echter Vertreter jener Menschensorte, die speziell in den Weltstädten gedeiht und auch in New-York vorkommt. Emil Thomas hat als Charakterdarsteller schon viel ausgezeichnetes geleistet — mit diesem „Millionenbauer“ aber hat er sich selbst übertroffen.“

Der volle Erfolg des „Millionenbauer“ bedingte in diesem Genre mein Gastspiel fortzusetzen. Die lange nicht gegebene Posse „Unruhige Zeiten“ von Emil Bohl hatte zwar einen großen Lacherfolg, war aber nicht geeignet, sich längere Zeit auf dem Repertoire zu behaupten. Ich griff nun zu einer Rolle, in der ich in Berlin, Hamburg und Wien, besonders in letzterer Stadt große Triumphe ausgespielt hatte. Es war L'Arronge's „Kompagnon.“

Das dicht besetzte Haus war hoch erfreut über diese meine Wahl und zeichnete mich auf das freudigste nach meinem Auftritte aus. Nach dem dritten Akt, jener bekannten Scene, in welcher der alte Vosz allein in dem, von seinen Kindern verlassenen Zimmer auf einer Kiste sitzt, mit seinem eigenen Porträt monologisirt und sich des Undankes seiner Kinder bewußt ist, nach dieser Scene wollten der Beifall und die Hervorrufe schier kein Ende nehmen. „Der Compagnon“ wurde ein Stassenstück, und als Zeichen für den Erfolg des Abends lasse ich die Kritik aus dem amerikanischen New-Yorker „Gerald“ folgen:

„Herr Emil Thomas amuses a Large Audience at the Amberg Theatre in L'Arronge's Comedy „Der Compagnon.“

„Der Compagnon“ (The Partner). L'Arronge's comedy, afforded Herr Thomas an opportunity for his amusing picture of a father who cannot understand that his son — in — law has any rights which he is bound to respect. The comedy is an old one, in which Herr Thomas has been seen here before, but its humor is still fresh when such an actor as he plays the chief part, and a crowded house enjoyed every moment of it.“

„Noch nie dagewesen“, so rief man mir an meinem Stammtisch entgegen. Der New-Yorker „Gerald“ hat sich noch nie mit einem deutschen Schauspieler so viel und eingehend beschäftigt.

„Emil, Du kannst stolz sein,“ rief Konstantin von

Grimm, der Zeichner des New-Yorker „Gerald“ und Freund des Herausgebers Georg Bennet, „das ist ein Gedenkblatt in der deutschen Theatergeschichte.“

Die New-Yorker Staatszeitung berichtet:

„Der freud- und leidvollen Familiengeschichte, welche Adolf L'Arronge in seinem vieraktigen Lustspiele „Der Compagnon“ in seiner breiten, behaglichen Manier erzählt, folgte gestern Abend ein zahlreiches Publikum mit allen Zeichen des Wohlgefallens. Den belebenden Mittelpunkt der Vorstellung, deren Tempo nur ein etwas eintöniges und mattes war, bildete der „Fabrikant Boß“ des ausgezeichneten Emil Thomas. Wie drollig ist er in seiner übertriebenen Zärtlichkeit zur Tochter, in seinem Aerger über den Schwiegersohn, der im Herzen des Kindes, wie im Geschäft Recht gegen ihn behält, und wie weiß er die Wandlung in dem Innern des krenzbraven Mannes rührend und überzeugend zu verdolmetschen. Emil Thomas in dem ausgeräumten Zimmer auf der Kiste, seinen Aerger an dem eigenen, ihn vergnügt anlächelnden Porträt auslassend, und dann von den, ihm ins Herz dringenden Worten der einfachen Obstfrau befehrt — das ist ein Bild, das lange in der Erinnerung der Zuschauer haften, da findet der prächtige Künstler so manchen Ton, der nicht sobald im Gedächtniß der Hörer verhallen wird. Wie fein „Millionenbauer“ eine Charakterschöpfung ersten Ranges.“

Die leidige Kontraktbruch-Affaire, die noch immer nicht zwischen mir und der Direktion Welb und Wachner

ausgetragen war, sollte endlich zum Abschluß gelangen. Obwohl sich die Direktion Amberg verpflichtet hatte, die Sache für mich ins Reine zu bringen, war sie bei der Leichtlebigkeit Ambergs ganz außer Acht gelassen.

Von Welb und Wachner bedrängt, ließ er den vor fünf Jahren angestregten Prozeß, von dem bereits ein Urtheil ergangen, noch einmal aufnehmen, also eine Revision eintreten. Dieselbe wurde vom Gericht für statthaft erklärt, und so wanderten wir beide, Amberg und ich, in den Gerichtssaal nach Hofen, um dort unsern Advokaten Maagen in dieser Angelegenheit plaidiren zu hören.

Für mich war eine derartige Gerichtsitzung ein novum.

Man betritt einen geräumigen Saal. Auf einem erhöhten Podium sitzt hinter dem grünen Tisch der Richter auf einen Schaukelstuhl, vor ihm stehen die beiden pro et contra plaidirenden Advokaten, und eine Reihe Bänke für die Betheiligten resp. Zuschauer beschließen den Raum.

Ich saß neben Amberg, mein Ohr spitzend, da ich, der englischen Sprache nur wenig mächtig, selbstredend gar nichts von dem Vortrag des Advokaten verstand. Diese beiden Herren gerieten mehrmals heftig aneinander; der Richter schaukelte sich mit amerikanischem Selbstgefühl und der kaltblütigsten Ruhe hin und her, und kam es mir vor, als ob er der Sache ganz fern stehe und gar nicht dem Plaidoyer folgte. Bald nahm er einen Aktenstoß, bald las er die Zeitung, kurz, er beschäftigte sich

dem Anschein nach mehr mit allem andern, als mit meiner Angelegenheit.

Nachdem das Wortgefecht der beiden Advokaten vorüber, ergriff der Richter das Wort. Atemlos lauschte Amberg neben mir diesen Auslassungen. Bald stieß er mich in die Hüfte und raunte mir zu „wir gewinnen“, bald sprang er wie besessen auf und flüsterte „das wäre niederträchtig“.

Ich verstand von alledem kein Wort, bis endlich Amberg mich am Arm zerrte und sagte: „Komm, komm, wir haben verloren.“

Eiligst verließen wir das Gerichtszimmer, während der Richter noch lange nicht seine Rede beendet hatte. Unten vor der Thür angekommen, rief Amberg mir zu: „So schnell wie möglich nach New-York. Hat der Richter ausgesprochen, so hat der Anwalt von Wachsner sofort das Recht, Dich hier in Hoboken zu verhaften.“ Und so ging es denn in wilder Flucht auf die Christofer Ferry, die wir gerade erreichten, als das letzte Abfahrtszeichen gegeben wurde. Wir bestiegen die Ferry und dampften nach New-York. Hier konnte, wie oben bemerkt, Wachsner uns nichts anhaben. Hätte er in New-York gegen mich vorgehen wollen, so mußte er von neuem den Alageweg beschreiten.

Verurtheilt war ich, nun bestand ich bei Amberg darauf, dem mir befreundeten Direktor Wachsner die Hand zu bieten.

Triumphirend über seinen gewonnenen Prozeß trat

Wachsner zu mir im Hotel Belvedere heran, als ich gerade mit Amberg über diese Angelegenheit sprach. Wir wurden handelseinig, daß ich bei freier Fahrt hin und zurück I. Klasse Pullmann Car freier Verpflegung in einem von mir zu bezeichnenden Hotel und 100 Dollar Honorar pro Abend 3 Mal in Milwaukee und 3 Mal in Chicago innerhalb von 9 Tagen spielen sollte.

Höchst zufrieden reiste Wachsner ab und mir war gleichfalls vergönnt, eine Ehrenschuld gegen einen mir sehr lieb gewordenen Freund abtragen zu können.

Meine Gastspiele hatten schon eine Verlängerung weit über die kontraktlich festgesetzte Zeit erfahren. Die Einnahmen blieben auf der Höhe, und um dem von der Konkurrenz-Direktion Gebr. Rosenfeld glänzend inscenirten Gastspiel von Adele Sandrock aus Wien ein paroli zu bieten, studierten wir mit glänzender Ausstattung die vieraktige Maunstädt'sche Posse die „Himmelsleiter“ ein.

Diese erste Aufführung gestaltete sich mit zu der großartigsten meines Gastspieles, während Adele Sandrock in dem vis-à-vis dem Amberg-Theater gelegenen Theater Academy of music das Unglück hatte, durch die überaus ungeschickte Reklame:

„Adele Sandrock is the first actrice of the world“ keine Kassenerfolge zu erzielen vermochte.

Waren es die großen Voraussetzungen auf diese Anzeigen, waren es die Stücke, in denen sie auftrat, kurz, Adele Sandrock, die gefeierte Tragödin Wiens reiste,

Kummer im Herzen und enttäuscht, nach einem kurzen Gastspiel nach Europa zurück.

Das Amberg-Theater sah mit der „Simmelsleiter“ frohe und vergnügte Tage.

Durch den Erfolg dieses Genres angeregt, machte mir Amberg im Namen der Direktion Raven und Mansfeld den Vorschlag, im Herbst mit einem vollständigen Ensemble nach New-York zurückzukehren. Das Engagement sollte 5 Monate in sich schließen. 2 Monate (60 Vorstellungen) sollten für New-York bleiben und die übrige Zeit durch die Staaten gereist werden.

Ich kabelte dies Anerbieten sofort nach Berlin an meine Frau, um die Stimmung meines Personals für dieses überseeische Unternehmen zu erlauschen.

Freudigen Herzens stimmten alle mit einigen Ausnahmen ein, und auf diese Kunde hin schloß ich mit der Direktion Raven und Mansfeld diesen für mich späterhin so verhängnißvoll gewordenen Vertrag.

Die Summe von 200 Dollar, die ich jeden Abend allein bezog, als Gast des Deutschen Theaters in New-York mit Wohnung und freier Verpflegung in dem bestrenommiertesten Hotel, mit freier Hin- und Zurückfahrt I. Klasse für 2 Personen, wurde nun für mich und ein Ensemble von 21 Personen nur um 50 Dollar pro Abend erhöht, also 250 Dollar für 22 Personen.

Ich hatte durch die Erfahrung, die mir mein Unternehmen in Berlin gebracht, schließlich die Gewähr, bei obigem Vertrag mindestens 200 M. pro Abend für mich in

Anspruch nehmen zu können, die absolut nicht in meinem Theater zu verdienen waren.

Mein Haus in Berlin wollte ich verpachten, was mir nicht schwer erschien, um damit durch die amerikanische Tournee das bereits sehr hoch angelaufene Defizit in einigem gedeckt zu wissen.

Um nun würdig und dem Urteil des Publikums und der Presse gemäß über mein Können, mein so epochemachendes Gastspiel zu schließen, wählte ich für den letzten Abend Töpfer's Lustspiel „Rosenmüller und Fiske.“

Der Großkaufmann Bloom, - eine meiner liebsten Rollen, hatte bei dem vollzähligen Publikum, das sich an diesem meinem Benefizabend eingefunden hatte, außerordentlichen Beifall.

Die New-Yorker Zeitung berichtete darüber, wie folgt:

„Emil Thomas hat sich gestern Abend vom New-Yorker Publikum, welches den trefflichen Künstler in fröhlichster Erinnerung behalten wird, verabschiedet. Herr Thomas, welcher sich zunächst nach Milwaukee und Chicago begibt und Anfang Mai nach Deutschland zurückkehrt, war an diesem letzten Abend seines mehrmonatlichen, von Anfang bis zu Ende glänzend erfolgreichen Gastspiels, der Gegenstand herzlicher Ovationen. Er wurde — der Künstler spielte den Großkaufmann Timotheus Bloom in der alten Töpfer'schen Komödie „Rosenmüller und Fiske,“ einst eine Paraderolle weiland

Meister Dörings — beim ersten Auftreten mit langanhaltendem Beifall begrüßt, nach jedem Akte mehrere Male stürmisch hervorgerufen, und am Schlusse der Vorstellung beruhigten sich die enthusiastisierten Thomas-Verehrer nicht eher, bis Emil Thomas in langer, theils ernster, theils humoristischer Rede ihnen, der Presse und der Direktion Dank für die Aufnahme und Würdigung seiner heiteren Leistungen gesagt hatte. Natürlich sprach der Scheidende die Hoffnung auf Wiederkommen aus und ebenso natürlich wurde diese Zukunftsmusik mit lautem Jubel begrüßt. Auch viele schöne Blumen und andere Geschenke wurden dem Künstler überreicht. Dies der äußere Verlauf des Abends, welcher das Gastspiel des Herrn Thomas in würdiger Weise zum Abschluß gebracht hat. Der Künstler, welchem die New-Yorker Theaterfreunde so viele heitere Stunden verdanken, hat gestern, als ob er dem hiesigen Publikum den Abschied recht schwer machen wollte, noch einmal eine hochergößliche Leistung, welche seinem „Millionenbauer“ und „Fabrikanten Boß“ fast ebenbürtig ist, geboten. Die Gemüthlichkeit des Töpfer'schen Großkaufmanns, welcher auf dem Grunde seiner Seele ein harter, eigensinniger Geldproß ist, weiß der Künstler mit einer so kräftigen Dosis gesunder Komik zu durchsetzen, dem groben Alten bei allem Ausbrausen und Poltern einen so scharf hervortretenden Zug wahrer Herzengüte zu geben, daß die Gestalt in seiner Wiedergabe einen trotz aller Eigenart überaus sympathischen und lebenswürdigen Eindruck macht.

An diesem Abend ereignete sich während des zweiten Aktes noch ein Vorfall, der, als er mir zu Ohren kam, mein Blut erstarren machte. Es wurde ein Thürsteher durch den Pianisten Friedheim im wahren Sinne des Wortes erschlagen.

Ueber diese Tragödie im Amberg-Theater lasse ich folgenden Bericht folgen:

„Im Amberg-Theater, das gelegentlich der Abschiedsvorstellung des Komikers Emil Thomas dicht gefüllt war, spielte sich gestern Abend zwischen dem Pianisten Arthur Friedheim und dem Billetabnehmer Carl Battenhausen ein bedauerlicher Vorfall ab, und zwar war das Rencontre von so tragischen Folgen, daß der Musiker sich heute wegen Todtschlages verantworten muß, während die Freunde Battenhausen's die Vorbereitungen für dessen Begräbniß treffen.

Nachstehend die Einzelheiten des Vorkommnisses: Die Posse „Rosenmüller und Finken“, welche Herr Thomas zu seinem letzten Auftreten gewählt hatte, war bis zur Hälfte des zweiten Aktes vorgeschritten, als Herr Friedheim, angeblich in stark angeheitertem Zustande, am Haupteingang zum Theater erschien und von Battenhausen, der dort Dienst hatte, Einlaß begehrte. Battenhausen, ein ruhiger, gelassener Mann, der schon unter Neuen dorff im Germania-Theater und seither im Amberg-Theater als Billetabnehmer fungirte, bedeutete dem Pianisten, daß er sich an die Kasse wenden müsse. Herr Friedheim aber bestand darauf, daß ihm das Privi-

legium des Eintrittes auch ohne Billet zu gestatten sei, und dann kam es zu einem heftigen Wortwechsel und schließlich zu Schlägen zwischen den Beiden.

„Wie kommen Sie dazu, mir zu sagen, daß ich mich zum Teufel scheeren soll!“ rief Friedheim in erregtem Ton und hieb darauf los, während Battenhausen es in Abrede stellte, überhaupt derartige Worte gebraucht zu haben, und sich darauf berief, daß er den Musiker einfach an die Kasse verwiesen. Genug, nachdem wenige Schläge auf beiden Seiten gefallen waren, wurden die Streitenden von dem Hülfskassierer George Herrnstadt getrennt und dieser besorgte dann auch für Battenhausen, der schon seit einiger Zeit herzkrank war und sichtlich durch den Austritt mit Friedheim gelitten hatte, einen Stuhl, sowie ein Glas Wasser. Dann eilte Herrnstadt in den Zuschauerraum, wo, wie er wußte, Dr. Denhard aus Nr. 90 Madison Ave. zu finden war. Der Doktor stellte nun eine Untersuchung des Patienten an, ermittelte sofort, daß es schlimm um diesen stand, und ordnete dann, nachdem er einige Medikamente verschrieben, die Ueberführung des Mannes nach dessen Wohnung in Nr. 40 Ost 11. Straße an. Man ließ dann aus dem nahegelegenen Reihstall an der 15. Straße eine Kutsche kommen, in welcher Battenhausen, Herrnstadt und der Sivanweiser Heinrich Werding Platz nahmen, um langsam nach der Wohnung des Ersteren zu fahren.

Unterwegs schon schien es Herrnstadt, daß der

Zustand des Patienten ein höchst bedenklicher sei, denn er stöhnte und war nicht im Stande, auf die Fragen seiner Begleiter Antwort zu geben. Wie groß aber war der Schreck der Letzteren, als sie bei dem genannten Hause endlich anlangten und dann die Entdeckung machten, daß Battenhausen unterwegs seinen letzten Atemzug gethan hatte.

Die verwittwete Schwägerin des Verstorbenen, bei welcher dieser in letzter Zeit gewohnt hatte, wurde nun herausgeklingelt und die Leiche mittels Hilfe einiger Nachbarn ins Haus gebracht. Inzwischen war auch der in dem Revier dienstthuende Polizist zur Stelle, und hatte Herrstadt und Werding nach dem Stationshause an der 5. Straße und 1. Ave. geführt, wo sie, nachdem sie über den Thatbestand ausgesagt, wieder ihres Weges ziehen konnten. Inzwischen war Herr Friedheim, der sich nach seinem Zusammenstoß mit Battenhausen noch in der Lotty aufgehhalten, mit dem Polizisten Ward, der ihn zu beruhigen versuchte, aneinander gerathen. Als er schließlich kein Einsehen haben wollte, sah der Blaurock sich genöthigt, ihn zu verhaften und nach dem Stationshause an Ost 22. Straße zu bringen. Dort war mittlerweile die Nachricht von dem Ableben Battenhausen's eingetroffen, und nun wurde, während der Arrestant ins Gefängnis abgeführt wurde, die auf einfachen Angriff lautende Anklage in eine auf Todtschlag umgewandelt. Direktor Amberg machte sich sofort an die Arbeit, um für Herrn Friedheim, der bekannlich in der musikalischen

Welt eine Rolle spielt und noch für das am nächsten Sonntag angelegte Seidlkonzert engagiert war, Bürgerschaft zu erlangen, doch befand sich Herr Friedheim, wenn die etwa erlangte Bürgerschaft überhaupt angenommen worden ist, heute früh noch hinter Schloß und Riegel.

Battenhausen, welcher ledig war und im Alter von 47 Jahren stand, erfreute sich großer Beliebtheit bei den Theaterangestellten sowohl wie beim Publikum.“

Amberg, der mir diesen Vorfall erst nach Schluß des Stückes mitgetheilt, hatte recht daran gethan, denn eine derartige Katastrophe, wäre sie uns, den Mitgliedern und dem Publikum unterbreitet worden, hätte die Vorstellung nicht schaffensfreudig austönen lassen.

Wie ich später erfuhr, hat man den p. p. Friedheim nicht weiter verfolgt, da der Coroner (Leichenbeschauer) erklärte, daß der Verstorbene an Herz-Affektionen gelitten hat und infolge dessen einem Herzschlage erlegen sei — auch ein Standpunkt!

Ich reiste wohlgenut nun nach Chicago. Auf dem Bahnhof von Wachsner empfangen, und ins Shermanhouse, eines der vortrefflichsten Etablissements geleitet, sah ich eine der originellsten Städte Amerikas. Es wurde damals tapfer an der Weltausstellung gearbeitet und bei Besichtigung dieser Terrains mußte sich jeder schon jetzt klar sein, daß diese Ausstellung vielleicht die großartigste, in jeder Beziehung erinnerungsreichste sein würde, die je dagewesen.

Chicago ist, um amerikanisch zu reden, die wildeste

Stadt der Vereinigten Staaten. Einestheils herrlich gebaut, hat sie sogar nach Hamburger Manier ein Villenviertel, daneben liegt der schmutzigste Teil des Nigger-Viertels, dann wieder das auch nicht ganz saubere Judenviertel. In der Mitte der Stadt ist die größte Verbindungsstraße zwischen Nord und Süd, die State-street. In ihr erheben sich die bis zu 18 und 22 Stock hohen Geschäftshäuser, worunter besonders Columbian-Hall sich auszeichnet. In diesem Haus, das nur zu Offices eingerichtet ist, haufen 72 Advokaten und 68 Aerzte; ja manche Office ist von 3 Aerzten gemiethet. Der erste beginnt um 8 Uhr seine Sprechstunden und hört um 11 Uhr auf, dann kommt der zweite bis 3, und der dritte von 3—6 Uhr. Kein Konkurrenzneid existiert. Es versteht sich von selbst, daß jeder in seiner Praxis für sich lebt.

Das sehnsüchtig erwartete Heim deutscher Kunst, das Schiller-Theater in der Randolphstreet, welches der Direktion Wachsnier übergeben werden sollte, war noch im Bau begriffen. Man spielte von Milwaukee aus nur Sonntags in Chicago. Der Staat Illinois ist kein Temperenz-Staat wie New-York oder Maryland, in welchem Sonntags keine Vorstellungen stattfinden dürfen, im Gegentheil in Chicago sind Sonntags sämtliche Theater geöffnet.

Für mich und meine Gastspiel-Vorstellungen in Chicago war das Mickwigger-Theater gepachtet. Ich spielte den Hasemann in „Hasemanns Töchter“ und erzielte damit großen Erfolg.

Die Chicagoer Zeitung berichtete:

„Die Herren Welb und Wachsner können auf den Erfolg des gestrigen Gastspiels des Herrn Emil Thomas stolz sein; ein derartiger Erfolg war in dieser Saison noch nicht erzielt. Das Haus war gut besucht und die Erwartungen der Zuhörer gingen nicht nur voll und ganz in Erfüllung, sondern wurden noch bedeutend übertroffen. Herr Thomas ist ein Künstler ersten Ranges, sein Ruf hat nicht zu viel versprochen. Er lebt in seiner Rolle. Das war nicht Herr Thomas, das war der Handlungsgärtner Hajemann in eigener Person, welcher gestern vor uns stand. Herr Thomas wußte mit so viel Natürlichkeit den Biedermann mit seinem warmen Herzen und trockenem Humor wiederzugeben, daß die Zuhörer vergaßen, daß sie sich im Theater befanden. Einen größeren Erfolg kann kein Künstler erzielen, denn die Wiedergabe der echten Natur ist doch die Vollendung der Kunst. Das Publikum brachte Herrn Thomas seine volle Anerkennung auch in so reichem Maße dar, daß ein Jeder merken mußte, wie das Publikum empfand, welche hohen Genuß der Künstler ihm durch seine hervorragende Leistung bereitet hatte.

Herr Thomas stand aber nicht allein da, die Leistungen der anderen Künstler stellten sich ihm würdig zur Seite. Die Vorstellung war in jeder Art formvollendet, war vielleicht die beste, welche in dieser Saison in Chicago gegeben wurde. Auf das Stück selbst wollen wir nicht näher eingehen, es ist unsern Lesern ein zu guter Bekannter, als daß wir seine Vorzüge noch zu

nennen brauchten.“ Am andern Tage ging es nach Milwaukee, um dort die drei Vorstellungen zu absolviren.

Wie man mich hier empfangen und begeistert von Seiten der Journale einführt, beweist folgendes:

Der „Milwaukee-Seebote“ schreibt:

„Herr Emil Thomas, der Direktor des Berliner Thomas-Theater, befindet sich seit gestern in unserer Stadt, um ein Gastspiel, das auf drei Abende berechnet ist, zu absolviren. In Begleitung der Herren Wachsner und Welb, der Direktoren des hiesigen Stadttheaters, die dem Gast bis Chicago entgegengefahren waren, langte Herr Thomas um 4 Uhr Nachmittags hier an und nahm im Babst-Hotel Absteigequartier, wo ihm der Parlor E zur Verfügung gestellt wurde. Eine Stunde nach seiner Ankunft befand sich Herr Thomas bereits im Stadttheater, um der Probe von „Hajemanns Töchter“ beizuwohnen. Hier war es, wo ihn ein Berichterstatter des „Seebote“ traf, der ausgezogen war, um ein Interview zu erpressen. Ein verschmitztes Lächeln huschte über das Gesicht des berühmten Komikers, als ihm der Zeitungsmensch vorgestellt wurde. Ohne erst eine Frage abzuwarten, jagte Herr Thomas: „Meine Reise war in jeder Beziehung eine angenehme. Die prachtvollen Schlafwaggons lassen einen die Beschwerden der Reise gar nicht fühlen, und ich glaube, ich könnte zwei Jahre in solchen Waggons wohnen, ohne derselben überdrüssig zu werden.“

Deutschland hat im Vergleich zu Amerika nur ganz primitive Eisenbahn-Einrichtungen, und sollte unsere Staats-Verwaltung, die sich ja die Bahnen aneignet, sich einmal ein Beispiel nehmen, wie man das reisende Publikum zu behandeln hat. Apropos — gelungen war die Art und Weise, in der ich mich mit dem Neger, der in dem Schlafwagen, den ich benutzte, aufwartete, verständigen mußte. Er war des Deutschen, ich des Englischen nicht mächtig, und ich versuchte lange ihm meine Wünsche durch ein schreckliches Stauderwelsch verständlich zu machen, aber aller Liebe Mühe war umsonst. Schließlich verfiel ich auf ein probates Mittel; ich bediente mich der Taubstummensprache, die bekanntlich in Zeichen besteht; er verstand mich, und von Stund an wurden alle meine Wünsche erfüllt.“

Hier machte Herr Thomas eine Pause, und der Berichterstatter war eben im Begriff, die Frage zu stellen, welchen Ansichten man in Deutschland bezüglich der deutschen Kunst in Amerika huldigt, doch Herr Thomas mußte die Frage geahnt haben, denn ohne dieselbe abzuwarten, sagte er: „Das Milwaukeeer Theater erinnerte mich an das Bremer Theater. Das Theater in Bremen, müssen Sie nämlich wissen, wird subventionirt und steht in Folge dessen auf einer durchaus gesunden Basis, ebenso wie das Theater in Milwaukee. Nicht so, Wachsnier?“ fragte Herr Thomas malitiös lächelnd. „Bis auf die Subvention!“ antwortete Herr Wachsnier kühl.

Dieses Intermezzo benutzte der Reporter, der doch

wenigstens eine Frage stellen wollte, um sich über den Eindruck, den Land und Leute auf Herrn Thomas gemacht, zu erkundigen: — leider vergebliche Mühe, denn kaum waren dem Fragesteller die Worte entschlüpft: „Wie gefällt —,“ da antwortete der schlau lächelnde Stomiker: „Das Land ist wunderbar, großartig, Ich beße in Baiern ein Gut, zwar kein großes Rittergut, aber doch ein kleines Gütchen und natürlicherweise interessire ich mich für Landwirthschaft. Ich habe mich überall nach der Beschaffenheit des Bodens erkundigt und gefunden, daß die Bodenbeschaffenheit hier zu Lande für den landwirthschaftlichen Betrieb sehr günstig ist. Was Wunder, daß der Farmer den deutschen Bauern weit überflügelt.“

Bis hierher war das interessante „Interview“ gediene, als die Glocke des Regisseurs den Gast aufmerksam machte, daß er an der Reihe sei, und mit einem Händedruck verabschiedete sich Herr Thomas.“

Der Hasemann in „Hasemanns Töchter“ that seine volle Schuldigkeit. Ihm folgte der Striese im „Raub der Sabinerinnen“ und darauf „Der Registrator auf Reisen“. Mit beiden Rollen eroberte ich mir im Sturm die Gunst des Publikums und der Presse.

Folgendermaßen äußerten sich die Journale:

„Auch hier in Milwaukee eroberte sich Emil Thomas gestern durch seine Darstellung des „Hasemann“ in dem reizenden Volksstück „Hasemann's Töchter“ von L'Arrouge die Herzen der Anwesenden im Sturme. Sein auf nichts weniger als Effecthajcherei berechnetes einfaches Spiel

wirkt aber entzückend. Die Besetzung war im Allgemeinen dieselbe wie in Chicago, und alle Mitwirkenden erfüllten ihre Pflicht.

Zweite Vorstellung des Gastspiels von Emil Thomas.

Der tolle, auf dem „schönen“ Gedanken des gegenseitigen Belügens aufgebaute, aber doch recht lustige Schönthan'sche Schwank „Der Raub der Sabinerinnen“ hielt die gestern sehr zahlreich versammelten Besucher des Stadttheaters um so mehr in fideler Stimmung, als der geehrte Gast, Herr Emil Thomas, die Rolle des Direktors Striese übernommen hatte. Dieser „Emanuel Striese“ war köstlich. Da konnte man lachen und lachen, lachen aus vollem Herzensgrunde. Ohne irgend eine unnöthige Uebertreibung ohne Effekthascherei gab Herr Thomas seine Rolle wieder, und doch wußte er durch einfach-natürliche Komik, durch ein treffliches Mienenspiel, gelungene „sächselnde“ Sprache und durch eigenartige, ergötzliche Gestalt volle Wirkung zu erzielen. Diese Art Komik muß siegreich sein, denn sie wird nie aufdringlich und beleidigend.“

Hier in Milwaukee lernte ich den Kap'tain Babst, den Förderer und Gönner des deutschen Theaters kennen. Er ist Besitzer der weitaus größten Brauereien, nach Millionen von Dollar zählender amerikanischer Bürger, besitzt eine reizende Frau, und Töchter, zwei Söhne und ein herrliches Heim, und wird dasselbe auch für mich in meinen Amerikafahrten unvergeßlich bleiben.

Mit dem „Registrator“ schloß ich in Milwaukee mein für alle Theile erfolgreiches Gastspiel — und die Presse widmete mir in folgendem Nachruf einen Denkstein für die Zukunft!

„Ein lustiger Abschluß! „Der Registrator auf Reisen“, eine Kompagnon-Arbeit der Herren L'Arronge und Moser, ist wenigstens eine derjenigen Possen, über die man recht herzlich lachen kann, ohne sich zu ärgern.

Doch ich will nicht in den Fehler verfallen, „über die Posse zu schimpfen,“ umsomehr nicht, da alle trüben Gedanken durch einen „Registrator“, wie denjenigen des Herrn Emil Thomas, einen „Caesar Wichtig“, wie den des Gastes, verscheucht werden müssen und auch verscheucht wurden. Dieser Caesar war „klassisch“, ja in seiner Art sogar klassischer — man verzeihe mir den Komperativ und die Komparation — als derjenige der Rosenfeld'schen Meininger. Das war wieder einmal ein herzerquickendes, leichtes, lebenswürdiges Spiel ohne Uebertreibung, zu der die Rolle Andere so leicht verleitet. Ja selbst der Herr Registrator mit dem Schwips war noch sehr manierlich, das bewies das herzliche Lachen der ziemlich zahlreich Anwesenden. Der Beifall nach dem Couplet „Das sollten wir mal in der Posse versuchen“, wollte kein Ende nehmen, aber Herr Thomas ließ sich nur herbei, einen weiteren Vers zu geben, obgleich er sicherlich noch ein Duzend auf Lager hatte, da sich das Begonnene ja beinahe in's Unendliche fortsetzen ließ. Nun, der Gast hat ja sonst zu einem fröh-

lichen Abschluß der Saison beigetragen, und Jedermann ist ihm sicherlich auch dankbar. Möge er recht bald wiederkommen, umjomehr, da ja auch die Frau Direktor zu Hause in Berlin selbst in der Abwesenheit des gestrengen Herrn Direktors Triumphe zu feiern weiß. Was ich doch in dem erst gestern hier eingetroffenen „Börsen-Courier“ die folgende Notiz: Die „Drei Paar Schuhe“ von Carl Görlich haben im „Thomas-Theater“ wieder die fröhlichste Wirkung ausgeübt. Neben Frau Direktor Thomas-Damhofer in der trefflich durchgeführten Hauptrolle, erntete namentlich Herr Kaiser mit seinem quecksilberigen Nachtfalter den Beifall des vollen Hauses. Bei diesem erneuten Erfolg wird die unverwüßliche Posse nach Beendigung des v. d. Osten'schen Gastspiels im Repertoire des „Thomas-Theater“ bleiben.“

Nun ging's zurück nach Chicago, um die letzten der Straf-Gastspiel-Abende zu absolviren.

Ich spielte den Striese im „Raub der Sabinerinnen.“ Ein ausverkauftes Haus empfing mich mit tosendem Jubel, und auch die Chicagoer „Presse“ rief mir in Nachfolgendem ein fröhliches Wiedersehen zu!

„Mit der Aufführung von Paul von Schönthan's bekanntem Schwank „Der Raub der Sabinerinnen“ hat gestern Abend die Saison unseres Deutschen Theaters ihren Abschluß gefunden. Die Vorstellung gestaltete sich, wie es zu erwarten war, zu einem gewaltigen Nach-erfolge, lag doch die Hauptrolle, die des Theaterdirektors

Emanuel Striese, in den Händen des Charakter-Komikers Herrn Emil Thomas, welcher, nachdem er vor einer Woche dem Chicagoer Theater-Publikum als „Gärtner Hasemann“ den Beweis geliefert hatte, daß er einer der besten Vertreter seines Faches ist, welchen die deutsche Bühne zur Zeit aufzuweisen hat, gestern Abend eine neue köstliche Probe seiner Kunst ablegte. Das Zusammenspiel war im Ganzen genommen ein recht flottes, wie es das Stück verlangt, dann und wann schien es freilich, als ob das Interesse an den tollen Vorgängen erlahmen wollte, sobald aber Herr Thomas wieder auf der Bühne erschien, folgte man denselben wieder mit dem größten Vergnügen, und eine Lachsalve folgte der andern.

Der Emanuel Striese des Herrn Thomas ist mit all' jenen mannigfaltigen Eigenschaften ausgestattet, welche den Schmierendirektor kennzeichnen. Man sieht es ihm an, daß er das Unglaublichste möglich macht, daß er bei der Inszenirung seiner Stücke, „vor nichts zurückschreckt!“ Sein sächsischer Dialekt war von großartiger Wirkung, und sein Mienenpiel war ein so köstliches, daß dieses allein genügt hätte, um das Publikum unausgesetzt im Lachen zu erhalten. Bei der Schlußszene im dritten Akt (wo der Herr Theaterdirektor im Römerkostüm erscheint) war es, als ob der Beifall gar kein Ende nehmen wollte, die Sammergestalt mit den schiefen Beinen als stolzer Römer war gar zu komisch.

Die Chicagoer werden Herrn Thomas noch lange

im Gedächtniß behalten, und sollte er je wieder hierher zurückkehren, so darf er auf eine begeisterte Aufnahme rechnen.“

Auf Amberg's Wunsch, trotz einer schon dagewesenen Abschiedsvorstellung, mußte ich, nach New-York zurückgekehrt, nochmals den unverwüßlichen „Registrator“ spielen, um mit dieser Vorstellung, bei einer Hitze von einigen dreißig Grad, es war der dritte Mai, thatsächlich die New-Yorker Saison zu beschließen.

Wachsner und der bei ihm gastirende Charakterspieler Löwenfeld hatten mich nach New-York begleitet, da sie mit mir zugleich die Europa-Reise antraten. Beide waren höchlichst erstaunt, bei dieser siedenden Temperatur und dem weidlich abgespielten Stück ein total ausverkauftes Haus zu sehen.

Das Publikum entließ mich mit den schmeichelhaftesten Ehrenbezeugungen, und als ich beim Schluß der Vorstellung verrieth, daß ich im Herbst wiederzukommen gedachte, fiel der Vorhang unter begeisterten Hochs. Am 5. Mai fuhr ich auf dem stolzen Dampfer „Bismarck“ nach Europa. Während das Schiff sich in Bewegung setzte, brausten mir donnernd vom Ufer her aus allen Stehlen Abschiedsgrüße nach, und lange, lange sah ich das Wehen der Tücher, bis endlich der „Bismarck“ mich aus der Sehweite meiner Begleiter entführte.

Der stolzeste aller Dampfer, der „Fürst Bismarck“, brachte mich nach einer vom schönsten Wetter begleiteten Reise nach Cuxhaven.

Hier erwartete mich sehnsüchtig meine Frau, und nach Verabschiedung von einem der liebenswürdigsten aller Kapitäne, dem vornehmen Herrn Albers, fuhren wir mit dem bereit gehaltenen Extrazug nach Hamburg.

Während der dreistündigen Fahrt hatten wir, meine Frau und ich, gegenseitig so vielerlei auszutauschen, daß ich mir ein eigentliches Bild, wie es in meinem Theater in Berlin aussehen müsse, gar nicht machen konnte.

Nach Berlin konnte ich auf die Dauer nicht zurück. Ich hatte mit Hofrath Pollini schon vor Monaten einen Gastspielvertrag abgeschlossen, der mich für 15 Vorstellungen an das Hamburger und Altonaer Stadt-Theater fesselte. Am 14. Mai traf ich in Hamburg ein, und am 16. sollte mein Gastspiel beginnen.

Den Bitten meiner Frau, wenigstens auf einige Stunden nach Berlin zu kommen, gab ich nach, und so fuhr ich am 15. Morgens nach Berlin, um wenigstens einem Theil der Abendvorstellung beiwohnen zu können. Der Nachtzug mußte mich nach Hamburg wieder zurückbringen.

Als ich in Berlin ankam, ließ ich sofort meinen Sekretär zu mir entbieten, um den Rapport über die zwei letzten Monate entgegenzunehmen. Was mußte ich da hören?! Ein Defizit von über 40 000 Mark war während meiner Abwesenheit entstanden. Das Dreher'sche Gastspiel kostete allein über 12 000 Mark.

Das Interregnum bis zur Ankunft Brackl-Sebold

hatte man mit einem verfehlten Gastspiel des Helden-
darstellers Emil von der Osten ausgefüllt.

Die Brutto-Einnahmen gingen bis auf 280 Mark
50 Pfennig zurück. Nachdem dies 6malige Auftreten
nicht nur nichts eingebracht, sondern auch die Kasse
weidlich geschmälert, hatte meine Stellvertretung, wie
ich aus den Rapporten ersah, zu den ewig jungen und
zugkräftigen „Drei Paar Schuhe“ — in der Hauptrolle
mit meiner Frau — gegriffen, und siehe da, die Ein-
nahmen waren wieder über 1400 Mark. Der Schau-
spieler Grünfeld, der dieses Stück zu seinem Benefiz
ausersehen hatte, erzielte sogar ein ausverkauftes Haus.

Ein anderes Mitglied meines Theaters, Herr
Bruno Bollmann, der zu seinem Benefiz am 26. April
„Die schöne Helena“ und „Guten Morgen, Herr
Fischer“ gewählt hatte, sah ebenfalls ein ausverkauftes
Haus. Diese Lichtblicke waren ja herrlich, aber auf
die Dauer konnte man mit dem älteren Repertoire dieser
Gattung nicht nach Wunsch operiren.

Die ersten Vorstellungen der „Ulanen“ mit Frau
Sebold und Herrn Brafl ließen sich nicht schlecht an,
aber schon bei der 7., 8. sanken die Einnahmen bis auf
286 Mark 25 Pfennig. Davon erhielten Herr Brafl
und Frau Sebold 150 Mark Honorar.

Man denke, wie schnell bei einem Institut, welches
täglich 1000 Mark Unkosten hat, zu welchen noch obiges
Honorar kommt, ein so erdrückendes Defizit anwachsen
kann, wenn solche Einnahmen erzielt werden.

Am 15. Mai, gerade bei meiner Anwesenheit, sah ich eines dieser entsetzlich leeren Häuser. Ich wußte, was mir bevorstand.

Ich hatte die Verpflichtung, so schnell wie möglich als Gast Geld zu verdienen, um einigermaßen diese Kassenegbe zu tilgen.

Ich reiste nach Hamburg und hatte wenigstens gleich bei meinem ersten Auftreten am Altonaer Stadt-Theater als „Inspektor Bräsig“ die Genugthuung ein total ausverkauftes Haus zu erblicken, welches mich, seinen alten Bekannten und besonders verhätschelten Freund mit Beifallstürmen empfing.

Während dieses Gastspiels brachte ich neu „den Kunst-Bacillus“ und noch einige Einakter, wie „Eine rasche Hand“, nach dem Französischen von Girardin und „English spoken“ von St. George heraus, welche sämtlich außerordentlich gefielen.

Im Stadt-Theater in Hamburg spielte ich noch einige meiner Paraderollen, wie den Bloom in „Rosenmüller und Finke“, und so fuhr ich denn am 1. Juni mit einem Baarverdienst von 11000 Mark in der Tasche nach Berlin.

Wiederum war es meine Frau, welche mich vom Bahnhof in's Theater führte. Man hatte mir auf der Bühne eine Ueberraschung zgedacht. Das Personal war vollständig versammelt, die Damen in großer Toilette, die Herren im Frack, sämtlich mit Blumensträußen bewaffnet, so wurde ich, als das beinahe drei Monate

lang vermißte Oberhaupt mit vollem Tusch und einem lauten Hurrah auf der Bühne begrüßt.

Herr Guthery hielt mir als dienstthuender Regisseur eine Begrüßungsrede in recht bewegten Worten; er sagte u. a., daß der lang vermißte Chef nun endlich wieder in der Mitte seiner Getreuen eingetroffen, und die Arbeit nun wieder mit vereinten Kräften von statten gehen solle. Wenn auch in der letzten Zeit vielleicht das Glück, das bis dahin im Hause gewaltet, scheinbar gewichen sei, so glaube er in seinem und im Namen sämtlicher Mitglieder die Ueberzeugung aussprechen zu dürfen, daß mit meinem Erscheinen die helle Sonne am Firmament des Thomas Theaters wieder strahlen werde.

Herr Kaiser dankte in liebenswürdigen, wohl-gesetzten Worten meiner Frau, die während meiner Amerika-Fahrt die volle Sympathie und Liebe des ganzen Personals durch ihre gütige und kollegialische Führung des Theaters sich erworben habe.

Dieser herzliche Empfang, der mir bereitet wurde, hat mich tief bewegt, und ich gestehe, daß mir, der ich stets mehr Kollege als Direktor meinen Mitgliedern war, dieser Augenblick, bei dem noch zu erwartenden, drohenden Wolkenhimmel, der über dem Dache des Thomas-Theaters sich aufgethürmt hatte, große Freude bereitet hat.

Nach herzlichster Verabschiedung von meinem Personal, dem ich in einigen Worten meinen Dank für ihre vortreffliche Führung während meiner Abwesenheit dar-

gebracht hatte, begab ich mich in meine im ersten Stock des Theaters liegende Wohnung.

Welcher Kontrast sollte sich hier abspielen! Mit einem leichenbitterähnlichen Gesicht trat mein Sekretär an mich heran und raunte mir in die Ohren: „Herr Direktor, das Personal wartet noch unten, heute ist der erste!“ (Es war also Gagetag.)

„Ja,“ erwiderte ich ganz verblüfft, „haben Sie denn gar nichts eingenommen?“

„Keinen Pfennig,“ antwortete er.

Behmüthig griff ich in die Brusttasche, um die wohlverdienten 11 000 Mark herauszulangen, da fing plötzlich im Nebenzimmer das Orchester zu spielen an, um mir noch nachträglich ein Ständchen zu bringen. Meine Nerven drohten in diesem Augenblick absolut zu versagen. Ich bat meine Frau himmelhoch, doch dem Orchester einen Wink zu geben, sich zu entfernen, denn ich war außer stande, auch nur ein Wort der Befriedigung an meine Orchestermitglieder zu richten.

Wohlgezählte 10 000 Mark nahm mein Sekretär, und so stand ich in meiner Behausung, nach einer glanzvoll abgeschlossenen Gastspieltournée aus dem gepriesenen Dollarlande kommend, wie aus dem gesegneten Hamburg mit ca. 1000 Mark da.

Ich hatte durch die großen Verluste, die mir das Theater bereitet hatte, und um zugleich die rückständigen Hypothekenzinsen zu zahlen, ein verdientes Vermögen

von 64 000 Mark hergegeben, ein schönes Stück Geld! Und wofür? Für eine ideale Idee!

Die Pfingstfeiertage, auf die sonst ein Theater-Direktor rechnet, versagten ebenfalls; es war herrliches Wetter, und Berlin strömte nach allen Vergnügungsorten, nur nicht in die Theater.

Ich rüstete mich nun für das bevorstehende Gastspiel von Ilka Palman.

Ein zusammengezimmertes, aus allen möglichen Stücken herausgesuchtes Nachwerk, genannt „Heißes Blut“, von dem Wiener Schauspieler Lindau, hatte durch die Darstellung der Palman in Wien außerordentlichen Beifall gefunden, ja sogar große Klasse gemacht. Die Palman bestand darauf, in diesem Stück aufzutreten. Nach der Lektüre hatte ich nicht übel Lust, ihr gleich davon abzurathen. Indessen ihre eindringlich gehaltenen Briefe über ihre eminente Leistung und die Stimmen der gesammten Wiener Presse, die ihr das höchste Lob in dieser Partie gezollt hatten, legten mir Schweigen auf.

Um meine Gastin ihrem Rufe würdig einzuführen, hatte ich wochenlang in allen Journalen und an allen Säulen der Stadt von ihr plaudern lassen.

Der Tag ihrer Ankunft war herangekommen. Ich holte sie in einem mit Blumen ausgeschmückten offenen Wagen vom Bahnhof ab. Im Hotel de Rome, wo ich für sie Wohnung gemiethet, empfing sie eine lands-

männische Zigeunerkapelle; und ebenso war der Empfang auf der nun stattfindenden Probe im Theater.

Das Orchester blies einen Tusch, und mit donnerndem Hurrah auf die Palman setzte die Probe ein.

Am 10. Juni war die erste Aufführung. Es war dies auch mein erstes Auftreten nach einer fast dreimonatlichen Pause.

Ich wurde stürmisch begrüßt, und die mir zuertheilte Rolle war, ich sage es frei heraus, an diesem Abend wohl der einzig genießbare Moment.

Trotz aller ihrer Virtuosität konnte Ilka Palman nicht das Publikum für sich erwärmen, und so mußte ich zu meinem größten Bedauern beklagen, daß Publikum sowohl wie Presse höchlichst enttäuscht war.

Die Einnahmen hielten sich nicht auf der für meine Klasse vorteilhaften Höhe, denn da ich der Palman pro Abend 700 Mark zahlte, so waren Einnahmen von 1300 und 1400 Mark doch nicht nennenswerth.

Ich ersuchte die Palman um jeden Preis „Mitouche“ zu spielen. Diese Rolle war es ja, in der ich sie in Wien gesehen, und die mir trotz der vorhergegangenen Mitouche-Aufführungen im Wallner-Theater als das Beste erschienen war, was ich seit langer Zeit auf der Bühne gesehen. Es bedurfte einer großen Ueberredungsgabe, um die Palman dazu zu bewegen.

Am 21. Juni spielte sie die „Mitouche“. Es war ein voller und ganzer Erfolg.

Wie recht ich gehabt, die Palman für die „Mamsell Nitouche“ zu interessiren, bewiesen fast sämmtliche Kritiken.

„Hätte Frau Palman,“ so sagte die Freisinnige Zeitung, „mit dieser Rolle ihr Gastspiel im Thomas-Theater begonnen, so wäre ihre erste Aufnahme eine freundlichere gewesen. Am Mittwoch zeigte sie, daß sie doch eine echte Soubrette ist. Mit welcher Schelmerei weiß sie die losen Streiche der Klosterchülerin, dieses „Engels mit einem B vor“ auszustatten, ohne doch bei allen fecken Ausschreitungen jemals abstoßend zu wirken. Mit prächtiger Pikanterie sang sie die Couplets, besonders „Babette und Cadet“, in der Theater-scene des zweiten Aktes. Hier zeigte sich auch so recht deutlich, wie weit Frau von Palman die bisher in Berlin bekannten Darstellerinnen der „Nitouche“ überragte.“

Die Kasse florirte, und ausverkaufte Häuser hielten bis zum Schluß des Juni an.

Meine Frau stiftete für den letzten, als den Abschiedsabend, unserer Gastin einen silbernen Lorbeerkranz, ich selbst, der nicht in „Nitouche“ beschäftigt war, trat vor das noch immer jubelnde Publikum und hielt ihr eine Abschiedsrede, die in einem baldigen, fröhlichen Wiedersehen gipfelte. Voll und ganz stimmte das ausverkaufte Haus mit ein, und wahrhaft gerührt dankte die Palman dem Publikum, der Presse und ihrem, wie sie mich nannte, bestem Freunde.

Das war der Schluß der Saison 1892, auch mein

letztes Erscheinen als Direktor des Thomas-Theaters in Berlin.

Nun rüstete ich mich zu meiner Campagne für die dritte Amerikafahrt.

Viel Zeit zur Muße blieb mir nach einer so harten und schweren Saison nicht übrig. Nachdem ich mein Personal für Amerika zusammengestellt, fuhr ich mit meiner Frau noch nach meinem geliebten Bichl in Oberbayern, um dort einigermaßen der Ruhe zu pflegen. Aber bald, sehr bald wurde ich durch Depeschen jeder Art, die mich dringend nach Berlin verlangten, in meinem reizenden Heim aufgerüttelt.

In Berlin sollte ich keinen freudigen Tag mehr erleben.

Um das Theater während meiner Abwesenheit versorgt zu sehen, hatte ich dasselbe an den Schauspieler Junfermann verpachtet, der an der Spitze einer plattdeutschen Gesellschaft drei Monate darin Vorstellungen geben wollte. Nach diesem Gastspiel hatte ich mit der Wiener Operetten- und Possen-Theater-Gesellschaft Grafelli, und nach dieser mit dem Hofschauspieler Hofpauer, bekannt durch seine Gastspiele mit den Münchnern, abgeschlossen. So hatte ich, wie ich vermeinte, die ganze Saison hindurch mein Haus bestellt.

Keine von diesen drei Gesellschaften gab mir eine feste Garantie, jede spielte auf Zantiemen-Antheil; und im guten Glauben, daß diese drei ganz verschiedenen Genres in Berlin für mich lukrativ sein würden, hatte

ich keine Garantie verlangt, sondern partizipirte an den Einnahmen.

Leider hatte der Eigensinn des Führers des plattdeutschen Ensemble und seine Eitelkeit, den „Inspektor Bräsig“ bis zum Ueberdruß zu spielen, dem ganzen Gastspiel den Hals gekostet. Wenn ich das Kassen-Konto durchsehe und Brutto-Einnahmen mit dem „Inspektor Bräsig“ von 25 Mark finde, so sträuben sich mir jetzt noch alle Haare. Es war mir unmöglich, meinen Gast zu bewegen, mit dem Repertoire eine Aenderung vorzunehmen, und die Folge davon war, daß selbst bei einer späteren Variante das Publikum, theilnahmslos geworden, ebenfalls das Theater mied.

In dieser Zeit trat der Direktor Richard Schulz, derzeitiger Direktor des Sommer-Theaters in Bremen, der Gatte meiner damals abtrünnig gewordenen Josefine Dora, an mich, wegen der Pachtung des Thomas-Theaters für die Saison 1893/94, heran. Wir wurden handelseinig, und damit war ich wenigstens der weiteren Sorgen überhoben, denn bei mir stand es fest, meine Direktion niederzulegen.

Den inständigsten Bitten meiner Frau gab ich damit nach, und Zufriedenheit zog in mein so überaus glückliches Familienleben ein, als ich meiner Betty die Nachricht brachte, ich hätte das Theater auf 3 Jahre an Direktor Schulz verpachtet.

Mittlerweile rückte die Zeit für meine Abreise nach Amerika heran.

Amberg, der mit der neu entdeckten Serpentin-Tänzerin Lovie Fuller als deren Impresario in Deutschland eingetroffen, konferirte fast täglich mit mir über das in New-York festzusetzende Repertoire.

Er hatte, wie sich später herausstellte, absolut den Boden unter den Füßen verloren. Die Geschmacksrichtung, welche er bei dem Repertoire für die Tournee entwickelte, hat mich leider, leider sehr viel Geld gekostet.

So umsichtig er bei meinen erstmaligen Gastspielen sich gezeigt hatte, so zerfahren, absolut unwissend und fast ganz den Traditionen seines Theaters entgegen, rieth er mir zu einem Genre, das in New-York geradezu für verpönt galt. Es war dies „Unsere Don Juans,“ eine Adolf Ernst'sche Posse, die, wie ich ja selbst wußte, nicht nur in Berlin, auch anderswo nicht allein gefallen, sondern auch Klasse gemacht hatte. Das Amberg-Theater und sein Publikum sahen ja hin und wieder eine Posse ganz gern, gaben aber dem Schau- und Lustspiel, auch der Operette den Vorzug. Aber Amberg bestand darauf, nur Posse an Posse sollte gereicht werden, und das war der Kardinal-Fehler, der meiner Klasse den größten Schaden zufügte.

Ich studierte hier fleißig „Unsere Don Juans“ von Treptow, „Leute von heute“ von Aron und Brentano, und andere Possen, besorgte Kostüme, Requisiten, Notenbücher; alles wurde gepackt, und so sah man eines Tages zwei überhäufte Wagen mit Dekorationen und allen mög-

lichen Theater-Utensilien aus dem Thomas-Theater wandern, um auf die Bahn spedirt zu werden.

Mein Personal, die Damen Betty Damhofer, Gallus, Urban, Walden, Heinrich, Walburg, Friedrich, Berla, die Herren Berend, Berla, Georg, Walden, Basch, König, und sechs Damen und sechs Herren Chor, Kapellmeister und Souffleur, gerüstet und bepackt, begaben sich auf die Reise.

Amberg überredete mich, allein mit ihm nach London voranzueilen, um dort vielleicht etwas geschäftliches zu acquiriren, und ich folgte seinen Worten. Ich fuhr mit Amberg nach London, währenddessen meine Frau die Leitung der Expedition nach Bremerhaven und von da zu Schiff auf dem Lloyd-Dampfer „Elbe“ übernehmen sollte.

In London war für mich nichts zu finden und die Reise umsonst. Amberg, der sich in großer Geldverlegenheit befand, hatte ich noch das Reisegeld für sich und seine Frau vorgestreckt, da er nach New-York vorausseilen wollte, um mir die Bahn zu ebnen; er fuhr mit der „Augusta Viktoria“ von Southampton ab. Ich besuchte von hier aus die herrliche Insel Wight, sah das reizende Osborn, daselbst die vornehmste Gesellschaft Albions, und fuhr nach Southampton zurück, um Abends mit dem kleinen Dampfer auf die Rhede herauszufahren, wo ich die „Elbe“ mit meiner Frau und dem gesammten Personal erwartete.

Es war 10 Uhr Abends, als die „Elbe“ in Sicht

kam. Herrlich glitt dieser Prunkbau heran. Die blendenden Lichter der Kajüten ließen den Kolosß als ein schwimmendes Feuermeer erscheinen. Da hält das Schiff.

Hoch oben auf dem Deck erschollen die jubelnden Zurufe des Personals: „wo ist der Direktor?“ „Hier!“ rief ich von unten herauf, und ein donnerndes Hurrah hallt mir entgegen. Ich komme an Bord, und umringt und umarmt von allen, geht's hinunter in die Kajüte, wo ein solennes Nachtmahl unserer harret, und fröhlichen und freudigen Sinnes trennten wir uns, um am anderen Morgen das offene Meer zu erreichen.

Die Reise auf der „Elbe“ war nicht die angenehmste. Man hatte mein Personal, da die Zahl der Passagiere weit über das Maaß des gewöhnlichen hinausging, in's Zwischendeck gelegt, obwohl ich II. Klasse bezahlt hatte. In den ersten Tagen war eine nicht hinwegzuleugnende Verstimmung eingetreten, aber durch meine Beschwichtigungen und durch mein kollegialisches Benehmen sah mein Personal in mir einen vollständig Unschuldigen, und damit war der kleine Gross geschwunden.

Die Offiziere des Schiffes wetteiferten, uns all' die Stunden so angenehm wie möglich zu machen, und so rückte der Tag immer näher, der uns das ersehnte Land bringen sollte.

Die Einfahrt in New-York präsentirte sich, wie ich schon einmal geschildert, grandios. Es war Abends 8 Uhr, als wir Ende September bei der Liberty vorbeifuhren. Einem feurigen Eilande gleich glizerten und

blickten uns all' die tauſende und abertauſende Lichter entgegen, die bis in den zwölften Stock hinauf das Zeitungsgebäude der „World“, gekrönt mit der feurigen Kugel, weit über die Stadt blicken laſſen.

Die Abfertigung mit der Steuerbehörde ging an uns ſehr glimpflich vorüber, und wir landeten gegen 10 Uhr in Hoboken. Hier mußte ich erfahren, daß Amberg bereits von beiden Direktoren Mansfeld und Raven ſeines Poſtens enthoben und nicht mehr Geſchäftsführer des Amberg-Theaters ſei. Daß dies ſpäterhin für mich verhängnisvoll werden ſollte, will ich jetzt nur nebenbei bemerken.

Mansfeld nahm mich und meine Frau ſofort für ſich in Beſchlag, und, nachdem ich mein Personal in Buſch' Hotel in Hoboken untergebracht, fahren wir in das dem Direktor gehörige Hotel und Restaurant „Figaro“.

Ich fand hier meine alten Freunde von der Preſſe, und vor allem William Steinway. „Gott ſei Dank,“ rief er mir entgegen, „daß Sie wieder da ſind. Es war die höchſte Zeit, denn der Anfang der Saiſon war mehr wie kläglich. Ich hoffe und wünſche, daß Sie zum dritten Mal das Glück, das Sie bis jetzt nie verlaſſen hat, uns wieder mitgebracht haben!“

Der lebenswürdige Reſerent der New-Yorker Staatszeitung, Herr Philippi, ein Bruder unſeres in Deutschland vortheilhaft bekannten Schriftſtellers, war der erſte, der mir gleich an jenem Abend in's Ohr

raunte: „Werden Sie denn nichts weiter geben, als Posse? Das sind wir von Ihnen, lieber Thomas, doch nicht gewöhnt. Wir kennen Sie als vortrefflichen Charakterkomiker, und haben ja auch ganz gerne eine Possenrolle von Ihnen mitgenommen, aber das ist doch nicht das Repertoire, dessen das Amberg-Theater bedarf, und das absolut unmöglich ist.“

„Ja, lieber Freund,“ erwiderte ich, „Amberg hat nur darauf hinielsend, mir dieses Personal zu engagiren aufgegeben, und ich werde wohl kaum im stande sein, mit dem vorhandenen Material ein anderes Repertoire zu schaffen.“

Achselzuckend trennte er sich von mir, und er hat Recht behalten!

Die erste Vorstellung von „Unsere Don Juans“ fand vor ausverkauftem Hause statt. Allein schon nach dem zweiten Akt erschienen die befreundeten Vogenbesucher bei mir in der Garderobe, und wenn auch die Vorstellung als solche sehr gefiel — besonders wurde meine Frau in gesanglicher Beziehung bei jeder Gelegenheit stürmisch ausgezeichnet — so hatte doch das Ganze nicht den von mir erwarteten und von Amberg so bestimmt erhofften Erfolg.

Sämmtliche Journale beurtheilten die Vorstellung und meine engagirte Gesellschaft auf das Liebenswürdigste.

So äußerte das New-Yorker Journal: „Als Resultat des gestrigen Abends ergibt sich ein durchschlagender Erfolg

des Thomas-Ensemble, wie auch der Posse: „Unsere Don Juans,“ in welcher die Gesellschaft vor ausverkauftem Hause debutirte. Wir sagen mit Absicht, ein Erfolg des Ensemble, denn im Gegensatz zu Einzelgastspielen von Virtuosen nahm nicht ein Künstler die Aufmerksamkeit für sich allein in Anspruch. Gestern gab es eine vorzügliche Gesamtauführung, es war ein abgerundetes Zusammenwirken. Niemand drängte sich vor, wenn die Situation es nicht absolut erforderte, und in diesem harmonischen Zusammenspiel lag der Hauptreiz der gestrigen Vorstellung. Die Posse „Unsere Don Juans“ gehört zu den besseren ihres Genres, und ist durchaus nicht so exklusiv berlinerisch, um nicht auch solchen New-Yorkern, denen das Glück versagt ist, die Kaiserstadt an der Spree zu kennen, zu gefallen. Komische Situationen, hauptsächlich durch gegenseitige Mißverständnisse herbeigeführt, lösen sich in rascher Reihenfolge ab, und wenn die Handlung droht in's Stocken zu gerathen, stellt sich zur rechten Zeit ein packendes Couplet oder ein fesselnder Tanz ein. Der Dialog ist mit manchem gelungenen Witz und mit vielen guten Kalauern gespickt, und neben den Figuren, die zum eisernen Bestand der Possenlitteratur gehören, fehlt es auch nicht an solchen, die wenigstens für New-York auf Neuheit Anspruch machen, darunter der kleinstädtische Böhme und seine Tochter, sowie die drei Gigerl. Auf Erzählung der Handlung verzichten wir, können aber dem Leser, der das Stück nicht gesehen, versichern, daß er dabei nichts verliert.

Auf die Darstellung übergehend, entfaltete der Träger der männlichen Hauptrolle, Herr Thomas, als „Hugo Schwalbe“, der ältliche Don Juan, dem sein Neffe die junge Braut vor der Nase wegschnappt, seine ganze Komik und erzielte damit die gewohnte Wirkung: homerisches Gelächter. Sich von einer neuen Seite zu zeigen, bot die Rolle Herrn Thomas keine Gelegenheit. Betty Damhofer glänzte als „Kathinka“, die kleinstädtische Jungfrau aus Böhmen, welche sie mit einer Fülle von Humor und, was Dialekte und sonstige landsmännische Eigenthümlichkeiten betrifft, bis in's kleinste Detail gelungen ausgearbeitet, durchführte. Ihre Gesangseinlagen und Nationaltänze fanden stürmischen Beifall.

In Fräulein Gallus („Vena, Wirthschafterin“) lernten wir ein urwüchsiges Talent kennen. Einen vorzüglichen Chargenspieler besitzt die Gesellschaft in Herrn Verla, der als „Böhme Navra“ das Publikum nicht aus dem Lachen herauskommen ließ. Von den übrigen Herren sprach Herr Walden als „Timpe“ sehr an. Die drei Wigerl können zwar nur als Karikaturen gelten, riefen aber bei ihrem Erscheinen unbändige Heiterkeit hervor. Eine Anzahl hübscher, junger Damen, die ihre kleineren Rollen befriedigend durchführten, vervollständigten das Ensemble. Die Ausnahme, welche das Publikum den Gästen, wie dem Stücke bereitet, ließ an Wärme nichts zu wünschen übrig. Hervorrufe bei offener Scene und nach den Aktchlüssen wurden allen Hauptdarstellern zu Theil. Das Thomas-Gastspiel hat

unter den günstigsten Auspicien begonnen und verspricht von dauerndem Erfolg begleitet zu sein.“

Nach acht Vorstellungen mußte ich „Unsere Don Juans“ absetzen und in „Leute von heute“ von Aren und Brentano Ersatz suchen. Diese Posse, die durch ihre splendide Ausstattung schon mehr dem amerikanischen Geschmack zusagte, fand den „Don Juans“ gegenüber die glänzendste Aufnahme.

„Nach der überaus warmen Aufnahme zu schließen, welche das Publikum gestern Abend im Amberg-Theater der zweiten Posseingabe des Thomas-Ensemble bereitere, scheint „Leute von heute“ ein noch größerer Erfolg werden zu sollen, als „Unsere Don Juans“. Die Stimmung im Publikum war eine vortreffliche. Sie steigerte sich von Akt zu Akt.

„Leute von heute“ zeigt eine ganz bestimmte Richtung im Genre der Berliner Gesangsposse. Wir sehen da Charakterdarstellung statt Malauerei; statt der oft erzwungenen „urkomischen“ Aktischlüsse glänzend ausgestattete Tableaux; mehr Schilderung als Handlung allerdings, und eine sehr viel stärkere musikalische Zuthat, als in den Possen älterer Façon. Im Ganzen ein großer Fortschritt.

Auch „Leute von heute“ war sowohl in der Decoration als in den Kostümen reizend ausgestattet. Der Modebazar im zweiten Akt, und die Kartenquadrille im dritten gehörten zum Besten, was je in diesem Sinne geboten worden ist.“

So die New-Yorker Staatszeitung.

Ueber die Darstellung sagte sie ferner:

„Daß Emil Thomas als Schauspieler zu den besten seines Faches gehört, hat er schon früher gezeigt, jetzt ist es ihm gelungen, den Beweis zu führen, daß er auch als Direktor Vorzügliches leistet. Das Ensemble, welches er herüber gebracht hat, ist nicht nur vollständig, sondern auch durchweg gut. Die Palme des Abends möchten wir Betty Damhofer zuerkennen. Ihre Amerikanerin bewies, daß ihr das Land der Freiheit prächtige Modelle für ihre Darstellungsgabe geliefert hat, und der stürmische Beifall, mit dem das Publikum jede einzelne Scene, namentlich aber ihre Parodie der deutschen, italienischen, französischen und englischen Sängerinnen und Chansonetten belohnte, war nur eine wohlverdiente Huldigung und ein schuldiger Tribut für die geistvolle Darstellerin.“

Leider wälzte sich meinem Unternehmen das größte Hinderniß in den Weg, ein Hemmniß aller öffentlichen Vergnügungen: Die Präsidentenwahl!

In dieser Zeit existirt für den Ehemann weder Frau, noch Kind, noch Geschäft. Die Wahl schließt sein ganzes Thun und Treiben, seinen Ideengang, sein ganzes Interesse, sein ganzes Denken und Fühlen ein. Wehe einer Unternehmung, wie der meinen, die in diese Periode hineinkommt! Tausende und abertausende Bürger des freien Landes versammeln sich allabendlich zu Volksversammlungen, Abstimmungen, Zählungen, Werbungen,

Wühlereien, kurz, zu allem Erdenklichen, das die Sonderinteressen der politischen Richtung, Republikaner und Demokraten, aufzuweisen hat. Kein Mittel bleibt unversucht, um die Mehrheit zu erlangen.

Unter solchen Verhältnissen war der eklatanteste Erfolg, den ich mit meinem Ensemble erzielte, nur ein scheinbarer und kein dauernder. So kam es denn, daß „Leute von heute“ sehr bald vom Repertoire verschwanden.

Sogleich wurden Stimmen in der Presse laut, besonders die meines verehrten Gönners Philippi in der Staatszeitung, daß ich doch mit meinem Personal versuchen solle, ein anderes Genre zu kultiviren, als das bisherige. Ich ging auf die recht deutlichen Winke, die mir gegeben wurden, ein, und brachte den Bignon'schen Schwank „Rue Pigalle No. 115“ oder „Ein verdächtiger Schwiegersohn“ heraus.

Das Stück hatte einen sehr guten, vollen Erfolg. Da aber der französische Schwank mit dem deutschen in Amerika nicht zu konkurriren vermag, so glich diese Aufführung mehr nur einer augenblicklichen Abwechslung, konnte aber nie ein Repertoirestück von längerer Dauer sein.

Es folgten nun der schon von mir in der vorigen Saison gebrachte „Kunst-Bazillus“, woran sich dann die Mannstädt'schen „Schmetterlinge“ reihten.

Diese Posse fand ebenfalls lauten und starken Beifall.

Das Potpourri „Fliegende Blätter,“ in welchem besonders der „Selena-Akt“ großen Erfolg erzielte, wurde von der Staatszeitung, wie folgt, beurtheilt:

„Die zweite Abtheilung des Programms bildete der erste und zweite Akt der „schönen Helena!“ Man kennt schon von früher her Betty Damhofer in der Darstellung der „Helena,“ und kennt ihre schöne, noch immer pikante Gestalt und entzückende Stimme!“

Aber auch das Bewußtsein, zwei abtrünnige, durchgegangene Mitglieder zu den meinen gezählt zu haben, dieser Stelch sollte nicht spurlos an mir vorübergehen. Fräulein Willi Walden und ihre Schwester hatten mit einem Vorchuß von 300 Dollar das Weite gesucht.

Es war dieser Vorfall um so verwerflicher, als beide Persönlichkeiten Abends in einer Vorstellung beschäftigt waren. In demselben Augenblick, als beide Damen die Bühne zu betreten hatten, wurde mir, als ich in der Garderobe mit dem Umziehen beschäftigt war, mitgetheilt, die beiden Damen seien im Hause nicht anwesend. Ich sprang sofort auf die Bühne, dirigierte schnell die nächstfolgenden Scenen herbei, und damit war für den ersten Augenblick der Gang des Stückes nicht gehindert. Im weiteren Verlauf des Abends übernahmen schnell zwei andere Damen die Partien der Entflohenen, und konnte ich ruhig die Vorstellung zu Ende spielen.

Am anderen Morgen, als ich erfuhr, daß die beiden Damen schon mit dem Lloyd-Dampfer „Werra“ in See gestochen, begab ich mich auf Anraten der Direktoren Mansfeld und Raven zur Polizei-Behörde. Die sich dort abspielende Situation brachte die Staatszeitung in recht humoristischer Weise, wie folgt:

„Emil Thomas machte heute Vormittag sein Debut auf einem amerikanischen Polizeigerichte, er erschien in Begleitung des Sekretärs seiner Gesellschaft, des Herrn Eugen Gottschalt, vor Richter Hogan im Jefferson-Market Polizeigerichte. Der berühmte Berliner Komiker wollte unter unangenehmen Umständen bei der edlen Dame Justitia in Amerika anfragen, was sich für einen braven Theater-Direktor geziemt, wenn ihm seine Soubrette und die beste Choristin durchgehen, nachdem sie ihn mit großartigem Erfolg angepumpt und Verschiedenes mitgenommen haben.

Es werden sich am Dienstag Abend vielleicht verschiedene Zuschauer im Amberg-Theater darüber gewundert haben, daß in der Vorstellung „Lachende Gesichter“ die schmucke Luise von Schlingen nicht, wie gewöhnlich, von Fräulein Willi Walden dargestellt wurde. Dieser oder jener der Theaterbesucher mag auch die Abwesenheit des Fräulein Frida Dahlen bemerkt haben. Die Vorstellung wurde durch das Ausbleiben der beiden jungen Schauspielerinnen etwas verzögert und gestört. Die Erfahrung und der Umblick des Herrn Direktor Thomas bewährten sich indeß in einem solchen Grade, daß die Störung so gut wie gar nicht bemerkt wurde. Die Soubrette und die Choristin waren am Erscheinen durch „Unpäßlichkeit“ verhindert. Man darf mit Sicherheit annehmen, daß in dem Augenblicke, da der Vorhang aufging, die Fräuleins Walden und Dahlen krank waren — seekrank nämlich, an Bord der

„Berra“, deren Kiel sich mit einer Geschwindigkeit von 18 Meilen pro Stunde nach dem Osten hin bewegte.

Herr Thomas nimmt an der Wohlfahrt auch des geringsten seiner Mimen ein väterliches Interesse, und war infolge dessen über das Verschwinden der beiden Damen aufrichtig betrübt. Sein Interesse wie seine Betrübniß wurden in diesem speziellen Falle durch den Umstand erhöht, daß die Soubrette und die Choristin ihm die Kleinigkeit von 300 Dollar Vorschuß schuldeten, und daß sie eine erhebliche Quantität „Andenken“ in der Gestalt von Rollen, Büchern, Musikalien zc. zc. mitgenommen hatten.

Willi Walden war unstreitig eine leistungsfähige Künstlerin, aber als Pumpgenie war sie unendlich leistungsfähiger. Wie der „olle“ römische Kaiser Titus jeden Tag, an dem er nicht etwas besonderes Gutes gethan, im Kalender als verlorene Zeit aufschrieb, so rechnete die kleine Willi jeden Tag, an dem sie ihren Direktor unangepumpt ließ, zu den unvollständigen und ruhmlosen. Frieda hatte bei der niedlichen Soubrette Schule gemacht und pumpte wacker mit.

Bei Herrn Thomas machte die Betrübniß allmählich der Entrüstung Platz, und diese nahm heute Vormittag im Jefferson-Market Polizeigericht praktische Gestalt an. Die Herren Thomas und Gottschalt hatten sich einen jungen Mann als Dolmetscher mitgenommen, welcher Richter Hogan Bescheid sagte.

„Ah,“ meinte der greise Herr im Richterstuhle, „die

Schauspielerinnen haben Sie an- und ausgepumpt und wollen den Vorstoß nicht abverdienen. Bedauere, da kann ich nichts thun.“

„Ja, aber sie haben Verschiedenes mitgenommen,“ fuhr der Dolmetscher fort.

„Was denn?“

„Ja, das wissen wir noch nicht genau; Rollen, Bücher, Musikalien und andere Sachen.“

„Ah,“ meinte der Richter, „das ist etwas Anderes. Warum sagten Sie mir das nicht gleich?“

Damit machte Richter Hogan sich zum Schreiben fertig und ließ sich ein Formular für einen Verhaftsbefehl geben, als Herr Gottschalt erklärte, er habe vergessen, etwas zu sagen.

„Nun?“ fragte Richter Hogan. „Die Damen sind nach Deutschland abgejagt und — — —“ Richter Hogan lachte ganz unmäßig über diese Offenbarung, und der Schluß der Rede des Herrn Gottschalt wurde nicht mehr gehört.

„Wenden Sie sich an den Distriktsanwalt,“ brachte der Richter nächstdem hervor, und dann lachte er noch lauter wie zuvor.

Leider fand Thomas bei diesem auch kein Gehör — da im vorliegenden Falle Verfolgungen nach Europa nicht statthaft sind. Als Thomas mit seinem Sekretair das Polizeigericht verließ, hörte man, wie er kopfschüttelnd zu seinem Begleiter murmelte: Ein herrliches Land für Durchgänger!“ —

Als Novität gelangte demnächst „Die Kinder der Exzellenz,“ Lustspiel in 4 Aufzügen von William Schumann und Ernst von Wolzogen, zur Ausführung. Das Stück, resp. meine Darstellung als pensionirter Major gefiel ungemein und machte Klasse.

Die New-Yorker Zeitung schrieb u. a.:

„Neben Emil Thomas, der in der Rolle des pensionirten Majors von Muzell wieder einmal bewies, daß er nicht nur die vis comica in hervorragendstem Maaße besitzt, sondern auch ein Charakterdarsteller allerersten Ranges ist — sein Major war köstlich — bot August Walter als „Musik-Direktor Diedrichsen“ ebenfalls eine im höchsten Grade wirksame, künstlerisch bedeutende Leistung“.

Dieser Schauspieler Walter war vor Zeiten mit mir am Thalia-Theater in Hamburg als Episodenspieler engagirt. Jetzt in New-York thätig, ist er einer der besten Chargenspieler, den ich kenne.

Der größte Erfolg meiner Tournée aber sollte „Mamsell Mitouche“ werden.

Die New-Yorker Staats-Zeitung schrieb u. a.:

„Die gestrige erste Aufführung des Millaud-Meilhae'schen Vaudeville's „Mamsell Mitouche“ hat dem Amberg-Theater einen Vacherfolg „allererster Güte“ eingetragen. Nicht wenig hierzu trug die gut abgerundete, manch prächtige Leistung bietende Aufführung bei. Librettisten und Komponisten können von sich sagen: „Ich habe das meinige gethan,“ aber auch die Thomas-

Leute haben gestern vollauf das „ihrige“ gethan. An die Titelgestalt setzte Betty Damhofer ihre ganze Kunst und erzielte einen großen äußeren Erfolg. Sie singt die Couplets mit lebenswürdiger, fein pointirender Pikanterie, und spielt sich auch mit vielem Humor durch alle bedenklichen Abenteuer des scheinheiligen Klosterfräuleins hindurch, ebenso brachte sie die Mischung von Frivolität und Backfisch-Naivität herrlich zur Geltung. Herr Georg mit seinem Operetten komponirenden Organisten war vortrefflich. Nach jedem Akt gab es brausenden Beifall und stürmische Hervorrufe der Darsteller.“

Am 24. November durfte ich im Kreise vieler Bekannter und meines gesammten Personals meinen Geburtstag feiern.

Am Abend fügte es der Zufall, daß ich in meiner Rolle als Major Muzell in den „Kindern der Exzellenz“ ebenfalls Geburtstag feiere. Das hatten die Herren Direktoren Mansfeld und Raven sich nicht nehmen lassen, um mir eine fröhliche und freundige Ueberraschung zu bereiten.

„Eine Scene, welche zwar nicht auf dem Programm des Amberg-Theaters stand, spielte sich gestern Abend während des zweiten Actes von „Kindern der Exzellenz“ auf der Bühne ab. Herr Emil Thomas, welcher als „Major von Muzell“ seinen 56. Geburtstag feierte, beging thatsächlich auch seinen 56. Geburtstag als Privatmann, und diese Gelegenheit benutzten die Herren von

Raven und Mansfeld, sowie auch die Mitglieder des Berliner Ensembles, um dem Gaste ihre Glückwünsche darzubringen. Als Herr Thomas im Begriffe war, von der Scene abzugehen, trat ihm der Regisseur, Herr Berend, entgegen und führte ihn wieder zurück. Nach einer von Herrn Direktor Mansfeld gehaltenen Ansprache, welche von Seiten des Publikums, sowie auch von den auf der Bühne versammelten Künstlern sehr beifällig aufgenommen wurde, überreichte Herr Max Walden dem Geburtstagskinde einen silbernen Pokal, auf dem neben den Namen der Mitglieder des Ensembles, auch das Repertoire des Künstlers eingravirt ist. Herr Thomas war durch die Beweise der Anhänglichkeit und Aufmerksamkeit seiner Mitglieder und von der Zuborommenheit der Direktion des Amberg-Theaters auf's Höchste überrascht, und konnte vor Rührung kaum einige Worte des Dankes hervorbringen. Aus verschiedenen Ecken des Theaters vernahm man lautes Schluchzen, Taschentücher waren überhaupt sehr in Begehr, und die ganze Scene nahm einen äußerst rührenden Verlauf.“

Einen Erfolg habe ich noch mit der Vorstellung „Der Bureaukrat“ von Moser, als Rendant Lemke zu verzeichnen. Das Lustspiel gefiel ungemein, und war ich wieder Gegenstand der außerordentlichsten Ovationen.

Die Posse „Lustschlösser“ von Mannstädt, sowie eine nochmalige Reprise vom „Millionenbauer“ wechselten mit einander auf dem Repertoire ab.

So nahte der Tag, an dem das für New-York bestimmte Gastspiel sein Ende erreichen sollte.

Mit der Jacobson'schen Posse „Die Nachttaube“ verabschiedete ich mich in einer Benefiz-Vorstellung vom New-Yorker Publikum.

„Der Zweck heiligt die Mittel,“ so war der Nachruf des New-Yorker Journals.

„Der Zweck heiligt die Mittel. Die alte Posse „Die Nachttaube,“ von E. Jacobson, mußte gestern als Lockvogel dienen, um für „unsern Thomas“ das Haus zu füllen. Aber selbst ein schlechteres Stück hätte die vielen Freunde, die sich unser Gast durch seine herzerfrischende Komik, durch sein großes Talent und durch seine eminente Künstlerindividualität hier in New-York erworben, nicht abgehalten, an seinem Ehrenabend anwesend zu sein, und so zeigte denn ein dichtgedrängtes Haus, daß Thomas der Liebling des hiesigen Publikums ist.

Mit donnerndem Beifall wurde der Benefiziant begrüßt, der mit seinem „Lehmfuhl“ wieder eine Meisterleistung geschaffen, und Gelegenheit bot, sein vielseitiges Talent von einer neuen Seite zu zeigen. Diesmal „machte“ Thomas im „Plattdütschen“, sein „Oberinspektor“ zeigte, daß er Herz und Mund am rechten Fleck habe, und personifizierte Thomas ganz vorzüglich den „ehrlichen Kerl“ unter der rauhen Schale. Nicht endenwollender Beifall, insbesondere nach dem trefflich pointirten Couplet „So sind sie Alle“, und zahlreiche Blumen Spenden und Lorbeerkränze lohnten dem gefeierten Künstler.“

Der Vertrag, den ich mit den Direktoren Mansfeld und Raven selbst für die westlichen Staaten abgeschlossen, wurde insofern geändert, als nur das Gastspiel mit mir, meiner Frau und Fräulein Gallus für Chicago und Milwaukee mit der Direktion Welb und Wachsner zu Stande kam; denn die Reisekosten für das gesammte Personal und Gepäck hätten für eine so kurze Spanne Zeit, wie das vorgesehene Gastspiel, so hohe Summen verschlungen, daß es gerathen schien, das Personal thatenlos in New-York zu belassen, während ich mich mit den beiden Damen auf die Reise machte.

Die Pennsylvania-Bahn führte uns am 18. December in 23 Stunden nach Chicago. Dort wurden wir von Welb und Wachsner sehnsüchtig erwartet. Flugs ging's in's Shermanhouse, dem ersten Hotel der Stadt. Da die beiden Direktoren auch für Logis und Verpflegung zu sorgen hatten, und Welb und Wachsner als Theater-Direktoren im Westen sich in jeder Beziehung eines außerordentlich guten Rufes als solide und ehrliche Geschäftsleute erfreuten — vielleicht die einzige Ausnahmestellung in den ganzen Vereinigten Staaten beim Theater — so wurden wir außerordentlich splendid und komfortabel eingemietht.

Das Schiller-Theater, als Heimstätte der deutschen Kunst geplant, war mehr ein Kaufhaus als Theater geworden. Das Theater selbst machte einen sehr vortheilhaften Eindruck. Die Räumlichkeiten im Souterrain vereinigten ein großartiges Restaurant, welches unter der

Leitung eines intelligenten Herrn Tommy, eines Deutschen, seiner Vortrefflichkeit wegen sich großer Beliebtheit erfreut.

Im sechsten Stock hatte sich der Verein der „Presse“ niedergelassen, ein reizender Aufenthalt. Ich habe in den entzückend eingerichteten Räumlichkeiten, der vortrefflichen Küche, und nicht minder der Weinkellerei, wahrlich oftmals erquickende Erholung gefunden.

Das Theater war zu unserer ersten Aufführung — ich war durch mein Gastspiel der vorigen Saison nicht unbekannt geblieben — total ausverkauft. Mit der Posse „Luftschlöffer“ von Mannstädt begannen wir. Besonders war es hier wieder meine Frau, welche den Vogel abschöß. Mein Pinneberg mit der bekannten Redensart „die Sache ist nämlich die“ wurde nicht minder bejubelt, und Fräulein Gallus sekundirte als Paula Erbswürst in erfreulichster Weise.

Somit hatte dieses Gastspiel glänzend begonnen, und während wir drei in den kältesten Dezembertagen, die Chicago seit langem gesehen, arbeiteten, daß uns im wahren Sinne des Wortes der Schweiß von der Stirn rann, saß mein übriges Personal wohlgenut und fröhlich im unfreiwilligen dolce far niente sich amüsirend in New-York.

Unsere weiteren Gastspielabende waren ebenfalls von Erfolg gekrönt, und nachdem auch das Stadttheater in Milwaukee, das von dem Brauer Babst der deutschen Kunst gewidmete herrliche Heim, uns freundlich auf-

genommen hatte, reiste ich mit meinen Partnerinnen am 15. Januar 1893 zurück nach New-York.

Da mein Vertrag mit den Direktoren des Amberg-Theaters gelöst, saß ich mit 24 Personen ohne Theater in New-York. Nach unsäglichen Mühen, ein Theater zu erhalten, denn solche sind in Amerika schon lange Zeit vorher, ja auf Jahre voraus gepachtet und von einzelnen Theater-Gesellschaften fest gemiethet, erhielt ich das Noß-Theater in Hoboken.

Hoboken, ein reizender Platz, fast ausschließlich von Deutschen bewohnt, kam dieser meiner neuen Gründung mit großem Vertrauen entgegen. Leider konnte ich nur Sonntags Vorstellungen geben, weil an den Wochentagen das Theater an englische Gesellschaften verpachtet war. Ich fristete mich nun, so gut wie es ging, mit diesen Sonntagen durch, und obgleich das Haus bei unseren deutschen Vorstellungen stets total ausverkauft war, so reichte doch die Einnahme dieses einen Sonntages nicht aus, um damit meine Speesen für die ganze Woche zu decken.

Am 1. März 1893 waren die Verträge zwischen mir und meinen Mitgliedern abgelaufen. Während meines Aufenthaltes in Amerika hatte Amberg, der aus seinem eigenen Theater Verstoßene, den Schauspieler Junkermann mit einer Gesellschaft für plattdeutsche Vorstellungen nach den Vereinigten Staaten kommen lassen. Diese Gesellschaft hatte nun während meines Aufenthaltes in New-York in Hoboken ihre erste Visite

abgestattet, und war unterdessen nach dem Westen abgereist.

Es trafen nicht gerade die brillantesten Nachrichten hinsichtlich der Kassenerfolge aus den Orten, wo diese Gesellschaft Vorstellungen gab, ein, und doch gelang es wiederum der entzückenden Beredsamkeit Amberg's, mich, den schon sehr mißtrauisch gegen ihn gemachten, zu bestimmen, ihm als Impresario mit meiner Gesellschaft anzuvertrauen. War schon in früheren Jahren dieser Leiter derartiger Tournéen kein Freund der Wahrheit, so hatte er dafür den Vorzug, er besaß noch etwas Vermögen und Kredit. Jetzt aber, wo das Letztere auch geschwunden, blieb eben nichts an ihm, als ein wahrheitscheuer Abenteurer.

Mit dem ihm eigenen für Amerika smarten Redefluß, den verlockendsten Ausichten hatte er es verstanden, mich für sich vollständig einzunehmen, und so kam denn vom 1. März 1893 die für mich so verhängnißvoll gewordene Tournee durch die Vereinigten Staaten zu stande.

Zuerst ging es nach Buffalo. Die Reisekosten von New-York nach Buffalo betragen gegen 3000 Mark. Und da nun in Buffalo nur drei Tage gespielt werden konnte, so hätte ich, bekannt mit den Verhältnissen, selbstredend nie darein gewilligt, denn die ausverkauftesten Häuser konnten weder Reisespesen noch Gagen decken.

Amberg hatte einen bedeutenden Troß von Agenten um sich versammelt, welche, wie es in Amerika üblich ist, vorausreisen, für die Zeitungen Notizen machen,

die Theater miethen, mit den betreffenden Kassirern sich in's Einvernehmen setzen, die Vorverkäufe leiten, während er selbst noch weiter vorauseilte, um die nöthigen Schritte für die Tournee zu thun.

Ich kam in Buffalo an. Dieser für mich bestimmte, sogenannte Agent, war einer der unfähigsten, den Amberg hatte aufreiben können. Zudem ein Faulpelz, der im Hotel saß, sich gütlich that, seinen Skat spielte und Geschäfte, Geschäfte sein ließ.

Wir spielten in Star-Theater, einem wundervollen, reizenden Haus. Die Stadt selbst macht gerade nicht einen anmuthigen, aber immerhin doch ganz interessanten Eindruck. Buffalo ist, wie alle amerikanischen Städte, im Westen mit einer Hauptstraße, der Mainstreet, und mit einer in dieselbe mündenden breiteren Straße verbunden, der übrige Theil der Stadt ist sehr primitiv.

Wir trafen gegen Abend in Buffalo ein. Ich erkundigte mich sofort, ob irgend welche Vorarbeiten von seiten unseres Vorreiters geschehen, und mußte zu meinem Schreck hören, daß selbst im Hotel Niemand wußte, daß am andern Tage unsere Vorstellungen beginnen. Weder Zettel noch Notizen, noch Annoncen waren besorgt, und so stand ich rathlos in einer fremden Stadt mit meinem Personal, unkundig und verlassen.

Da kam, wie mein Freund Rudolf Dressel sagt, der Geist Gottes über mich. Flugs ging ich von Saloon zu Saloon, d. h. von Destille zu Destille, von Bierhaus zu Bierhaus, stellte mich an einen voll-

gepfropften Tisch: „Gestatten Sie, daß ich mich vorstelle, ich bin der Theater-Direktor Emil Thomas. Morgen beginne ich meine Vorstellungen, Sie werden mir doch gewiß die Ehre geben, mich als Landsmann morgen zu sehen.“

Klingt das nicht wie das Locken eines Ausrufers vor der Menagerie: Nur herein, jede Person nur einen Silbergroschen, jede lumpige Person nur einen Groschen!?

Aber was hilft's! Ausdauer macht das Genie, und ich hatte um Mitternacht mich und mein Personal besser angefündigt, als es durch meinen Agenten hätte geschehen können.

Selbstredend blieben die Alkohol-Genüsse bei mir nicht aus, und ich dankte meinem Schöpfer, als ich mich zur Ruhe begeben konnte.

Die drei festgesetzten Vorstellungen in Buffalo, wovon die erste mäßig, die zweite recht gut, und die dritte total ausverkauft war, hatten bei mir das schon früher gehegte Mißtrauen gegen Amberg gestählt, und das war nicht ungerechtfertigt.

Was sollte ich aber machen? Ich saß nun einmal mit einem großen Personal auf der Reise, und da ich A gesagt, mußte ich auch B sagen.

„Drei Paar Schuhe“ war unsere letzte Vorstellung gewesen, und mit der Schustersfrau Leni hatte mir meine Frau den Beweis geliefert, daß durch ihre unübertreffliche Leistung dieses Stück fürderhin mir den größten Dienst erweisen würde.

Und so kam es auch.

Von Buffalo ging es nach Detroit. Detroit, eine

reizend gelegene Stadt mit großen Promenaden, schönen Häusern und einer Verbindungsbrücke über den Kanal nach Kanada, höchst originell, präsentirte sich bei unserer Ankunft auf das Lieblichste.

Detroit ist ganz deutsch. Und hier war es auch, wo ich, angeregt durch die vollen Häuser und die gastfreundlichste Aufnahme von allen Seiten wieder zu einem weiteren Vordringen nach dem Westen ermuntert wurde.

Unsere Abschieds-Vorstellung gestaltete sich zu einer großen Ovation für mich, meine Frau und mein gesamtes Personal. Das letztere, trotz der schnell aufeinander folgenden Reisen, befand sich äußerst wohl, und diese stets lustige Schaar versammelte sich immer auf den Bahnhöfen, um sich lachend und scherzend in eine andere Stadt, ja sogar in einen anderen Staat zu begeben.

Nun ging es nach Chicago. In dem leider recht entfernt und unvortheilhaft gelegenen Criterion-Theater begannen unsere Vorstellungen. Mit dem „Raub der Sabinerinnen“ und dem „Versprechen hinter'm Heerd“ begannen wir. Ein volles Haus, großer Beifall, und der Abend verlief nach Wunsch.

Das Repertoire in Chicago war mit 14 Vorstellungen total abgepielt.

Wäre Amberg nicht so pflichtvergessen und verlogen gewesen, Chicago hätte das für mich in New-York entstandene Defizit gewiß gedeckt, aber er hatte kein Theater für mich, konnte auch ein solches nicht aufstreiben, so

hielt er mich 8 Wochen fest in einer Stadt, die zur Zeit durch die Aufregung, die die Bürgermeisterwahl hervorbrachte, sich für das deutsche Theater nicht zu interessieren vermochte.

Wehe einem Theater-Unternehmer, der in eine Stadt kommt, wo eine Wahl stattfindet. In New-York war es die Präsidenten-, hier die Bürgermeisterwahl, und oben-drein galt es noch den Bürgermeister zu wählen, der während der Welt-Ausstellung dieses hohe verantwortliche Amt inne haben sollte.

Was wurde nicht Alles herausgesucht, um das Publikum einigermaßen für unsere Interessen zu erwärmen.

Mit einer Gesellschaft des Gesanges vollständig unfundig, schlug mir Amberg, in Erinnerung an die großen Erfolge meiner Frau als „schöne Selena“ in New-York, vor, diese Operette zu geben.

„Lieber Freund,“ erwiderte ich, „außer meiner Frau kann doch Niemand singen.“

„Ach,“ erwiderte er, „die Chicagoer haben schon viel schlechteres gesehen. Versuchen wir es, wir haben wenigstens eine Einnahme.“

Das war Amberg's Art: Eine Einnahme. Dann versuchte er es wieder mit einer anderen, nur einer Einnahme, bis das Publikum sich auch nicht mehr dazu herbei ließ, und so kam es.

Da für eine derartige Operetten-Unternehmung gar

kein Chor vorhanden war, so ersuchte ich die Solisten, mit mir an der Spitze sich herauszustellen und den Chor in der „schönen Helena“ zu machen. — Es war ein herzerquickender Ohrenschmaus, den wir da den Chicagoern bereitet haben.

Ich sehe mich heute noch inmitten der Herren Berend, Walden und Berla, ein vortreffliches Gesangsquartett von Varden, gerade die großen und eindrucksvollen Chöre Offenbach's dem Publikum vorsetzen.

Stopfschüttelnd gingen die Chicagoer aus dem Theater, und ihre Meinung für unsere Gesangskunst war denn auch nicht gerade sehr erbaulich.

„Lieber Emil,“ sagte ein plattdeutscher Bäckermeister zu mir, „ich habe Sie schon in Hamburg als meinen Liebling begrüßen können, aber wenn Sie in Hamburg gesungen hätten, wie hier, so wäre schon damals meine Meinung für Sie eine ganz andere geworden.“

Mit der Aufführung der Operette war es also nichts.

Alle unsere schönsten Repertoire-Bilder hatte ich vorübertrauschen lassen; das Haus wurde immer leerer, immer leerer, bis endlich mein Rettungsanker in St. Louis geworfen werden sollte.

Amberg hatte sich mit Junfermann, der in Cincinnati mit seiner Gesellschaft saß, und den er auch zu dieser Zeit noch immer durch die Staaten führte, derartig überworfen, daß der Sheriff, also die Exekutions-Behörde, sämtliche Sachen des Herrn Junfer-

mann, sogar die der Mitglieder mit Beschlag belegte, weil, wie Amberg behauptete, die Theatermiethe von Junfermann nicht hinterlegt wäre.

Dieser Zwischenfall sollte mir zu Gute kommen, da Junfermann in Cincinnati festsaß, St. Louis aber, für ihn bestimmt, für mich frei wurde.

St. Louis hieß es, das wird unsere Rettung. Amberg selbst war fröhlich und guter Dinge, mich nach St. Louis bringen zu können. Nur schwer an seine Worte glaubend, machten wir uns auf den Weg und kamen nach St. Louis.

Die Jahreszeit war schon vorge schritten (Ende April), und das Publikum in den südlich gelegenen Staaten ist dann schon theatermüde, und die sehr warmen Abende waren wenig geeignet, sich noch in geschlossenen Räumen zu vergnügen. Trotzdem brachte wiederum der erste Abend ein übervolles Haus und Beifall über Beifall.

Aber auch hier schwächte sich die Lust des Publikums, in's Theater zu gehen, sehr ab. Und zu welchen Mitteln in der Ankündigung und Anpreisung unseres dortigen Aufenthaltes Amberg griff, um die Aufmerksamkeit des Publikums für die Vorstellungen wach zu halten, beweist nachfolgender Zettel.

Mit einer 500maligen Aufführung vom „Raub der Sabinerinnen“ mit mir als Striese war es ihm nicht gethan, es mußte eine tausendste sein.

Mit dieser Veranstaltung hatte er sich nicht geirrt.

Ein total ausverkauftes Haus donnerte mir Beifall entgegen, und kostbare Geschenke, u. a. eine prächtige Brillantnadel von dem reichen Brauer Anhäuser-Busch, belohnten meine Leistung als Striese.

Die übrigen Vorstellungen, minder gut besucht, veranlaßten Amberg, noch einen und den letzten Coup auszuführen, da mit Ende April der Vertrag mit ihm und meinem Personal zu Ende war.

Er arrangirte am 30. April in dem speziell amerikanischen Theater, dem vornehmsten der Stadt, dem Olympic-Theater, eine Vorstellung von „Heißes Blut“, und nachfolgender Zettel beweist, wie verzweiflungsvoll Amberg das Tam-Tam rührte.

Am Sonntag, 30. April, ging diese angepriesene Vorstellung, unterstützt von Extrazügen von Belleville, einem anderthalb Stunden von St. Louis gelegenen Billenort, wie der anzeigende Zettel die heilige Versicherung giebt:

„Trotz der bedeutenden Unkosten Keine, Keine erhöhten Preise. Populäre Preise. “ vor einem nur halb besuchten Hause in Scene.

Das war das Ende der Amberg-Tournée mit dem Thomas-Damhofer-Ensemble.

Was hätte ein anderer als dieser leichtfertige, stets den Zeitungen die Annoncen schuldig bleibende Amberg, trotz seines längeren Aufenthaltes in Amerika unfundig aller Theaterverhältnisse, für das Gelingen und Gedeihen einer solchen Tournée schaffen können!

Oberflächlichkeit, Leichtsinm und Verlogenheit, das sind die Charakterzüge eines Mannes, der die Stirn hatte, bei der letzten Abrechnung mit mir, mich und meine Gesellschaft ohne irgendwelche Mittel zu belassen. Da nach amerikanischen Verhältnissen gerichtlich nichts von ihm zu bekommen war, mußte ich ihn ziehen lassen, und sah mich genöthigt, nunmehr aus meinem eigenen, leider schon sehr zusammengesmolzenen Vermögen die Unkosten dieser verlorenen Tournee zu bestreiten.

Ein Scherflein von 18 000 Mark, das meine Frau zusteuernte, veranlaßte sie, mir das heilige Versprechen abzunehmen, nie wieder eine Direktion zu übernehmen.

Eingedenk dieses ihr gegebenen Versprechens habe ich bis zum heutigen Tag alle ähnlichen an mich herantretenden Angebote feierlich abgelehnt.

Bei der Auseinandersetzung, die nun zwischen mir und meinem Personal erfolgte, erfuhr ich, daß außer Herrn Walden und Fräulein Urban sämtliche Mitglieder durch die landläufigen Versprechungen Amberg's mit demselben einen Vertrag, sogar auf mehrere Jahre hinaus, abgeschlossen hatten. Sie sollten, wie er ihnen mittheilte, Vorstellungen während der Weltausstellung in Chicago geben, und später habe er die Absicht, eine große Tournee durch die Staaten zu machen.

Die Eitelkeit beim Theater läßt die Selbsterkenntniß über das Können hintansetzen, und selten ist wohl die Strafe dafür so schnell auf dem Fuße gefolgt wie in diesem Fall.

Meine Warnung, daß wir in der Zusammenstellung

GERMANIA-THEATER

14TH STREET & LUCAS PLACE.

21bſchieds = Woche

des

Thomas-Damhofer Ensemble

Lezte Vorſtellungen

Operetten! * Nobilitäten!

Sonntag, 23. April. Operette u. Gesangsposse.

Donnerstag, 27. April. Gala-Souvenir Abend.

Die schoene Galathea
und **Eine mit Talent.**

Anfang präcise 8 Uhr.

Montag, 24. April. Zum letzten Mal:

DIE FLEDERMAUS.

Dienstag, 25. April. Benefiz für H. S. Vorschimer

Zum ersten Mal: **Ein Blitzmädel.**

Mittwoch, den 26. April.

DREI PAAR SCHUHE

1000tes Auftreten des Director Emil Thomas

als **STRIESE**, in **Der Raub der Sabinerinnen.**

HIERAUF: **FLOTTE BURSCHEN.**

Freitag, 28. April und } Operetten-Novität!

Sonnabend, 29. April } **Der arme Jonathan.**

Sonnabend, den 29. April.

Letzte Thomas-Damhofer Matinee.

Die schöne Helena.

Sitze jetzt zu haben an der Theater-Kasse
sowie in Fernow's Drug-Store, Ede Marfet & Broadway.

unseres Personals kaum ein Vaudeville aufzuführen imstande waren, welches nur einigermaßen gefangliche Anforderungen stellte, da außer meiner Frau kein einziges Mitglied den geflügelten Worten: Singe, wem Gesang gegeben! huldigen konnte, wurde mit Achselzucken angehört.

Amberg hatte den Mitgliedern gesagt, Thomas versteht und kennt die amerikanischen Verhältnisse nicht, Ihr seid die beste Operetten-Gesellschaft, die seit langer Zeit in Chicago gehört worden ist.

Die nur für die Posse ausreichende Soubrette Margarete Gallus indessen erkor er zu einem Operetten-Star, worauf diese Dame schon seit Monaten gewartet, und es unter meiner Direktion durch Amberg's Vermittlung durchgesetzt hatte, die Adele in der „Fledermaus“ singen zu dürfen.

Am 2. Mai reiste ich mit meiner Frau nach Chicago. Meine Bauschaft betrug 6 Dollar. Auf dem Bahnhof in St. Louis sah ich das nunmehrige Amberg-Ensemble versammelt, welches ebenfalls in demselben Zuge, ja in demselben Wagen mit mir die Reise nach Chicago machte.

Amberg wurde als der siegreiche Feldherr von meinem ehemaligen Personal während der Fahrt mit einer kultusähnlichen Vergötterung und Ehrerbietung behandelt, während man mir und meiner Frau kaum ein Wort der Unterhaltung gönnte. Nach dieser Richtung hin wurde diese 2½ stündige Fahrt für mich die erfahrungsreichste meiner Theaterkarriere. — In keinem Beruf

glaube ich, gilt der Spruch mehr: Le roi est mort, vive le roi!

In Chicago verließ ich mit meiner Frau den Waggon, ohne überhaupt mit Amberg oder einem meiner ehemaligen Mitglieder gesprochen zu haben.

Ich hätte ja schon nach 14 Tagen Gelegenheit gehabt, schadenfroh zu sein, denn die erste Vorstellung des Amberg-Ensembles in Souly's Theater, einem der vornehmsten Chicagos, mit der Operette „Der arme Jonathan“ von Millöcker, war nicht nur nicht besucht, sondern fiel vor dem spärlich erschienenen Publikum völlig durch. Und nun erst die Kritiken!

Amberg versuchte es nicht noch einmal mit einem Gesangsstück, sondern las sich aus der Stadt einige Dilettanten auf, um „Inspektor Bräsig“ aufzuführen. In dieser Vorstellung geschah es, daß das Publikum vor dem letzten Akt entfloh, und der fünfte gar nicht erst gespielt wurde. — Das war das Ende dieser Tournee in Chicago.

Nun versuchte er es noch in den kleinen umliegenden Orten wie Davenport, Oskotich, aber auch hier ohne jedweden Erfolg. Seinen Rettungsanker warf er nun nach Milwaukee. Aber nach der dritten Vorstellung war er, aller Mittel entblößt, gezwungen, die Waffen zu strecken.

Die Mitglieder erhielten kaum den dritten Theil ihrer Bezüge und, da sie alle nach Chicago zurück wollten, so gaben sie meist das wenige, von Amberg erhaltene Geld aus und kamen absolut mittellos nach Chicago.

OLYMPIC * THEATER

EXTRA!

EXTRA!

DEUTSCHE FEST - VORSTELLUNG
SONNTAG, 30. APRIL '93

FEST - ABEND!

GALA - ABEND!

Die Deutschen die Ersten im Felde. Vorfeier zur Eröffnung der Weltausstellung
unter Mitwirkung des vollständigen THOMAS-DAMHOFER ENSEMBLE.
NOVITÄT! **NOVITÄT!**

Zum ersten Mal: Die grosse Gesangs - Ausstattungs - Posse:

HEISSES BLUT


Tableaux, Ansichten der Weltausstellung in Chicago. Das deutsche Dorf in Chicago.
Eintrittskarten zur Welt-Ausstellung.

FREI!

FREI!

FREI!

Special-Züge der Wabash und Alton R. R. zu REDUZIRTEN Preisen

 **EXTRAZUG VON BELLEVILLE.** 

BETTY DAMHOFER, GRETHE GALLUS UND DIRECTOR **EMIL THOMAS**

In den Hauptrollen von

HEISSES BLUT

Trotz der bedeutenden Unkosten **KEINE, KEINE** erhöhten Preise.

Populäre Preise. — Reservirte Sitze an der Theaterkasse.

Great Western Printing Co., Show Printers and Engravers, St. Louis.

Amberg verduftete und ist erst in späterer Zeit in London wieder aufgetaucht.

In einem Theater der Weststadt Chicagos, im sogenannten „jüdischen Theater,“ weil dort von polnisch-jüdischen Schauspielern Vorstellungen gegeben wurden, versuchte die Gesellschaft noch einmal ihr Heil.

Der Impresario der jüdischen Schauspieler engagierte die Gesellschaft mit der Verpflichtung, daß sie in einem jüdisch-deutschen Stück spielen mußten. Aber auch dieses zog nicht.

Die Einnahme war flüchtig, und der Impresario legte nach dieser einen Vorstellung sein Direktionszepter nieder.

Die letzte Delung für dieses Ensemble war eine Vorstellung der „Fledermaus.“ Nochmals dünkte sich diese zerrüttete Gesellschaft operettensfähig.

Der Darsteller des Fals hatte zugleich als Tenorist die Verpflichtung, die Seele des Orchesters zu sein. Man hatte ein Piano herbeigeschleppt, da das Orchester gestreift hatte, weil es vorherige Bezahlung verlangte.

Und bald sah das Publikum den Tenor oben im Kostüm, bald unten im Orchesterraum auf dem Piano akkompagnieren, und das ohne Partitur und Klavierauszug nur nach dem Gehör.

Wie diese Vorstellung überhaupt zu Ende geführt worden ist, bleibt ein Räthsel. Augenzeugen versichern, so etwas wäre überhaupt noch nie als Theater-Vorstellung erlebt worden.

Damit hatte dieses Unwesen, das durch Amberg's Schuld hervorgerufen worden war, sein Ende erreicht.

Einzelne Mitglieder fanden auf der Weltausstellung noch leidlichen Erwerb.

In türkischen Staffees sah ich einige meiner Choristinnen und Choristen, mit türkischem Fez auf dem Kopf, für Türken gelten. Dort wurde getingeltangelt, in anderen Lokalen figurirten einige als Klavierspieler, um die üblichen Pauken auszufüllen, und so fristeten sie sich durch, um wenigstens das nackte Leben zu schützen.

An die Fleischtöpfe Aegyptens, ich meine an die von mir geleitete Tournee, werden die Herrschaften gewiß oft, recht oft zurückgedacht haben.

Mir und meiner Frau war nach den durchjagten Reisen, nach all den vorsätzlich zugefügten Kränkungen und Undankbarkeiten Amberg's und einiger meiner Mitglieder, die Ruhe sehr Bedürfnis.

Eine behagliche Wohnung in der Scherneckstreet, ließ uns unsern Aufenthalt in Chicago, dieser turbulenten Stadt, verlängern, dazu kam noch die Weltausstellung und das bedeutendste und interessanteste an Sehenswürdigkeiten, was vielleicht nie wieder in den Vereinigten Staaten Amerikas mit solchem Aufwand, solchem Prozeuthum hingestellt werden wird.

Daß ich mir mit meinen 6 Dollar in der Tasche all die herrlichen und unvergessenen Eindrücke dieser Ausstellung nicht zu eigen machen konnte, ist wohl begreiflich. Meine Betty hatte eben einen Sparpfennig in ihrer

Schatulle, der mir ausreichende Gelegenheit gab, gentlemanlike leben zu können.

Die Tage schwand schnell dahin, und nach dreimonatlichem Aufenthalt gingen wir in das herrliche Seebad Elcart Lake, 2½ Stunden von Milwaukee.

Hier lernte ich sehr viele gute und liebenswürdige Deutsche kennen. Die vornehmsten Brauer Milwaukee's, Nehlein und Gottfried mit ihren Frauen und Töchtern, und so manche andere von den oberen 10,000 fand ich dort, so daß der Sommeraufenthalt sich für uns erquickend und entzückend gestaltete.

Inmitten dieser förmlichen Schlaraffenzeit erhielten wir durch den derzeitigen Direktor des Deutschen Theaters in San Francisco, Nizigrath, einen alten Bekannten von uns, den Antrag, für den Winter an seiner Bühne ein Gastspiel zu absolviren. Obgleich ich schon einige Sehnsucht nach Berlin verspürte, wünschte meine Frau, da sie nun doch einmal im herrlichen Dollerlande sei, auch die Krone dieses Landes kennen zu lernen, nämlich Kalifornien.

Ich sagte dem Direktor Nizigrath zu, und so waren wir vom 1. September bis 1. April für San Francisco engagiert.

Noch ehe wir uns zu der Reise dahin rüsteten, erhielt ich von Berlin die Nachricht, daß meine Grundstücke, auf denen das Thomas-Theater stand, von den Hypothekengläubigern Gebr. Burchardt subhastirt seien und somit nicht mehr mein Eigenthum waren.

Auf alle diesbezüglichen Anfragen, ob ich im Stande sei, die Restbaugelder, Hypothekenzinsen u. s. w. zu zahlen, war keine Antwort von mir erfolgt. Ich hatte eingesehen (leider zu spät), daß jede Mark, die ich dorthin geschickt, ein Tropfen auf einem heißen Stein gewesen; und hätte ich die Prozedur, die nun stattfand, schon vor einem Jahre vor sich gehen lassen, ich hätte einige 80 000 Mark gespart.

Der Pächter des Thomas-Theater, Herr Richard Schulz, nannte dasselbe sofort wieder „Central-Theater“, und am 1. September 1893 eröffnete er die Saison mit der Kren'schen Posse „Berliner Vollblut.“

Hymnen von großem Erfolge drangen zu uns, denn durch die wohlorganisirten Stabeldepeschen bringt jede amerikaniſche Zeitung in kurzen Umrissen alles, was auf den Gebieten der Kunst, Litteratur und Theater in Berlin Neues vor sich geht und so las ich denn, Direktor Schulz habe auf das glänzendste eröffnet.

Doch auch dieses Glück war wandelbar, denn schon nach einiger Zeit wurden all die aufgeführten Novitäten in rascher Aufeinanderfolge abgesetzt, und ich sah, daß Novität auf Novität folgte ohne den gewünschten Erfolg.

Nach meinen Erfahrungen sagte ich mir, daß unter solchen Verhältnissen auch diese Direktion nicht von Dauer sein könne, und schon im Februar 1894 sollte dieses mir bestätigt werden.

Unsere Reise nach San Francisco war herrlich. In einer eleganten Pullman Car, welche nach jeder Richtung

dem Reisenden die größte Bequemlichkeit bietet, führen wir nach Colorado Springs.

Dieser Ort, einer der elegantesten und vielbesuchtesten Bäder, 2 Stunden von Denver gelegen, am Fuße des 10,000 Fuß hohen Pikes-Peak, ist malerisch schön.

Das eleganteste Publikum giebt sich hier ein Rendezvous, und in den vortrefflichen Hotels findet man die befriedigendste Unterkunft.

Nach einigen kleinen Exkursionen ging es nach Manitou, ebenfalls ein Bad am Fuße der Rocky Mountains, einer Sehenswürdigkeit. Mitten in dem kleinen Ort, umrahmt von herrlichsten Bergen, mit fashionablen Hotelpalästen, springen in der Mitte auf einer weiten Rasenfläche die kohlensauren Quellen, gleich Geisern, 25—30 Fuß hoch empor. Man nimmt einen Becher und schlürft dieses erquickende Wasser und beneidet diejenigen, die Zeit und Geld haben, in diesem nicht billigen, aber der Gesundheit sehr zuträglichen Dörfchen längere Zeit weilen zu dürfen.

Nun weiter in die Rocky Mountains hinein. Durch die merkwürdigsten Formationen der Berge sehen einzelne aus wie Sphinx, andere wieder wie eine ganze Front Militär in Paradeuniform, noch wieder andere wie ein Bauernehepaar, das den Kirchgang angetreten; hoch oben ein Felsblock, der die Glocke eines Kirchturms bildet, kurz, alle diese Wunder der Welt geschaut zu haben, ist unbeschreiblich.

Von Colorado Springs durch das wilde Colorado mit seinen Wasserfällen, Sturzbächen, ging es über den 11 000 Fuß hohen Sakermann-Paß. Ueber denselben führt eine Brücke aus Holz, kurvenähnlich gebaut und die höchstliegende im Eisenbahnverkehr.

Auf diese wilde Romantik folgte das liebliche Suta mit seiner mormonenreichen Salt-Lake-City.

Diese Stadt, von der so viel gefabelt wird, hinsichtlich der Vielweiberei, liegt ebenfalls herrlich in einer Ebene; umrahmt von blauen und grünen Kupferbergen, auf die man die Fernsicht hat, und kommt man durch Eisenbahnverbindung an den berühmten Salzsee.

Das neugebaute Bad mit 1600 Kabinen, 800 für Männer, 800 für Frauen, ist im Rondelstyl weit in den See gebaut. Getrennt werden die Kabinen durch einen Mittelbau, der als ein Saal mit Restaurationsgebäuden, Spielzimmern, Klubzimmern und allem erdenklichen Komfort ausgestattet ist.

Wir hatten Gelegenheit, hier einem Volksfest beizuwohnen. Es hatten sich wohl über 20 000 Menschen versammelt — soviel faßt dieses Bad — in den Gartenlokalitäten, sowie in allen den obenbenannten Räumen, und als es schließlich zum Tanz ging, da waren es wohlgezählte 1200 Paare, die im Saal das Tanzbein schwingen.

Dazu war mitten auf dem See ein prachtvolles Feuerwerk hergestellt, das die Schönheiten dieses Unter-

nehmens, bezüglich Bau und Lage noch glänzender erscheinen ließ.

Das Baden im See selbst ist äußerst drollig. Das Wasser, 21 % salzhaltig, läßt ein wirkliches Schwimmen gar nicht zu. Man wird förmlich von dem Wasser getragen, und selbst einem des Schwimmens völlig Unkundigen ist es ganz und gar unmöglich unterzugehen. Es macht daher einen äußerst possierlichen Eindruck, die Badenden alle sitzend im Wasser umherhüpfen zu sehen.

Sobald man aus dem See in seine Kabine gelangt, hat man die Verpflichtung, sich mit süßem Wasser erst vollständig des Salzes, das sich wie eine Kruste auf den Körper gelegt hat, zu entledigen; aber die Kräftigung, die solche Bäder dem Sterblichen angebeihen lassen, konnten wir schon nach einigen Tagen empfinden.

Salt-Lake selbst ist ein sehr angenehmer Aufenthalt. Es bietet nicht überraschend Sehenswürdiges, denn es ist eine echt amerikanische Stadt, ganz in dem Styl von Rohbauten, wie die meisten westlichen Städte, nur der Mormonentempel ist der Wallfahrtsort jedes Touristen.

Dieses Gotteshaus ist ein viereckiger Bau, in welchem sich ein gewaltiger Saal mit einer Gallerie befindet. Beim Eintritt sieht der Fremde ein erhöhtes Podium, auf welchem ein vollständiges Orchester steht, und einen großen grünen Tisch, um welchen 12 Stühle stehen, worauf die Vorstehenden des Kapitels beim Gottesdienst Platz nehmen.

Außer einem merkwürdigen Echo, welches der Küster

jedem Fremden sofort zu erklären sucht, ist nichts bemerkenswerthes zu finden. Besagtes Echo besteht darin: in der Eingangsthür ist ein kleines Tischchen aufgestellt. Der Küster entbietet nun die Gäste nach der oberen Gallerie. Die Entfernung von diesem Tischchen bis zu unsern Plätzen, die wir auf der Gallerie einnahmen, ist eine ungeheure, denn es haben in diesem Tempelsaal ca. 6000 Menschen Platz. Nun geht der Zauber vor sich. Der Küster reibt mit seiner flachen Hand ganz leise und für die Umstehenden unhörbar auf der Tischplatte, plötzlich donnert und poltert es auf der Gallerie, als ob ein Gewitter im Anzuge wäre. Dann nimmt er kleine Nadeln und läßt sie auf die Tischplatte fallen — es erklingen Amboßschläge an unser Ohr. Und um uns das Echo ganz eindringlich vorzuführen, nimmt er ein seidenes Tuch, welches er wieder mit der flachen Hand bestreicht, und ein Säusen wie bei Sturm wird hörbar, so daß man hier vielleicht das bedeutendste Echo, das in der Welt gezeigt wird, kennen zu lernen Gelegenheit hat.

Nachdem wir diesen merkwürdigen Tempel verlassen, schlenderte ich mit meiner Frau durch die Hauptstraßen, die großartigen Geschäfte der Industriezweige, die man in Amerika findet, in Augenschein zu nehmen.

Wir standen gerade vor einem dieser bedeutenden Kurzwaarenläden, als ein Herr neben mir sich immer bemerkbarer zu machen suchte. Trat ich rechts, war er auch rechts, war ich links, stand er wieder neben mir. Schon wollte ich ungeduldig werden und fragen: was

wollen Sie denn hier? Da rief er im schönsten Berliner Jargon aus: „Herrjott, det is doch Emil Thomas, wie kommen Sie denn hierher?“

Berwundert maß ich ihn von oben bis unten und fragte: „Wer sind Sie denn?“ „Herrjott,“ sagte er, „kennen Sie mir denn nich mehr, id habe ja bei Ihnen im Jahr 1876, als Sie noch det Woltersdorff-Theater hatten, immer die Statistenuollen gemacht. Mein Name is Frixe Sempel, id habe hier eene großartige Restauration, und mir kennt hier jeder unter den Namen „Unser Frixe.“ So dürfen Sie mir nich vorbei, Sie müssen mir die Ehre jeben, heute mein Gast zu sein.“

Wir wollten erst ausweichen, aber er war so bewegt vor Freude, mich wiederzusehen, daß ich es einem Landsmann in der weiten Fremde nicht abschlagen konnte. Am Abend trafen wir denn auch bei ihm ein. Es war ein sehr hübsches Lokal. Er selbst figurirte noch, als wir eintraten, als Barkeeper hinter der Bar, aber als er uns bemerkte, flog die weiße Jacke von den wohlgenährten Schultern, ein schwarzer Rock trat an ihre Stelle, und flugs ging es nun daran, uns auf das gastfreundlichste zu bewirthen.

Herrgott, was hat der Mann nicht alles aufgetragen, was mußte ich da nicht alles zusammen trinken?!

Die sonst in seinem Lokal ständigen Gäste, jeder einzelne wurde benachrichtigt, „Emil Thomas ist hier, da sitzt er ja.“

Man steckte die Köpfe zusammen, bis es schließlich

seiner Ueberredungskunst gelang, daß Alles sich an unsern Tisch plazirte, und eine Gesellschaft von einigen 20 Norddeutschen auf das Herzlichste populirte.

Auch der Kellner, der uns bediente, blieb nicht aus und raunte mir in's Ohr: „Herr Thomas, Sie kenne ich doch noch von Hamburg, ich habe Sie mal bei Dehmke bedient.“

Am nächsten Morgen um 8 Uhr sollte uns der Zug nach Ogden und Sacramento bringen, und um 7 Uhr saßen wir noch Alle beim herrlichsten Sonnenschein, unsere Erinnerungen an die Heimat austauschend, beim köstlichen Wein.

Die ganze Gesellschaft ließ es sich nicht nehmen, mir und meiner Frau bis zum Bahnhof das Geleit zu geben, und Frize Hempel, mein ehemaliger Statist, in Salt-Lake genannt „Unser Frize,“ stand mit einem Korb erfrischenden Obstes, als Mitgabe für die Reise, auf dem Perron.

Nach herzlichster Verabschiedung einer so wirklich improvisirten, gastfreundlichen Aufnahme stiegen wir in unsern Wagen, und beim Abfahren des Zuges donnerte uns ein dreifaches Hoch mit den Wünschen einer glücklichen Reise nach.

4000 Meilen von Berlin entfernt, und einen so richtigen Berliner gefunden zu haben, ist auch etwas werth.

Die Fahrt von Salt-Lake nach San-Francisco bietet dem Reisenden nicht viel bemerkenswerthes. Die vielen

Vorkehrungen gegen Schneeverwehungen, die aus hölzernen Tunnels zusammengestellt sind, lassen wenig oder garnichts von den Gefilden Sutás erkennen.

Nach zwei Tagen und zwei Nächten trafen wir in Oakland ein. Hixigrath war zur Stelle, und so fuhren wir über die schöne Bay auf einem herrlichen Dampfer in die schönste Stadt der Welt, in San-Francisco, ein.

Im Golden-Gate-Hotel sehr gut untergebracht und versorgt, verbrachten wir die erste Nacht ungestört und schlafesquidend, um am andern Morgen im Baldwin-Theater, einem der vornehmsten San-Francisco's, unsere Proben zu beginnen.

Das Personal wies sehr viele alte Bekannte auf, die mich und meine Frau in freudigster Stimmung empfingen.

Man hatte schon die Saison eröffnet, aber leider war auch in San-Francisco das Deutsche Theater nicht mehr so besucht wie früher. Zu meiner Freude mußte ich hören, daß für unsere Gastspiel-Vorstellungen fast sämtliche Plätze vergriffen waren. Wir waren vom Direktor Hixigrath vorerst nur für 10 Vorstellungen engagirt, und da das Deutsche Theater in San-Francisco nur an Sonntagen spielt, also nur einmal in der Woche, so konzentrirte sich im Theater das Deutschthum nur auf diesen Tag.

Unsere Erfolge waren in „Drei Paar Schuhe,“ „Luftschlöffer,“ „Mamsell Mitouche,“ „Rosenmüller und Finke,“ „Kunst-Bazillus,“ „Therese Arones“ derart, daß

ein neues Abonnement, eine für diese Stadt vordem nie dagewesene Erscheinung, eröffnet wurde.

Am 15. November erklärte mir Direktor Siggrath, daß trotz dieser kolossalen Einnahmen und des neu aufgelegten Abonnements (das Geld hatte er bereits für sich in Anspruch genommen) seine Mittel erschöpft seien und er nicht mehr weiter spielen könne.

Ich war wie vom Donner gerührt. Bei ausverkauften Häusern, einem Abonnement von ca. 25000 Mark sollte das Theater geschlossen werden! Nach längeren Debatten kamen wir dahinter, daß der Direktor von dem bereits vorher eingegangenen Abonnementsgelde schon einen ganzen Sommer in dulce jubilo gelebt, mithin dieses jetzt in die Kasse fließende Geld längst verpulvert war.

Durch die Amberg'sche Direktionsführung bereits nicht mehr so naiv, um mich weiteren Unzuträglichkeiten zu unterziehen, erklärte ich unsern Vertrag für gelöst.

Zudem traf mich der harte Schlag, daß meine Frau sich während der Vorstellung von „Mitouche“ eine Erkältung zugezogen hatte, die sie hartnäckig auf's Krankenlager warf. Nach vierzehntägiger eifriger Pflege meinerseits wurde es mir nicht erspart, den Wagen vom „Rothen Kreuze“ vor meinem Hause anlangen zu sehen, um meine Frau in's Deutsche Hospital zu überführen.

Am 10. Dezember war die Krisis bei ihr eingetreten, und zagend und zaudernd stand ich vor dem Hospital, von den Lippen der Oberin dieses Hauses zu vernehmen,

in welchem Zustand sich meine geliebte Betty befand. Drei volle Tage und Nächte irrte ich ruhelos in der schönsten aller Städte umher, bis mir am 12. Dezember abends der Trost ward, daß die Krisis vorüber und eine Besserung eingetreten.

Freunde im Leid finden, das ist eine Seltenheit, aber in San Francisco habe ich sie gefunden. Joseph Mahler, einer der talentvollsten Künstler im Malerfach, Wiener von Geburt, frisch-fröhlich dahinlebend, war einer der ersten, der sich uns bei unserer Ankunft in San Francisco näherte. Als Zeichner einer der bedeutendsten Zeitungen, der „Call“, war er in seiner unumschränkten Stellung einer von denen, die es sich zur Aufgabe gemacht haben, allen denjenigen, die den Boden San Francisco's betreten und der Kunst Genüge leisten, seinen ganzen Dienst zu widmen. Mir wurde er einer der treuesten und aufrichtigsten Freunde.

Dieses Mahler'sche Haus, in welchem Frau Mathilde, auch eine ehemalige Stollegin, sorgsam waltete, war mir während der Zeit, wo meine Frau so schwer krank darniederlag, der Ort und die Scholle, der Stab und die Stütze, die mich aufrecht erhielten. Diesem Hause verdanke ich meine moralische Existenz.

Tritt ein derartiges Unglück, wie es mich betroffen, zur Thür herein, so sind alle Annehmlichkeiten und Herrlichkeiten, die eine Stadt bietet — und San Francisco bietet in dieser Beziehung wohl das Ausgiebigste aller Städte — doch nur Mittel zum Zweck und müssen der

Anerkennung entbehren, wenn das Gemüth so tief erkrankt ist.

Am Sylvester-Abend 1894, gab mir der vortreffliche Dirigent des German-Hospitals, Dr. Kreuzmann, der mir während der Erkrankung meiner Frau ebenfalls ein warmer, aufrichtiger Freund geworden war, die Erlaubniß, meine Betty aus dem Hospital abzuholen.

Der Abschied vom Personal des Krankenhauses und der dort noch anwesenden Patientinnen war wie der von einer befreundeten Familie. In dem blütenreichen Park des Hospitals waren diejenigen Patientinnen versammelt, denen es gestattet war, aus ihren Zimmern sich zu entfernen, um der hier so lieb gewordenen Insassin das Abschiedsgeleite zu geben.

Nachdem wir uns nach diesem für uns so feierlichen Akte verabschiedet, fuhren wir nach San José, einer 1½ Stunde von San Francisco gelegenen reizenden Gartenstadt.

Dieser Platz war uns nicht unbekannt, da wir mit Siggrath und seiner Truppe dorthin einen Abstecher gemacht und zwei Vorstellungen gegeben hatten.

San José ist vermöge seiner Lage und seiner stimmungsvollen durch die Natur so begünstigten Umgebung geradezu wunderbar. Unweit der Stadt wandelt man durch einen Lorbeerwald, und das meilenweit. Der Duft dieser Baumgruppen so herzhaft und labend, ist für uns Europäer einzig. Reisende, die die Riviera, also Monte Carlo, Nizza zc. gesehen, können nur einen Vorgehmac

von der Großartigkeit und Gewaltigkeit dieses Terrains haben.

Abgesehen von der Güte jedweder Naturalverpflegung (und diese ist eben in Californien musterhaft) bietet die Natur eben alles, was Befriedigung und Entzücken hervorrufen muß.

Eine Stunde von San José liegt der berühmte Park von Paolo-Alto. Nicht minder weit entfernt erhebt sich der Mount-Hamilton mit dem Vient-Teleskop, dem größten der Welt.

In Paolo-Alto, das nicht allein durch seine hundertfältige Pflanzengattungen an Lorbeern, Palmen, Orangen, Beilchen, Mandeln, Rosen, Cacteen und unzähligen tropischen Gewächsen sich auszeichnet, ist noch ein Colleg, eine sogenannte amerikanische Universität. Diese ist ebenfalls eine Stiftung des reichen Bürgers Vient.

200000 Dollar setzte derselbe aus, dieses großartige Institut ins Leben zu rufen. Zweck desselben ist es, unbemittelten jungen Leuten aller Stände Wohnung, Verpflegung und die betreffende Lehranstalt zu bieten, um studieren zu können.

Es ist eins von den wenigen Collegs Amerikas, die den Grundparagraphen von ihrem Gründer besitzen: In dieser Anstalt muß deutsch gelehrt werden! Von einem Amerikaner wahrhaft sehr dankenswerth.

So kam es, daß Professor Born, ein liebenswürdiger Ostpreuße, den Direktor Hisingrath erjucht hatte, in der Lehranstalt von Paolo-Alto eine Vorststellung zu

geben. Der Wunsch der akademischen Jugend sollte erfüllt werden.

Scenen aus Faust, Iphigenie und Egmont wurden von dem Komite, welches aus den betreffenden Professoren bestand, vorgeschrieben, aber die Jugend von Paolo-Alto, welche mich und meine Frau bei meinen Gastvorstellungen in San Francisco gesehen, verlangte auch das Ehepaar Thomas.

Nun war guter Rath theuer! Was sollten wir spielen?

Man kam, um unserem Gastspiel in seiner Fassung symbolisch entgegen zu kommen, auf „Hohe Gäste,“ dem bekannten Elefantenschwanz von George Kelly.

Daß diese Burlesque sehr kontrastirend gegen das Vorprogramm abstechen mußte, ist sehr begreiflich, und nun erst der Ort, wo gespielt werden sollte.

Nachdem wir sammt und sonders in Paolo-Alto angekommen, wies man uns die Kirche des Instituts als Tummelplatz unseres Könnens an.

Ich trat in einen sehr hübschen geräumigen Saal. Ein Katheder auf einem kleinen unbemerkbaren Podium stand vor mir, dahinter ein großes Altarbild (Christus am Delberg). Vor diesem eine große Anzahl Bänke, auf denen noch die betreffenden Gebetbücher lagen.

„Und hier sollen wir spielen?“ fragte ich.

„Zawohl,“ war die Antwort des Professors Born.

Mit großer Emsigkeit und bienenhafter Schnelligkeit arbeiteten einige jüngere Akademiker vor dem Podium

herum, um einigermaßen ein Portal und einen Vorhang fertig zu stellen.

Ueberaus große Lustigkeit herrschte in allen Gemüthern. So primitiv und unangebracht mir auch alles erschien, lachende und fröhliche Stimmen übertönten meine Bedenken.

Der Abend brachte ein übervolles Haus, und nicht ein einziger Zuschauer nahm Anstand, als Hermann Raberg, mit allen Feinessen eines alten Schmierenkomödianten, die Schülerscene herunter deflamirte, während im Hintergrund das Altarbild Zeuge aller Ermahnungen und Rathschläge, die Mephisto dem Schüler unterbreitete, sein mußte.

Nun aber nach all den klassischen Scenen erst unsere Farce. Ohne irgend einen dekorativen Schmuck spielten wir unsere „Hohe Gäste.“ Nur durch die vortreffliche Leistung meiner Frau, und die mit ihrer bekannten Gesangsvirtuosität vorgetragenen Einlagen erhielt der Abend eigentlich erst das Gepräge des allgemeinen Vergnügens.

Stürmischer, jubelnder Beifall belohnte uns, und bei dem nach dem Theater von dem Vorstand uns zu Ehren gegebenen großen Bankett wurden wir beide noch recht oft der Gegenstand herzlichster Ovationen.

Das verkrachte Theaterverhältniß San-Franciscos hielt uns nicht ab, noch längere Zeit in diesem entzückenden Theil der Erde zu weilen. Die rührende Gastfreundschaft und liebevolle Aufnahme, die uns von

seiten so vieler, vieler erworbener Freunde zu Theil wurde, machte uns den Aufenthalt unvergessen. Und so verändelten wir die Zeit Tag für Tag in sonniger und rosigter Lebensanschauung.

Was bietet aber San-Francisco nicht auch Allen denjenigen, die, aus Europas Gefilden nach dort verschlagen, reizvolles genießen wollen.

Die herrlich Bay, umrahmt von Oakland, einem gartenreichen, mit prächtigen Villen besäten Platz, bildet den Eingang von Osten. Im Westen liegt der herrlichste aller Ozeane, der Pacific mit dem berühmten Cliff-house und den beiden mitten im Meer herausspringenden Felsen, auf denen sich tausende und abertausende Seehunde herumtummeln. Diese Thiere sind vom Gouvernement geschützt und dürfen bei hoher Strafe nicht geschossen werden. Stundenlang kann man auf der herrlichen Veranda des Cliff-house sitzen — hinaus ins weite Meer blicken, im Vordergrund die beiden Seehundshügel, mit dem possirlichsten Völkchen bewohnt — das bellend und heulend auf und nieder trittelt! — während das Meer mit seinem hohen Wellenschlag dröhnend an den Felsen zerschellt! Gewaltig! Unvergesslich!

Der Golden-Gate-Park, einzig dastehend in der Welt, ist nicht allein golden, wahrhaft göttlich; diese entzückendste aller Gegenden, durch Berge und Thäler trefflich unterstützt, dieser Duft der hundertfachen Pflanzen und Bäume, der beim Durchschreiten des Parks den Gast durchweht, ist das vollendetste, was Kunst und Natur zu schaffen

im stande war. Herrliche, glückliche Stadt, einzig in ihrer Art!

Mitten in dieses absolute Wohlleben erhielt ich durch die Agentur Crelinger einen eingeschriebenen Brief von Berlin, der mich aufforderte, sofort nach Berlin zu kommen. Die Geschäfte in meinem subhastirten Theater waren nicht die glänzendsten, im Gegentheil, man erinnerte sich des Mannes gern, der doch so recht eigentlich gerade in diesem Hause für die Klasse als Magnet galt!

Und mit dem Goethe'schen Spruch „Von Zeit zu Zeit seh' ich den Alten gern“ war auch der Crelinger'sche Brief durchtränkt.

Komm, hieß es, komm, man wartet auf Dich! Du wirst vermigt! Du kannst spielen, was Du willst! Frage nicht nach Repertoire! Spiele Deine alten Sachen! Emil Thomas in Berlin und im Central-Theater. Das ist genug, um die Klasse flott zu machen.

Also so weit war es gekommen! Trotz aller guten Vorsätze und Ausführungen, um Gotteswillen nur keine Erinnerung an Emil Thomas. Alles war aus dem Hause entfernt, um dem Publikum jede Erinnerung an den Mann zu nehmen, der 30 Jahre den Berlinern durch seinen unverwüsthlichen Humor abends die Sorgen verschenkt hatte.

Da ich doch erst wissen mußte, wie ich mit meinen Gläubigern zurecht kommen würde, ging's an's Ueberlegen. Dazu hatte ich aber nicht viel Zeit, denn schon

zwei Tage nach obigem Brief erhielt ich von Direktor Schulz eine Kabeldepesche, ob ich geneigt sei, auf Grund des Crelinger'schen Briefes bei ihm im Monat Mai 30 Gastvorstellungen zu geben.

Alles, was mir widerwärtig in Berlin sei, würde geordnet werden.

Da ich zwei Jahre in Amerika gereist, also hinlänglich das Wörtchen smart auch auf mich ausdehnen konnte, so sagte ich erst, nachdem mir vollständige Gewißheit über all das Vorgebrachte geworden, zu, und wir rüsteten uns zum Leidwesen unserer vielen Freunde zur Reise nach Deutschland.

Es war ein Abschiednehmen auf dem Südbahnhof von einer zahlreichen Corona, die uns das Geleite gab, als ob wir nur bis zur nächsten Station fahren wollten, und dann umkehren. Daß wir nach Europa reisen würden, vielleicht auf Nimmerwiedersehen, davon war keine Rede. Man konnte sich nicht vorstellen, nicht den Gedanken fassen, daß wir, die so eingelebt in allen Streifen, San Francisco für immer verließen.

Der Zug setzte sich in Bewegung. — Ein kräftiges Hurrah, Hüte- und Tücherschwenken, und die schönste aller Städte verschwand alsbald aus unserm Gesichtskreis.

Unsere Fahrt, begleitet von zwei japanischen Doggen, einem Papagei und acht Inséparables, dies alles wollte meine Frau als Zeichen californischer Tribute nach Europa bringen, ging vorerst durch das Territorium der Apachen,

einem noch recht kriegerischen Indianerstamm Süd-Californiens.

Die Santa-Fé-Route ist eine der besuchtesten Eisenbahnen und wird besonders, wenn ein sogenannter Eisenbahnkrieg erklärt wird, von den Kaliforniern benutzt. Einen solchen Eisenbahnkrieg benutzte auch ich, da er sich mir zufällig darbot.

Derjelbe besteht darin, daß die Direktionen der betreffenden Bahnen sich gegenseitig durch Verbilligung des Preises eine überraschende Konkurrenz bieten. Man liest eines schönen Tages in der Zeitung: Die Santa-Fé-Bahn fährt 7 Tage und 7 Nächte von San Francisco nach New-York nicht mehr für den gewöhnlichen Preis von 60 Dollar pro Person, sondern für 45. Flugs zeigt die Mittel- oder Manadia-Bahn, die Pacific- oder eine andere Bahn-Verwaltung für den direkten Verkehr zwischen Osten und Westen an, daß sie noch billiger fährt, bis ein Preis durch dieses Unterbieten von nicht geahnter Mäßigkeit herauskommt. Und diesen Moment benutzte ich, um für den Preis von 33 Dollar, sage 132 Mark, 7 Tage und 7 Nächte I. Klasse, Pullmann Car, mit der Erlaubniß an 3 oder 4 von mir angegebenen Stationen aussteigen zu dürfen, nach New-York zu fahren.

Neu-Mexiko, eines der jüngeren zu den Vereinigten Staaten geschlagenen Ländchen, bietet durch seine kolossalen Gebirgs-Verhältnisse viel interessantes. Durch wilde, fast unbewohnte Geilde rast der Zug, und da der Passagier am ersten Tage sich mehr mit seiner häuslich zu machenden

Bequemlichkeit im Wagen beschäftigt verläumt er vielleicht Manches, das für ihn interessant gewesen wäre.

Der Staat Arizona, der auf Neu-Mexiko folgt, wohl in Europa nur durch den Arizona-Ricker bekannt, ist einer der anstaunenswertheften und interessantesten Theile Nord-Amerikas. Bei Arizona-Ricker fällt mir ein, daß wohl wenige Europäer den Ausdruck Ricker verstehen. Ricken, glaubt der Europäer, heißt „schauen.“ Ricken heißt aber in Amerika „streifen.“ Wenn man drüben gewarnt wird, daß der oder jener untergebene Arbeiter in der nächsten Zeit nicht mehr mitthun wolle, ohne vorher seinen Standpunkt klar gemacht zu haben, so sagt man, er „kickt.“ Nebenbei bemerkt, ist dieser Arizona-Ricker eine deutsche Erfindung, und den Leuten Deutschlands als amerikanisch unterbreitet. Er hat nichts mit amerikanischem Denken und Handeln gemein.

Die Bahn fährt durch Arizona, inmitten der größten Kupferberg Kolosse von 10–12000 Fuß Höhe, die bei hellem Sonnenschein mit ihren blau-grün-orydirtten Klüppeln sich herrlich ausnehmen. Aber ein wahres Wunder der Welt und ingenüöser, fast raffinirter Baukunst ist es, wenn man kurz vor dem Territorium der Pueblos bei den drei feuerpeienden Bergen vorüberjagt. Hier läßt, da kein anderes Terrain zu finden, die Bahnverwaltung den Zug viele, viele Meilen weit über erstarrte Lava gehen. Rechts und links ist das Terrain vulkanisch durchbrochen, hohe Geysir steigen auf, die Hitze wird

unerträglich, der Thermometer-Stand zeigt auf 42° Réaumur.

Nachdem man sich weidlich an dem im Wagen vorhandenen Eiswasser abgekühlt, stürzt man so schnell als thunlich auf die Plattform des Waggons, um die Natur und ihre gewaltigen Monumente zu bewundern. Nicht ohne heimliches Grauen, was jeden Passagier in dieser Gegend beschleicht, kamen wir nach „Pueblo,“ dies ist das Indianer-Territorium.

Ein hölzernes Häuschen bedeutete uns beim Halten des Zuges, daß dies die Bahnhof-Halle ist. Vor derselben gruppiren sich Indianer und Indianerinnen, welche Schnurpfeifereien, Tassen und Krüge aus Thon, mit eigenthümlichen Figuren bemalt, zum Verkauf anbieten.

In ihrem Aeußern haben die Pueblo-Indianer, Männer wie Weiber, eine große Aehnlichkeit mit den vollblütigen Ungarn der Puszta. Nicht tätowirt, mit ihrem dunklen, bronzenen Teint, schwarzem Haar, leuchtenden Augen sind die Männer von herkulischer Gestalt, die Frauen, ähnlich bekleidet wie die Bäuerinnen in Bosnien, ebenfalls schön gewachsen und von interessanten Gesichtszügen.

Bevor der Zug stand, gab uns ein Trupp dieser Indianer noch einen Begriff von ihrer Reitgeschwindigkeit. Einige zwanzig dieser Wilden jagten auf ihren kleinen, unscheinbaren Pferden plötzlich über Hügel und Thäler auf unsern Zug zu, und in demselben Augenblick,

als der Zug stand, parirten sie vor uns parademäßig mit einem markdurchdringenden Indianergeheul. In der That ein unbeschreiblicher, prächtiger Moment.

Was Wunder, daß es mich antrieb, diesen Völkertamm in der Nähe zu betrachten. Schnell machte ich meiner Frau den Vorschlag, wir steigen hier aus und erwarten den nächsten Zug.

Volle acht Stunden trieb ich mich mit meiner Frau unter diesen Wilden herum. Der Agent dieses Territoriums, ein echter Yankee, sprach zufälligerweise etwas deutsch. Nachdem ich ihn in seinem Hause aufgesucht und ihm mein Vorhaben mitgetheilt, Land und Leute kennen zu lernen, gab er bereitwilligst Folge. So erfuhr ich denn, daß die Pueblos 45 000 000 Dollar Bonds in Washington liegen haben; mit diesem Geld hatte die Regierung ihnen die weiteren Besitzungen abgekauft. Es kam demnach auf den Mann 254 000 Dollar, ein sehr schönes Vermögen.

Dieser Stamm ist eigentlich im wahren Sinne des Wortes nicht mehr als wild und ungezügelt zu betrachten. Die Missionsgesellschaften haben bestmöglichst gewirkt, und wenn sie sich auch noch nicht zum Christenthum bekehrt haben, auch noch nicht im entferntesten englisch sprechen, und in ihren heimathlichen Gebräuchen zu leben sich besleißigen, so sind sie eben Farmer, die ihr Feld und ihre Wiesen vortrefflich bestellen.

Ihre Hauptbeschäftigung ist Fischfang und Jagd, welche beiden Handwerke sie vortrefflich verstehen, und

staunenswerth ist es mitanzusehen, wenn so ein Trupp Indianer in ihren kleinen Kanoes über die schmalsten Durchfurchungen ihres Landes dahinfliegt.

Die Wohnungen, wenn man von solchen reden darf, sind terrassenförmig in Felsen eingehauen. Der Eingang in solch eine Wohnung ist kaum $1\frac{1}{2}$ m hoch. Kriecht man in diese Oeffnung hinein, so findet man einen dunklen Raum, der mit Stokusblättern belegt, das Lager der Besitzer bildet. Alle Nothangelegenheiten werden im Freien besorgt.

Eine Ausnahme von einer derartigen Spelunke macht der Häuptling. Es ist ein kleines, unglaublich zusammengezimmertes Holzhäuschen, vor welchem vier große Baumstämme aufgepflanzt sind, die mit einigen Brettern verbunden, eine sogenannte Veranda darstellen. Auf dieser nahmen wir Platz und wurden, wie mir der Agent heilig versicherte, auf das großartigste bewirthet.

Wir bekamen übelriechende Fische vorgesetzt und ein Getränk, das aus Mais fabrizirt, der „Braunschweiger Mumme“ verdammt ähnlich ist.

Letzteres ist das einzige Getränk, das den Stämmen von der amerikanischen Regierung erlaubt ist. Alkohol den Indianern zu verkaufen, wird mit Gefängniß bis zu drei Jahren bestraft. Der Genuß aller spirituosen Getränke hat übergroße Vereiztheit der Stämme untereinander hervorgerufen, und Mordanfälle sind keine Seltenheit geblieben, daher dieses strenge Verbot.

Noch eine Ueberraschung sollte uns durch den Häupt-

ling zu theil werden, er entbot den sogenannten Vergnügungsrath.

Es erschien ein Trupp Indianer, Männlein und Weiblein, welche, in einem Halbkreis sitzend, uns ihre nationalen Gesänge vortrugen. Der schwärmerische klagende Ton dieser Melodien muß jedem Zuhörer zu Herzen gehen, der die klagenden Weisen und Melodien Polens und Ungarns kennt. Ganz dieselbe Stimmung! Ganz derselbe Tonfall!

Nach diesem rührenden Intermezzo kam die Belustigung: Der wildeste, nationale, indianische Tanz, der nach einer unsagbaren Melodie auf von Kocusrohr gefertigten Flöten begleitet, uns vorgeführt wurde, erregte bei mir die Sucht, mich zu revanchiren.

Nachdem die braunen Tänzer und Tänzerinnen fast erschöpft sich mit einem Schlage zu Boden geworfen, sprang ich auf und tanzte ihnen mit meiner Frau die Kutschke-Polka vor, die ich in Berlin wohl über hundertmal zum höchsten Gaudium in „So sind sie alle“ als Püfke vorgewalzt hatte. Ein Jauchzen, Heulen, Brüllen, ein Händeklatschen und Fügestampfen war der Dank, den dieses von uns amüfirte Publikum uns entgegenbrachte.

Hätte uns nicht vom nahen Bahnhof her das Signal gemahnt, daß der Zug, der uns weiter befördern sollte, in der Nähe sei, wahrlich, ich wäre bei diesem kunstverständigen braunen Völkchen noch länger geblieben.

Wir nahmen herzlichen Abschied. Der Agent, der Häuptling und ein Trupp Indianer begleiteten uns bis

an den heranbrausenden Zug, und nicht geringes Erstaunen erregte es bei den Passagieren, als sogar der Häuptling sich einer kräftigen Umarmung meiner Frau schuldig machte. Nochmals ein unartikulierter Aufschrei unserer Begleiter, und der Zug fuhr von dannen.

Nun ging es über den Ohio, über die merkwürdige große Brücke, auf der jeder Passagier plötzlich seine Uhr stellt. Diesseits von Kalifornien kommend, ist es gerade eine Stunde weniger wie jenseits der Brücke. Es ist dies die Midzeit. Man kommt z. B. um 12 Uhr auf der Brücke an, und sowie der Zug die Brücke passiert hat, stellt man die Uhr auf 1. Ohio liegt malerisch. Der Mississippi und Missouri geben den Erdsflächen durch ihre weiten, großen Gewässer den fruchtbarsten Boden der südlichen Staaten. Und so ging es fort nach Chicago, Baltimore und Washington. Washington, eine Gartenstadt mit dem berühmten weißen Hause, dem Sitz des Präsidenten, und dem Repräsentanten-Haus, macht in seiner behaglichen, ruhigen und vornehmen Stille den Eindruck einer für Amerika ganz fremden Welt. Kein Geschäfts-, kein Industrie-Getriebe belebt die Stadt. Still, vornehm, sogar einer Idylle gleich, macht die Stadt eine Ausnahme aller Städte. Washington hat die größte Aehnlichkeit mit dem Haag in Holland.

Ueber Philadelphia, dem Sitz der höchsten und gewaltigsten Temperenz, einer großen und gewaltigen Häusermasse, uninteressant und ohne weitere Bedeutung, kamen wir wohlbehalten in New-York an.

Zwei Tage waren zum Abschiednehmen von unseren New-Yorker Freunden festgesetzt, und am dritten sollte uns ein Dampfer der Hamburg - Amerikanischen - Packet-fahrt-Gesellschaft in die Heimat führen.

Ich hatte, um eine wahrhaft erquickende Seereise zu machen, gerade einen dieser kleinen Postdampfer gewählt, um ungenirt und ohne den Ballast vieler Kajüts-passagiere zu sein.

Nach herzlichem Abschied bestiegen wir die „Moravia“, von der am Ufer zurückbleibenden Menge nicht so geräuschvoll - angejubelt, wie die größeren Schnelldampfer „Bismarck“ und „Augusta Viktoria.“ Ruhig und gemessen brach die „Moravia“ auf, und nun begann für uns eine der wohlthuendsten und erquickendsten Seereisen, die wahrhaft beneidenswerth war. Der Ozean that uns den Gefallen, nicht stürmisch zu sein, und der Himmel schaute mit seinem blauen Gewölbe lachend und freundlich auf uns herab.

Nach 13tägiger Fahrt landeten wir auf deutschem Boden in Hamburg. Die Kunde, daß wir nach Berlin zurückkehren, und ich dort gastiren würde, war natürlich längst vorausgeeilt, auch das Schiff, auf dem ich mich befand, und die Zeit der Ankunft gemeldet.

Wir wurden infolgedessen in Hamburg mit Blumensträußen größten Umfanges von zahlreichen Freunden empfangen und jubelnd in die Stadt begleitet. Unser Aufenthalt währte leider nur einige Stunden, da ich mich sofort nach Berlin begeben mußte.

Abends um 9 Uhr traf der Zug auf dem Lehrter Bahnhof in Berlin ein.

Amberg und einige meiner getreuen Mitglieder hatten im Laufe meiner amerikanischen Tournee die Kunde nach Berlin gelangen lassen, ich sei ein gebrochener, todtkranker Mann, unfähig, meinem Berufe nachkommen zu können. Ja, man hatte schon — wie ich später erfahren sollte — im Streife einiger Freunde angeregt, für mich, den gänzlich Unbemittelten, eine Sammlung zu veranstalten, denn auch in dieser Beziehung hatten es einige Mitglieder, an der Spitze Amberg, nicht fehlen lassen, mich als „armen Reisenden“ festzunageln. Aber eine dunkle Ahnung hatte mich auf der Fahrt von Hamburg nach Berlin erfaßt, ich bat meine Frau dringend, alle ihr zu Gebote stehenden Kostbarkeiten anzulegen, denn das von mir herrührende geflügelte Wort: „Wenn man seine Rollen nicht zeigen kann, dann raus mit den Brillanten,“ war hier äußerst am Platze. Und welchen Eindruck dies bei unserer Ankunft in Berlin machen sollte, war mehr wie drollig.

Ich überraschte die überaus zahlreiche Menge meiner Freunde und Bekannten und Unbekannten, als sie mich frisch und fröhlich aus dem Waggon springen sahen, meine Frau in strotzender Gesundheit, nachfolgend die mitgeführte Menagerie.

Ein erstauntes: „Ach, sehen die aber ausgezeichnet aus, Thomas ist um 10 Jahre jünger geworden,“ so rauschte es von allen Lippen. Man hatte eben einen

müden, todkranken, vielleicht auf 2 Stöcken herumwandelnden alten Komödianten erwartet.

Was die edlen meiner Betreuen mit diesen kolportirten Nachrichten bezwecken wollten, ist mir bis auf den heutigen Tag unerfindlich geblieben. Ich kann nur nochmals konstatiren, daß die Scheelsucht in keinem Stande unserer sozialen Gesellschaft so ausgeprägt ist, als beim Theater.

Das fröhliche Wiedersehen meiner zahlreichen Verehrer sollte sich bei meinem Wiederauftreten im Central-Theater, dem Hause, dem ich nicht nur in jeder Beziehung meine Kraft geweiht, sondern auch an welchem ich mein Vermögen verloren hatte, durch ein übervolles Haus erneuern.

Bei meinem Auftreten am 1. Mai 1894 als „Registrator auf Reisen“ brach ein nicht endenwollender Empfangsjubel los, der sich erst beschwichtigte, als ich wahrhaft bewegt, in einigen kurzen Worten meine Freude ausdrückte, nach zweijähriger Abwesenheit in meiner Vaterstadt wieder Anker geworfen zu haben.

Der Beifall, der mir bei dem erstmaligen Wiedersehen gezollt wurde, und den die gesammte Berliner Presse mit Freuden guthieß, und die mich als den einzigen Vertreter des Berliner Humors pries, wiederholte sich bei meinen ferneren Gastvorstellungen.

Direktor Richard Schulz ermunterte mich, mit ihm für die nächste Saison einen Gastspielvertrag abzuschließen. Der mir sympathische, arbeitslustige und

schaffensfreudige Leiter des Central-Theaters hatte ganz richtig spekuliert. Ich schloß mit ihm einen Gastspielvertrag für die Saison 1894/95. Dieser Vertrag wurde von Jahr zu Jahr prolongirt — und besteht bis zur heutigen Stunde! —

Wenn auch mitunter die Richtung, die das Central-Theater in seinen Poffen und Schaustellungen verfolgt, nicht ganz meiner künstlerisch veranlagten Auffassung genügt, so werde ich belohnt und erfreut durch die Anhänglichkeit ganz Berlins.

Frei kann ich am Schlusse meiner Tageblätter ausrufen: „Ich bin wohl einer der populärsten, vielleicht der populärste Schauspieler der Residenz!“

Und nun noch ein Wort über das Genre der dem Central-Theater geweihten Stücke: Der Grund, diese Ausstattungspoffen in dieser Form aufzuführen, darf darin gesucht werden, daß der größere Theil Berlins einen außerordentlichen Geschmack an den Specialitätenbühnen findet.

Von den talent- oder auch nicht talentvollen komischen Sängern dieser Bühnen werden die allergepfeffersten Couplets dem Publikum geboten, die in einem geschlossenen Stück unmöglich wären. Sängerinnen aller Rassen, Russinnen, Französinen, Engländerinnen, Amerikanerinnen, Däninnen, Schwedinnen, Rumäninnen, kurz alle Länder tummeln sich auf diesen Brettern, so Amusement bedeuten, in pikantester Form durch Text, Musik und Kostüme, oder auch nicht Kostüme, herum.

Alle diese mehr oder minder begabten Darsteller und Darstellerinnen haben den Soubretten der stehenden Bühnen den Garaus gemacht.

Was Wunder, daß ein so fähiger Direktor wie Richard Schulz, dessen eminente Rührigkeit, Erfindungsgabe und Regietalent einem Theater mit höheren Ansprüchen und edleren Zwecken vollständig gewachsen ist, sich zeitweise auch auf den Standpunkt der Spezialität stellt, nur mit dem Unterschiede in der Ausstattung, die in den geschmackvollsten Kostümen und Dekorationen, überraschenden Trics aller Art hierdurch den vorgenannten Theatern die Spitze bietet! Inmitten dieser wirbelnden Massen, habe ich meistens den verbindenden Text so schauspielerisch wie möglich zu serviren und die Pointe: „Eine tolle Nacht,“ Ausstattungsposse in 4 Akten von Freund und Manstädt, in Scene gesetzt von Richard Schulz, mit Emil Thomas als Gast, erlebte über 300 ausverkaufte Häuser.

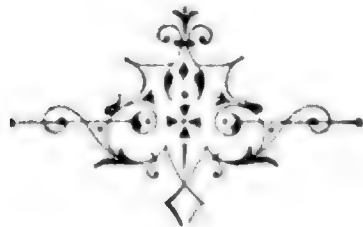
So bin ich denn in einer mir sehr behaglichen Stellung, freue mich meines unversiegbaren Humors. In meinem gemüthlichen Heim waltet meine Betty als sorgsame Hausfrau — die importirten Böglinge erfreuen sich der besten Gesundheit — und besonders ist es mein Papagei — Emil von meiner Frau genannt — der sich im Laufe der Zeit als äußerst gelehrig entpuppte und mir durch sein Plappern oft herzliches Lachen abzwingt. So hat ihn meine Frau — eine gute Wienerin — mit Bartgefühl mir zu Liebe, als geborenem Berliner, die Worte

einstudirt: „**Hoch Bismarck, Deutschland for ever!**“
Und dieses sagt er mit einer Berve — als ob er in einer
Volksversammlung sich befände. — In dieser Idylle
fühle ich mich überaus wohl und lache über so manchen
Thor — der mit Glücksgütern gesegnet — doch eigentlich
seine Berechtigung zum Leben hat! — Nach dem
Theater — wenn ich meiner Arbeit los und ledig — sitze
ich allabendlich in Höhn's Mustern-Salon bei meinem
Freunde Rößler an meinem Stammtisch in Gesellschaft
liebenswürdiger und getreuer Freunde!!

Sollte auch bei mir über kurz oder lang der
Sensenmann an die Thür klopfen, nun denn, nach mehr
wie vierzigjähriger Thätigkeit beim Deutschen Theater
darf ich nicht mehr verlangen wollen, als das Schicksal
Jedem vorgezeichnet hat.

Mit Raimund's, dem besten Humoristen seiner
Zeit, köstlichem Refrain, — aus seinem Verchwender —
werde ich dann von der Bühne des Lebens abtreten,
und ausrufen:

Jetzt leg' ich meinen Hobel hin
Und sag' der Welt Ade.



Z u s ä t z e.

Zusatz zu Seite 244. Selbst mein liebenswürdiger Freund Alexander Seebaum, der geistreiche Kritiker, Verfasser des populär satyrischen Tam-Tam Kalender's, seit langer Zeit in den Vereinigten Staaten thätig, äußerte sich in nicht sehr schmeichelhafter Weise. „Betty Damhofer, welche das Talent und die Mittel besitzt, uns eine „Brünhilde“ zu bringen, war die Einzige — die uns das bot, was wir von einer ersten Sängerin und Schauspielerin verlangen — alles Uebrige war herzlich schwach. Was konnte Herrn Amberg bewegen, uns, die nach dieser Richtung denn doch sehr verwöhnt — solche Mittelmäßigkeit zu bieten.“ Unrecht hatte mein Freund Seebaum nicht.

Zusatz zu Seite 245. Für diese letzte Station hatte er endlich einen jungen Mann gefunden, der als Agent für alle Vorarbeiten sich sehr tüchtig erwies, Herrn Ackermann! Diesem verdanke ich, daß in St. Louis alles auf's Sorgfältigste vorbereitet war! —

Druckfehler = Berichtigung.

- Seite 2, Zeile 16 etc.: bitte statt Kurz, Kurz zu lesen.
- „ 5, „ 26: statt Bei Annahme eines Lustspiels,
Während der Aufführung eines
Lustspiels.
- „ 8, „ 23: statt „Piepfe“, „Püpfе“.
- „ 12, „ 27 etc.: bitte statt l'Arronge, stets L'Arronge
zu lesen.
- „ 16, „ 17: statt August Wolff, August Wolf.
- „ 17, „ 19: statt 1732 Tbl., 1733 Tbl.
- „ 17, „ 22: statt Frau Fried = Blumauer, Frau
Frieb-Blumauer.
- „ 18, „ 6: statt Lavigne, Launay.
- „ 18, „ 7: statt Ober-Director, Operndirector.
- „ 20, „ 18: statt waren zahllos, waren geschehu.
- „ 23, „ 8 und 9: statt dessen Ansprüche der Bühne
angemessen waren, den Ansprüchen
dieser Bühne angemessen.
- „ 23, 24, „ 18, 19: statt Lehmann, Lehmann's.
- „ 31, „ 16: statt Fährte, Ferry.
- „ 31, „ 24: statt seinem Hasenleben, ihrem Hasen-
leben.

III

- Seite 44, Zeile 22: statt dieses seines.
- „ 53, „ 21: statt Gembelhäusel, Gembelhäuser.
- „ 57, „ 25: statt 15 Millionen Dollar, 5 Millionen Dollar.
- „ 58, „ 11: statt mit hunderten von Millionen Dollar arbeitet, mit vielen Millionen Dollar arbeitet.
- „ 59, „ 18: statt 2000 Wagen und 4000 Pferden, 1000 Wagen und 2000 Pferden.
- „ 60, „ 10 und 11: statt 2400000 Dollar zu bezahlen, 400000 Dollar zu bezahlen.
- „ 83, „ 14: statt beim Theater., in der Welt.
- „ 86, „ 2: statt Frau Göze, Fräulein Göze.
- „ 118, „ 19: statt Costa, Krenn.
- „ 120, „ 13: statt 214 Mark, 414 Mark.
- „ 125, „ 21: statt 542 Mark, 342 Mark.
- „ 137, „ 6: statt unfähig, unpraktisch.
- „ 169, „ 3: statt aus der Feder John Neumann's, aus der Feder John Weimann's.
- „ 254, „ 17: statt Der Darsteller des Falk, Der Darsteller des Alfred.
- „ 255, „ 18: statt Schetneßstrett, Schetnetstreet.
- „ 275, „ 5, 7, 8, 9, 10, 14 und 15: statt Ricker, Riker.
- „ 285, „ 16: statt Manstädt, Mannstädt.
- „ 286, „ 6: statt seine Berechtigung, keine Berechtigung.
-

Urtheile der Presse

über neuere belletristische Werke aus dem Verlage von
Carl Duncker in Berlin N. W. 6.

Borchardt, Felix, Lavaströme. Sitten-Roman aus dem neapolitanischen High-life. Preis eleg. broch. M. 3,50.

Unter diesem Titel hat der Verfasser, ein Dresdener Maler, einen Sittenroman herausgegeben, zu welchem ihm einzelne Momente der neapolitanischen Aristokratie die Hauptfiguren hergeliehen haben. Innerhalb eines 5-jährigen Aufenthaltes in der Stadt am Vesuv hat der Verfasser durch seinen Verkehr mit der besten Gesellschaft reichlich Gelegenheit, sie zu studiren, und er scheint sie auch gründlich kennen gelernt zu haben. Nach dem Gesellschaftsbilde, das er hier vor uns aufrollt, muß es in diesen neapolitanischen Sphären nicht viel reinlicher zugehen als in jenen Pariser Kreisen, welchen Zola mit Vorliebe den Spiegel vorhält. Aber der unerschrockene Naturalismus des französischen Moralkritikers hat unserem Autor keineswegs zum Vorbild gedient, davon hielt ihn sein ästhetischer Sinn zurück. Nichtsdestoweniger sind von ihm die Vorgänge deutlich genug gezeichnet, um die volle Versumpftheit der geschilderten Kreise erkennen zu lassen.

(Berliner Tageblatt.)

Gaussen, Ola, Alltagsfrauen. Beiträge zur Liebesphysiologie der Gegenwart. 2. Aufl. Preis eleg. broch. M. 2,50, geb. M. 3,25.

Wie die moderne Schönlitteratur durchweg, behandelt auch dieses Buch die Frauenfrage — das moderne Weib! Wie das Weib des 19. Jahrhunderts eigentlich beschaffen ist, das einmal als kultureller Typus ebensogut dastehen soll, wie die Typen des Roccocos und der Renaissance. Der Verfasser liefert einen Beitrag zur Beantwortung dieser Frage; auf der einen Seite schildert er die hohe Würdigung des Mannes für das Weib als Intelligenz, moralisches Wissen, Charakter, Gesellschaftsmitglied, Kulturamazone, auf der anderen die tiefste Verachtung, die die intelligentesten, verfeinertsten Männer für das Weib in allen diesen Hinsichten hegen. Die Novellen sind sehr lesenswerth und interessant und dürfen wir sie unsern Lesern auf's Wärmste empfehlen.

(Neue Badische Landeszeitung.)

Hansson, Ola, Der Weg zum Leben. Sechs Geschichten. Preis eleg. broch. M. 3, — ; geb. M. 3,75.

Ola Hansson ist einer der begabtesten jüngeren Schriftsteller, die wir kennen. Zwar trägt auch er das Gepräge der sogenannten „Modernen“, er hat sich aber von den Uebertreibungen und Auswüchsen meist fern gehalten. Die 6 Geschichten sind mit großer Kunst geschrieben. Sie gehören fast sämtlich in das Gebiet der feinen Seelenmalerei und ergreifen mehr durch die Art als durch den Stoff der Schilderung. Es liegt eine eigenthümliche, seltsame Stimmung über ihnen, sie wollen genossen und nachempfunden, nicht verschlungen oder zum Einschlafen gelesen sein.
(Deutsche Tageszeitung.)

Lindau, Dr. Paul, Altes und Neues aus der neuen Welt. Eine Reise durch die Vereinigten Staaten und Mexiko. 2 Bde. Preis broch. M. 8, — geb. M. 9,50.

In flottem Stile geschriebene, anziehende Schilderungen von Stadt und Land der Vereinigten Staaten und Mexikos. Das dortige Leben und Treiben hat Lindau ausgezeichnet beobachtet und anschaulich dargestellt, aber noch angenehmer lesen sich die Erinnerungen an die wunderbaren Naturgebilde im National-Park.
(Westermann's Monatshefte.)

Marholm, Laura, Wir Frauen und unsere Dichter. Zweite umgearbeitete und wesentlich vermehrte Ausgabe in 8 Portraits. Preis eleg. broch. M. 3,50.

Die bekannte und begabte Verfasserin, an der wir ebenso die Kraft unmittelbarer Empfindung wie die Kunst feinsinniger Darstellung bewundern, schildert hier, nicht in lehrhaftem, trockenem Tone, sondern in feiner, geistprühender, eigenartiger Weise die Auffassung der Frauen bei Gottfr. Keller, Paul Heyse, Henrik Ibsen, Björnson, Tolstoi, Strindberg, Maupassant, Barbey d'Aurville. Wenn wir auch in der Auffassung der Dichter und der Beurtheilung des Weibes mit der Verfasserin nicht überall einverstanden sind, so haben wir uns doch nirgends dem gewinnenden, fesselnden Eindruck der Schilderung entziehen können.

(Deutsche Tageszeitung.)

**Marholm, Laura, Frau Lilly als Jungfrau,
Gattin und Mutter.** Preis eleg. broch.
M. 3,50.

Was Frau Lilly als Mädchen, Gattin und Mutter erlebt, ist in diesem höchst gelungenen Buch der Wirklichkeit mit vollendeter Meisterschaft abgelautet. Der Typus der Mütter, die ihre Töchter um jeden Preis an den Mann zu bringen bestrebt sind, die sogenannten „Jagd-Partien“, ebenso jener andere Typus der nicht ans weibliche Lebensziel gelangten, der Freundschaftscultus unter den auf diese Bethätigung des weiblichen Liebebedürfnisses reducirten älteren Jungfrauen mit all' seiner inneren Unwahrheit — das öde Gerede von einer Entfagung, die doch stets schielt nach dem Unverschmerzten und nicht mehr Erreichbaren — die Scheinbefriedigung in der das innerste Sehnen des Herzens doch nicht ausfüllenden Theilnahme an den weiblichen Fortbildungsbestrebungen — kurz all' die Herbigkeit des Looses so vieler weiblicher Angehörigen des gebildeten Mittelstandes mit seiner für die große Mehrzahl eben doch unveränderlichen Enge der Denkweise und kleinbürgerlich-ehrenwerthen Solidität der Lebensanschauung — Alles das gelangt in einer Weise zur Darstellung, die — wenn es dessen noch bedürfte — das hervorragende Talent L. Marholms beweist. Eine weniger bedeutende Schriftstellerin hätte den Stoff zu einem mehrbändigen Roman ausgesponnen; statt dessen erhalten wir eine Reihe von Bildern, jedes in seiner Art vorzüglich. Zweifellos ist viel Selbsterlebtes in dem Buch; manche Gestalten muthen wie Porträts an, deren Herkunft nach dem Localton nicht schwer zu errathen ist. Frau Lilly, die Trägerin der Idee des Buches, ist die sympathische Repräsentantin des gesunden weiblichen Lebens- und Liebesdranges und über sie selbst, wie über die humorvoll geschilderte Misère der Alltäglichkeit ihrer Lebensgestaltung, an der Seite des von des Gedankens Blässe nicht angekränkelten, arbeits- und genussfreudigen Gatten, ist die unvergängliche Poesie des echt Menschlichen ausgegossen.

(St. Petersburger Herald.)

Nordau, Max, Entartung. 2 Bände, brochirt
M. 13,50, geb. M. 15,25.

Wider litterarische Irrwege des heutigen Zeitgeschmacks sind in der letzten Zeit verschiedene, schwerwiegende kritische Urtheilssprüche ergangen. Als neu aber, wenigstens inbetreff der ernstesten und konsequentesten Durchführung, muß der Gesichtspunkt bezeichnet werden, von dem Max Nordau in seinem jüngst unter dem Titel „Entartung“ bei Carl Duncker in Berlin veröffent-

lichten Buche an diese in der That mannigfach bedrohlichen Erscheinungen herangetreten ist. Nordau ist bekanntlich praktischer Arzt und als solcher ein Anhänger der Theorie Lombroso's von dem Umsichgreifen der Hysterie und körperlich-geistigen Entartungen im gegenwärtigen Geschlecht des Civilisationsbereichs. Aber er sieht eine Lücke in dem System seines Meisters, indem er den Nachweis der Einwirkungen jener epidemischen Krankheitszustände auf die Litteratur und Kunst vermisst. Diesen Nachweis durch eine Untersuchung zu führen, die ästhetisch-litterarische Kritik durch den pathologischen Einblick zu ergänzen, ist die Absicht, von der er bei der Entwerfung seines Werkes geleitet wurde. „Die Entarteten“, so schreibt er an Lombroso, „sind nicht immer Verbrecher, Prostituirte, Anarchisten und erklärte Wahnsinnige, sie sind manchmal Schriftsteller und Künstler.“ Es sei dringend nothwendig, einen Warnungsruf an die zahlreichen Bewunderer solcher Entarteten des Schriftthums, der Malerei und Musik ergoßen zu lassen, „daß sie für Kundgebungen des moralischen Irrsinns, des Schwachsinns und der Verrücktheit schwärmen“. Natürlich kann es uns nicht einfallen, im Rahmen dieser Hinweisung ein Bild der Auffassung Nordau's und seiner Beweismethode geben zu wollen. Gesagt muß aber sein, daß in dem merkwürdigen, geistprühenden, wiederum durch die brillianteste stilistische Eigenart sich heraushebenden Buch viele große, beherzigenwerthe Wahrheiten mit allem Muth und schneidigem Nachdruck wissenschaftlicher Ueberzeugung und mit tiefer und vielseitiger Kenntniß des Lebens und seiner geistigen Offenbarungen ausgesprochen wird. (Leipziger illustr. Zeitung.)

Porikky, J. E., Wie sollen wir Heinrich Heine verstehen — Eine psychologische Studie. Eleg. broch. M. 1,50.

Der Autor dieses Werkchens beabsichtigt keineswegs, uns ein Charakterbild über Heine zu liefern, und obgleich der Titel seines Buches einer Fragestellung gleichkommt, läßt er die Frage offen und scheint vom Leser zu verlangen, daß er selber sich ein Urtheil über den Dichter bilde. Zu diesem Behufe registriert der Autor all das, was auf den Menschen und Dichter Heine irgendwelchen wesentlichen Bezug hat. Dadurch entsteht nun ein Bild, wie es treuer und natürlicher nicht gewählt werden kann. Wir gewinnen den Eindruck, daß wir die hehre Dichtergestalt Heine bisher noch nicht genügend gekannt haben und daß uns jetzt so Manches deshalb verständlicher geworden, weil uns Gelegenheit geboten wird, nachzudenken, um uns ein eigenes Urtheil darüber bilden zu können.

(Rundschau für Kunst . .)

Schulke, Dr. Siegm. Privatdozent an der Universität Halle-Wittenberg. „Wege und Ziele deutscher Kunst und Literatur.“ Preis eleg. broch. M. 2,40.

Wiewohl dieselben nur 150 Seiten umfassen, gehören sie doch zu dem Inhaltreichsten der modernen Literaturgeschichte. Seiner Eigenart entsprechend, stellt unser vielbelesener Forscher auch diesmal leitende Ideen auf, deren Wirken er selbst in den geringsten Erscheinungen der Literatur und Kunst mit ungewöhnlichem Feingefühl herausspürt, wodurch die Anordnung des überreichen Stoffes in hohem Maße lichtvoll wird. Der Grundgedanke (der Künstler soll sich zur freiesten Individualität hindurcharbeiten, aber in seinem Volk, in seiner Zeit wurzeln) tritt überall scharf hervor und wird durch einen Rückblick auf die deutsche Malerei bis zu Anfang des Jahrhunderts, und auf die Literatur bis zum Kriegsjahre 1870 historisch begründet. Gewisse Parallelerscheinungen zwischen diesen beiden Kunstgattungen sind in eigenartigster Weise dargestellt, wie denn auch die Vergleiche zwischen einigen literarischen Zeitabschnitten überraschend neue Gesichtspunkte bieten. Mit seltener Beobachtungsgabe und Urtheilskraft ausgerüstet, versteht der Verfasser in das Gewirr der sich kreuzenden, parallel laufenden oder sich bekämpfenden künstlerischen Richtungen Klarheit zu bringen und zum Schluß kennzeichnet er, ganz in der Gegenwart wurzelnd, mit dem Seherblick des echten Literaturhistorikers die großen Ziele, denen die moderne Kunst bewusst oder unbewußt entgegenstrebt.

Eugen v. Jagow.

Porikky, J. E. „Fern vom Glück.“ Psycholog. Roman. Eleg. broch. Preis M. 2,—.

Wie der Verfasser es bereits in seinen „Skizzen aus der Anatomie“ so vortrefflich verstanden hat, die Realistik in malerischer Weise zum Ausdruck zu bringen, finden wir sie hier in noch weit höherem Maße. P. kennzeichnet sich wieder als ein feiner Beobachter, man fühlt und lebt mit ihm und folgt ihm auch gern, wenn er in seiner saugenden Manier stärkere Anforderungen an das Nervensystem stellt. —

Günther, Dr. Reinhold, Ober-Lieutenant. „Sclaven der Feder.“ Roman. Preis eleg. broch. M. 4,—.

Dr. Reinhold Günther, welcher uns bereits aus seinen kultur- und militärhistorischen Arbeiten vortheilhaft bekannt ist (sein Werk „Geschichte des Feldzuges von 1800 wurde von der schweizerischen Offiziersgesellschaft preisgekrönt) begegnet uns hier auf einer neuen Sphäre und müssen wir gestehen, daß

uns seine Vielseitigkeit überrascht hat. — Das sichere gewandte Schreiben, sein lebendiger klarer Stil, frei von jeder Künstelei heimelt an und seine Schilderungen sind natur- und lebenswahr. „*Slaven der Feder*“ versetzen uns in die Redactionsräume einer Tageszeitung und zeigen uns an allen Ecken und Enden die Intriguen in anschaulichster Weise, deshalb empfinden wir gewiß schon das vollste Mitleid mit Hortense von Hoewen nachdem sie erst kurze Zeit an der Stadtzeitung ihre Reporterstellung angetreten, zu welcher sie nicht die Sucht nach Ruhm, sondern die „einst besseren Tage der familie“ getrieben. — Der Roman ist spannend geschrieben, wirkt mitunter recht erregend und der Ausgang — doch wir wollen unseren Lesern und Leserinnen nicht mehr verrathen, es lohnt sich ein solches Stück aus dem täglichen Leben kennen zu lernen, und sie werden sich gewiß lieber selbst von dem Schlusse überraschen lassen. — Ob sie den gleichen Ausgang gewünscht hätten — wer weiß?

Meebold, Alfred. „*Vox humana.*“ Eleg. broch.
Preis M. 2,40.

Es sind reizende Novellen und Stimmungsbilder die der Autor uns hier in schmuckem Gewande darbietet. Der Titel wurde der Sammlung nach der ersten zugleich größten Novelle gegeben; die weiteren benennen sich: *Meine drei* — *Erbfeindliches* — *Hochzeitstag* — *Die graue Theorie* — *Und doch* — *Das Entlein*. — Das Buch bietet etwas Eigenartiges, tief Empfundenes, es regt zum Denken an, und zweifeln wir nicht, daß sich dasselbe viel Freunde erwerben wird; „*Vox humana*“ und „*Hochzeitstag*“ sind Cabinetstückchen, wie wir sie in einer späteren Sammlung gern wieder sehen würden. —

von Padberg, Alexander. Königl. Preuß. Ober-Regierungsrath. „*Weib und Mann*“. Versuche über Entstehung, Wesen, Werth. Preis eleg. broch. M. 2,—.

Verfasser, welcher sein naturwissenschaftliches Studium dazu benutzte um eine Gesetzmäßigkeit für das Verhältniß des männlichen und weiblichen Geschlechtes in der Natur zu finden, gelangte zu dem Resultat, daß die bisherigen Forschungen, welche seinen Arbeiten dienlich sein konnten sich lediglich auf den Menschen beschränkten und glaubt hier hinreichend Anlaß zu haben Vorurtheile zu tadeln und Irrthümer zu berichtigen. Die von ihm vertheidigte Ansicht über die Entstehung des Geschlechtes beim Menschen ist das Ergebnis eigener Forschung und haben Landois, Ploß, Janke, Giron, und Girck's Schriften viel dazu beigetragen,

das Bild zu vervollständigen. Von Padberg sagt in seiner Vorrede „Wenn man zurückschaut in die Jahrtausende und all' die Unbill und Grausamkeiten wahrnimmt die das weibliche Geschlecht von Seiten der Männerwelt zu erdulden hatte und bei vielen Völkern noch heute erduldet, wenn man den Blick richtet auf die zahlreichen Irrthümer die von Aristoteles bis heute herrschend, das weibliche Geschlecht als das geringere, das schwache, vom Manne fast in jedem Betracht übertroffene, darstellt, dann kann man empört werden“. etc. —

Die in populärwissenschaftlichen Style gehaltene Arbeit, deren Werth durch die zahlreichen statistischen Angaben noch erhöht wird, ist für den reiferen, denkenden Menschen geschrieben und bildet einen interessanten Beitrag zum Studium des Geschlechtslebens bei Mensch und Thier. —

Hansson, Ola, „Nordisches Leben.“ Band I.:
Goldene Jugend. Preis eleg. broch. M. 3,—
geb. M. 3,75.

Von keinem Volke kann gesagt werden, daß es reicher an Uebersetzungen fremder Literaturwerke sei, als das deutsche. Einen großen Theil dieses Reichthums machen in neuerer Zeit die Werke der nordischen Literaten aus, von Henrik Ibsen bis zu dem machtvollen Prosafisten Knut Hamsun, und wir haben neben anderen Vortheilen auch den von den fremden Gästen gehabt, daß wir einen tiefen Einblick gewannen in nordisches Leben und Denken. Allein eine unmittelbare Vorführung dieses Lebens in seinen verschiedenen Phasen, wie Ola Hansson sie uns bietet, muß als ein Neues bezeichnet werden — gewissermaßen als ein Commentar zu den nordischen Dichtern und Schriftstellern, welche bei uns Heimathsrecht erlangt haben. Allein, es war keineswegs die Absicht Hansson's, einen Commentar zu schreiben, und das in jeder Beziehung selbstständige und originelle Dichtungswerk — eine Reihe zusammenhängender, prachtvoller Skizzen — ist auch kein solcher. Eine auf der Hand liegende Thatsache ist es aber, daß — ähnlich wie ein Besuch Scandinaviens, so auch die Lectüre dieses Werkes das Verständniß für den nordischen Dichter mächtig fördert. Ola Hansson hat hier, zunächst mit diesem ersten Bande: „Goldene Jugend“, ein Buch geschaffen, welches seine früheren Schriften bei Weitem übertrifft. Er führt uns in das Leben der skandinavischen, im Besonderen der schwedischen Jugend und geizt nicht mit seiner Kunst der dramatisch-lebendigen Darstellung. Ein Satz aus Hansson's Vorwort scheint mir für die Typen charakteristisch zu sein, die uns vorgeführt werden: „Gute, klare Köpfe ohne Ziele, starke Körper und starke Triebe

ohne Bethätigungsmöglichkeit für den ganzen Mann — wir sehen sie täglich im goldenen Jugendwirbel untergehen, während der Kork obenauf schwimmt.“ Hansson's interessante, mit neuen Wortwerthen arbeitende Gestaltungsart ist schon bekannt, aber mehr als sonst kann man von dem vorliegenden Buche sagen: es enthält eine fesselnde, durchgeistigte Arbeit.

(Hamburg. Fremdenblatt.)

Anfang März 1897 erscheint:

„Psychologie der Frau“

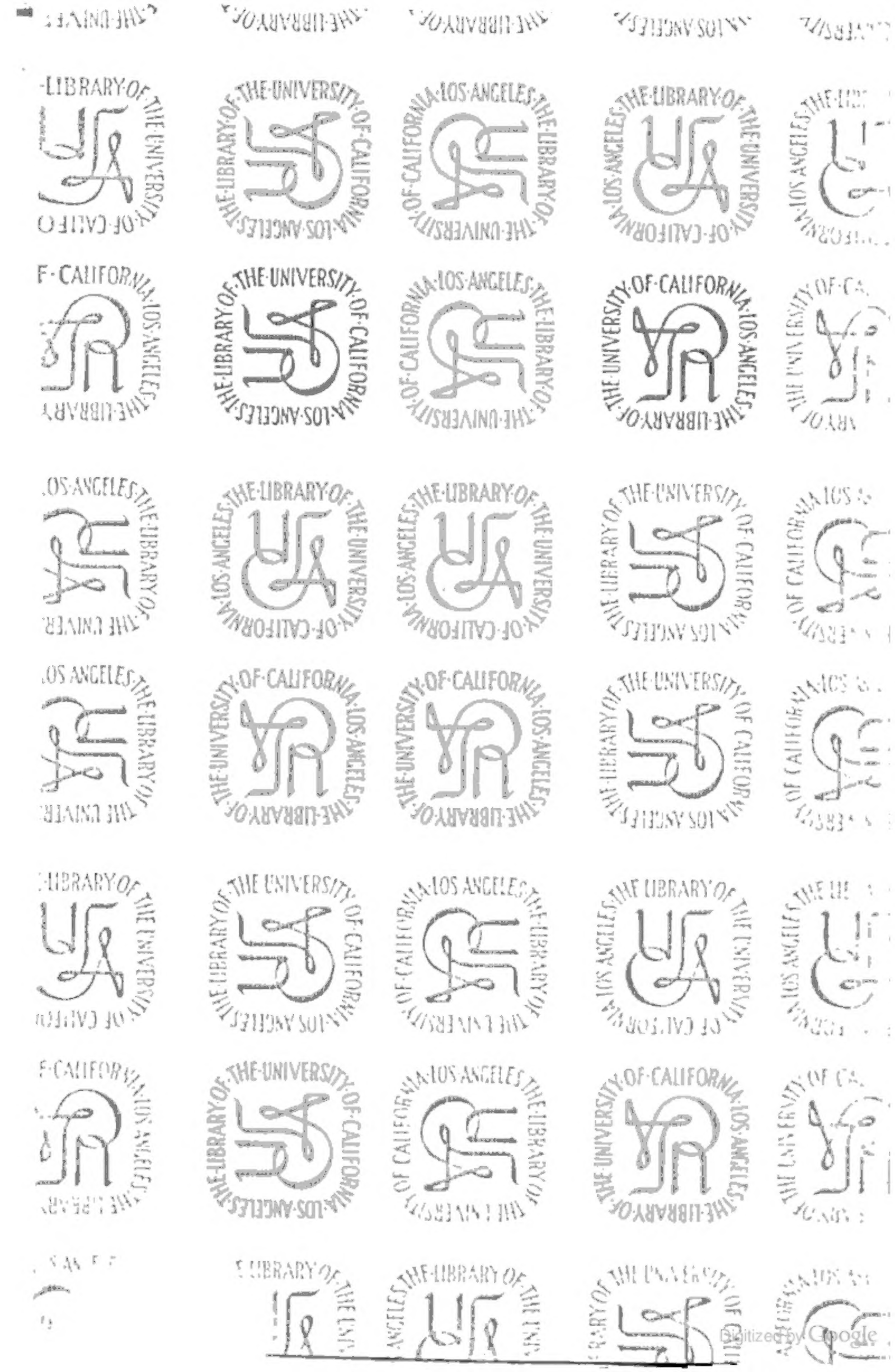
von

Laura Marholm.

Ohne Frage wird dies Buch berechtigtes Aufsehen erregen, denn die Verfasserin ist die einzige Frau, welche offen und frei mit ihrer Meinung über die Frauen in die Öffentlichkeit tritt.

4K224B1

Alfred Unger, Berlin C. Spandauerstr. 48.





A 000 076 797 0



